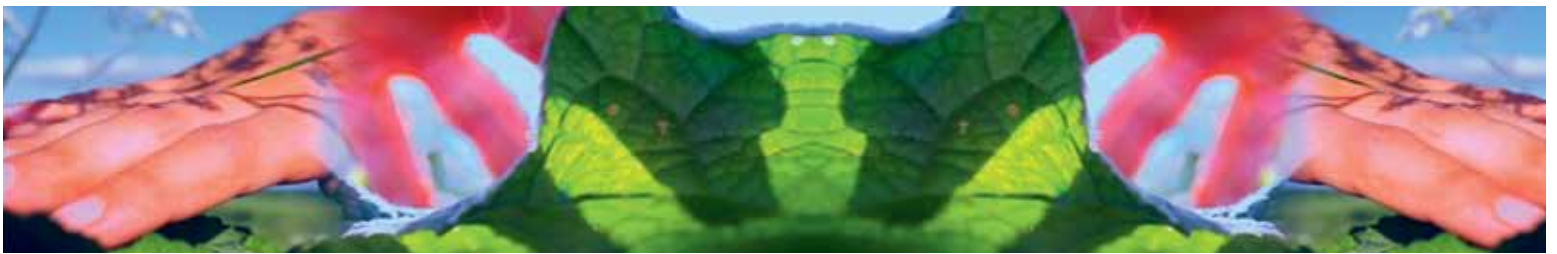


Sonderausgabe: Zur Lage der Nation

Nummer 30/31 – 24. Juli 2014 – 82. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCH



Kraftorte der Schweiz

Mit: Pipilotti Rist (Cover-Gestaltung), Peter Bichsel, Beatrice Egli, Andreas Gross, Thierry Carrel, Delia Mayer, Bertrand Piccard, Mix & Remix, Lara Gut, Thomas Jordan, Erich von Däniken, Hazel Brugger, Tim Guldemann u. v. a. m.

Auch Spitzenkoch
Andreas Caminada nutzt
den Combi-Steam von V-ZUG.



Gut erfunden:
Gourmet-Menü auf Knopfdruck.



Entscheiden Sie sich für Schweizer Qualität: der Combi-Steam XSL mit der Weltneuheit GourmetDämpfen.

Zu Hause kochen wie die Maîtres de Cuisine: Dank vorprogrammierter Gourmet-Rezepte gelangen Ihnen die feinsten Menüs auf Knopfdruck. Erfahren Sie mehr über unsere einzigartigen Innovationen unter vzug.ch

Intern

Die Schweiz ist interessant. Vielleicht ist sie auch deshalb interessant, weil sie niemand so richtig versteht und weil sie auch ihren Deutern immer wieder ein sympathisches Rätsel bleibt. Zu solchen Befunden kommt in dieser traditionellen 1.-August-Ausgabe der legendäre Schweizer Schriftsteller Peter Bichsel, der uns in seinem Solothurner Arbeitszimmer auch gleich noch in ein weiteres Mysterium seines Lebens einführt:



Danke: Pipilotti Rist.

Bichsel wurde, wie er uns erzählte, auch deshalb hauptberuflich Schriftsteller, weil er sich in den späten sechziger Jahren mit der *Weltwoche* verkrachte. Möglicherweise steht der prononciert links stehende Autor der *Weltwoche* bis heute nicht mit uneingeschränkter Zustimmung gegenüber, doch wir haben uns gefreut, und es ist uns eine Ehre, diesen mit Preisen geradezu dekorierten Schriftsteller in diesem Blatt gross interviewen zu dürfen. Seite 28

Das Motto dieser Ausgabe lautet: «Kraftorte der Schweiz». Mit seiner Idee wollte unser Kollege Urs Gehrig nicht das esoterische Potenzial des Landes anzapfen. Es ging ihm darum, die Zeitung um inspirierende Gegenden und faszinierende Persönlichkeiten herum zu gruppieren. Vielfalt, Gegensätze machen die Schweiz aus, diese bestorganisierte Anarchie des Abendlandes, die es zum Erstaunen vieler ihrer Bewohner geschafft hat, sich als Sonderfall so erfolgreich in der Welt zu behaupten. Ihre tatsächlichen und vermuteten Eigenheiten werden gerne kritisiert. Wie es der Tradition der *Weltwoche* entspricht, lassen wir das Gegenläufige aufeinanderprallen, die Vielfalt zu ihrem Recht kommen.

Wir danken den zahlreichen Persönlichkeiten, dass sie uns in den beginnenden Sommerferien an ihren persönlichen Kraftorten zu offenen, vertrauensvollen, mitunter auch streitfreudigen Diskussionen empfangen haben. Wer macht die Schweiz aus? Unternehmer wie Jean-Claude Biver oder Daniel Bloch, die Sportlerin Lara Gut, der Abenteurer Bertrand Piccard oder der Historiker Urs Altermatt (am Luzerner Löwendenkmal), aber auch Roger Farinelli, der oberste Hauswart der Schweiz.

Die *Weltwoche* setzt sich kritisch mit der Gegenwart auseinander, auch mit Exponenten unserer offiziellen Politik. Das galt in diesem Jahr unter anderem für Botschafter Tim Guldemann, Spitzendiplomat in Berlin und in der Ukraine. In dieser Ausgabe erklärt Guldemann auf sieben Seiten seine Position und die der Schweiz, er spricht über Neutralität und die EU, über seine Kritik an der Schweiz und über seinen Patriotismus.

Last, but not least danken wir der Schweizer Künstlerin Pipilotti Rist, die das Cover dieser Sonderausgabe für uns gestaltete. Die *Weltwoche* hat in den letzten Jahren immer wieder bekannte Schweizer Künstler mit dieser Aufgabe betrauen können, zuerst Hans Erni und dann Rolf Knie. Den Reigen dieser faszinierenden Persönlichkeiten erweitert Pipilotti Rist auf eigene, unnachahmliche Weise. Ganz herzlichen Dank! Ein grosser Dank gebührt auch unserem Kollegen Alex Reichmuth, der das Blatt konzipierte und redaktionell betreute. Viel Vergnügen!
Ihre Weltwoche

Ein Hinweis an unsere geschätzte Leserschaft:

Dieses Sonderheft ist eine Doppelnummer. Die nächste *Weltwoche*-Ausgabe erscheint am 7. August.



www.stellen-anzeiger.ch



STELLEN-ANZEIGER
Das Schweizer - Jobportal

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG,
Föhrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 283,- (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40,- (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktioneller Berater: Urs Paul Engeler

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*),

Alex Baur, Urs Gehrig, Wolfgang Koydl,

Christoph Landolt, Christian Mundt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Mark van Huissingel

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Peter Hartmann, Pierre Heumann,

Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr,

Tom Kummer, Dirk Maxeiner,

Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller,

Daniele Muscionico, Deborah Neufeld,

Kurt Pelda, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, David Schnapp,

Hildegard Schwaninger,

Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Laura Kolodziej (*Leitung*),

Simon Keller, Maya Wipf (*Assistentin*)

Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay

Korrektorat: Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (*Leitung*),

Fabian Keller, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.

Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut





BESTE AUSSICHTEN AUF SCHNELLE GESUNDUNG

Wir sind als Privatklinik auf ausgewählte chirurgische Fachgebiete spezialisiert. Unsere Kompetenzbereiche präsentieren wir Ihnen ausführlich im Internet auf www.pyramide.ch. Ihr Wohlbefinden ist unser oberstes Gebot. Wir behandeln und pflegen Sie mit Fürsorge und haben stets ein offenes Ohr für Ihre persönlichen Anliegen. Damit Sie auch schnell wieder gesund werden.



KLINIK PYRAMIDE ▲ SPITZE FÜR SIE

BELLERIVESTRASSE 34, CH-8034 ZÜRICH, TEL. +41 (0)44 388 15 15, FAX +41 (0)44 381 26 26, WWW.PYRAMIDE.CH, INFO@PYRAMIDE.CH

Kraftort Federer

Warum es eine religiöse Erfahrung bedeutet, Roger Federer beim Training zuzuschauen. Von Roger Köppel

Er spielt noch viel besser Tennis, als ich aufgrund der Fernsehbilder gedacht hatte. Durch Zufall habe ich ihn beim Trainieren aus nächster Nähe beobachten können auf einem Hartplatz im Raum Zürich. Freundlich betritt er die Halle, seine beiden Trainer haben bereits das Terrain erkundet. Fabrikneue Filzbälle werden, gut abgepackt in Kartonschachteln, hereingetragen. Seit zwanzig Minuten spielen sich seine beiden Sparringspartner ein. Ein Kollege, der Federer seit Langem kennt, raunt mir zu: «Wenn Roger auf dem Court steht, lädt sich die Luft elektrisch auf.»

Er hat nicht unrecht. Federer hat ein unglaubliches Charisma auf dem Platz. Er dominiert den Court körperlich, einmal durch seine perfekte Technik, die beiläufig scheint, unwirklich entspannt und locker, dann aber auch durch seine gespenstische Schnelligkeit, in der sich Kraft und Eleganz verbinden. Seine grösste Fähigkeit, erzählt Federers Kollege, selber ein exzellenter Spieler, sei die Kunst, die Spielzüge des Gegners vorzusehen. Er weiss immer, was der andere macht. Möglicherweise weiss er es schon, bevor es der andere weiss, und vielleicht spielt er intuitiv so, dass der andere gar nicht anders spielen kann, so dass Federer gleichsam zum Architekten des Spiels auch seines Gegners wird.

Natürlich ist hier alles nur Übung, kein mehrstündiger Verschleisskampf wie der letzte Wimbledon-Final, in dem Federer dem Serben Novak Djokovic nach nervenzerreissenden Wechselbädern erst auf den letzten Millimetern erlag. Irgendwie bleibt es unfassbar, warum es ausgerechnet dieser sympathische, bescheiden wirkende Baselbieter schaffte, in einer Sportart, die weltweit von Millionen Menschen mehr oder weniger verbissen betrieben wird, ganz an die Spitze zu stossen und dort auch über so lange Zeit zu bleiben. Was macht es aus, ob einer ein Talent bleibt oder zum Superstar durchstartet? Man weiss es nicht. Alle Erklärungsversuche bleiben nebelhaft. Es gibt nicht den einen identifizierbaren Grund.

Federer war bis fünfzehn, sechzehn ein guter Spieler, aber er hatte einen Hang zur psychologischen Selbstzerstörung, als ob das Immunsystem wie Säure das Selbstvertrauen zerfrisst. Pro Match zertrümmerte er bis zu drei Rackets unter Flüchen und Verwünschungen, berichten Leute, die es erlebt haben. Man kann sich den heutigen Federer, ein Inbild an Zivilisiert-



«Die Windböe von Key Biscayne.»

heit und Manieren, so nicht mehr vorstellen. Offensichtlich hat er es geschafft, seine kämpferischen Triebe auf dem Platz Richtung Gegner zu kanalisieren. Was gab den Ausschlag?

Sein Durchbruch erfolgte 1998. Der siebzehnjährige Federer spielte an der Orange Bowl in Key Biscayne, einer Art Juniorenweltmeisterschaft U18, in der ersten Runde gegen den Argentinier Guillermo Coria. Alles deutete auf einen Sieg des pfeilschnellen Südamerikaners hin. Federer wurde auf der Grundlinie wegbombardiert, Coria hämmerte mitleidlos. Matchball. Ein scheinbar sicherer Triumph.

Dann geschah das Unfassbare. Federer war bereits am Boden, ein letzter Verzweiflungs-

schlag mit der Rückhand misslang, nur der Rahmen traf den Ball, der unkontrolliert übers Feld hinausgeflogen wäre. Plötzlich aber wehte eine Windböe, die aus dem Nichts kam, den Ball unerreichbar für Coria zurück ins Feld. Der Argentinier verlor den Matchball, Federer kämpfte sich zurück, gewann das Spiel, dann das Turnier, wurde die Nummer eins der Junioren, schliesslich die Nummer eins der Welt. Die Windböe von Key Biscayne markierte einen entscheidenden, sagen wir ruhig: den magischen Wendepunkt in diesem Spiel und womöglich in Federers Karriere.

Was wäre passiert, wenn die Windböe den Ball nicht mehr ins Feld geblasen hätte? Wie hätte Federer die Erstrunden-Niederlage an der Orange Bowl verkraftet? Wäre er zurückgesunken ins Säurebad der Selbsterfleischung? Hätte er trotzdem seine fantastische Erfolgsserie einfach mit leichter Verspätung begonnen? Niemand kann es sagen. Tatsache ist, dass Talent, Können und Fleiss manchmal nicht reichen. Es gibt Zufälle, Konstellationen, Fügungen und höhere Gewalten, die alles verändern können.

Es ist aber kein Zufall, und es ist auch nicht abwegig, wenn extrem erfolgreiche Menschen ein Flair fürs Okkulte, fürs Esoterische oder fürs Religiöse entwickeln. Sie wissen und haben erfahren, dass im Ernstfall sehr wenig über sehr viel entscheiden kann. Der eigene Erfolg ist oftmals mehr als die Summe der ihm zugrundeliegenden Anstrengungen. Der Mensch ist, wenn der Druck am grössten, die Luft am dünnsten ist, immer auch Kräften ausgesetzt, über die er nicht verfügt.

So mysteriös die Ursprünge des Erfolgs sein können, so unsicher ist, ob die Erfolge auch in Zukunft kommen werden. Der berühmte Schriftsteller Thomas Mann konnte noch auf dem Gipfel seines Ruhms durch die kleinsten unerwarteten Missliebigkeiten in existenzielle Verzweiflung verfallen. Federers Rivale Rafael Nadal unterzieht sich vor jedem Ballwechsel einem faszinierend-neurotischen Zupf- und Zwinkerritual, um die Götter des Schicksals günstig zu stimmen.

Immer dann, wenn der Mensch über sich hinaussteigt, wenn er sich selber transzendiert, kommt Religion ins Spiel. Spitzenleistungen sind religiöse Erfahrungen – für ihren Urheber, aber auch für den Zuschauer, der dem Aussergewöhnlichen beiwohnt. Menschen sind, auf allen Gebieten, zu Dingen in der Lage, die sie selber nicht für möglich halten. Gott ist auch ein Sinnbild für die Möglichkeiten des Menschen, die ihm selber unverständlich bleiben.

Hier liegt der tiefere Grund, warum Federers Tennis Glück erzeugt – beim Betrachter, aber auch beim überglücklich trainierenden Federer. Seine bezaubernde Perfektion erinnert uns an das schönste Rätsel der Existenz: Menschen sind immer wieder zu übermenschlich scheinenden Leistungen fähig.





Kraftwerk der Heiterkeit: Lara Gut. Seite 42



Ideologie des Terroirs: Schweizer Wein. Seite 68



Elefantenmutter: Theresa Warth. Seite 96



Schoggi-Patron: Daniel Bloch. Seite 102

Kommentare & Analysen

5 Editorial

11 **Kommentar** Die Wahrheit stirbt zuerst

11 **Im Auge** Julian Assange, Justizfall

12 **Landwirtschaft** Schweiz ohne Seele

12 **Antisemitismus** Blanker Hass auf Israel

13 **Personenkontrolle** Egerszegi, Gerber, Niederberger etc.

13 **Nachruf** Johnny Winter, Musiker

14 «Die Hamas bestimmt Israels Agenda»

Der ehemalige Mossad-Chef Efraim Halevy über Netanjahu

16 Klarer Fall von Déjà-vu

Putin zieht nur durch, was Jelzin und Gorbatschow planten

18 **Bildungspolitik** EU braucht Schweizer Spitzenforschung

20 **Die Deutschen** Weg das Deck!

20 **Wirtschaft** Demnächst kracht es

21 **Ausland** Gestörte Sommerferien

22 **Mörgeli** Heimat, Schweiz und Welt

22 **Bodenmann** Leasing: 200 000 Schweizer Schafe

23 **Medien** Der Fürst der Finsternis

23 **Gesellschaft** Hübsche Wende

24 **Leserbriefe** / Darf man das?

Sondernummer: Zur Lage der Nation

26 **Inhalt** Themen der Sondernummer

28 «Schweiz ist Cervelat»

Werkstattbesuch beim Schweizer Schriftsteller Peter Bichsel

34 Nahaufnahmen

Die verblüffenden Qualitäten von «Tatort»-Star Delia Mayer

36 Letzte Ausfahrt: Matterhorn

Die schwindende Kraft unserer grossen Berge

39 **Gurten** Kleiner Berg, ganz gross

40 **Restaurants** Top Ten von Mark van Huissing

42 Lara lacht

Keine Sportlerin generiert so viel Begeisterung wie Lara Gut

45 **Fussball** Pfosten Gottes

46 «Wir sind Ärzte, keine Totengräber»

Die Ziele des Schweizer Spitzendiplomaten Tim Guldemann

54 «Ich will ein lebendiger Fisch sein»

Jean-Claude Biver sagt, wie man an der Spitze bleibt

58 **Mix & Remix** Die Geschichte der Schweiz

60 «Mein Schlaf ist zum Glück sehr gut»

Was bringt Herzchirurg Thierry Carrel ins Schwitzen?

63 **Jazz** Hommage an Othella Dallas

64 **Humor** Die Motivation von Komikerin Hazel Brugger

66 «Muss das sein?»

Roger Farinelli, der oberste Hauswart der Schweiz, tritt ab

68 Lob der Nische

Schweizer Weine auf dem Vormarsch

72 **Geschichte** Mit Historiker Urs Allematt am Löwendenkmal



Das Geheimnis professioneller Reinigung wurde gelüftet. Bei Ihnen zuhause.

Die neue Electrolux RealLife Generation vereint professionelle Glaspflege und perfekte Reinigung: mit optimalem Schutz von Gläsern dank «SoftGrip», herausnehmbarer Besteckschublade für komfortables Be- und Entladen und Platz für bis zu 15 Massgedecke. Mit nur 37dB(A) im Programm «ExtraSilent» sind sie die leisesten Geschirrspüler im Markt – und dank Energieeffizienzklasse A+++ gehören sie auch zu den sparsamsten. Entdecken Sie mehr auf www.electrolux.ch



**Die neue Electrolux RealLife Generation.
Entdecken Sie die Möglichkeiten.**



Electrolux



«Intelligenz schützt vor Dummheit nicht»: Schriftsteller Peter Bichsel. Seite 28

74 Schönheit, die von innen kommt

Versuch, den Schweizer Schlagstar Beatrice Egli zu entschlüsseln

76 «Mein Kraftort ist die Nationalbank»

Nationalbank-Chef Thomas Jordan über die Welt, die Zukunft und die Schweiz

80 Tourismus Mit dem Jungfraubahn-Chef zum «Top of Europe»

83 Liberalismus Brenda Mäder und Silvan Amberg, die Gründer der Partei «up!»

84 Warten auf die galaktischen Brüder

Bestseller-Autor Erich von Däniken und die Ausserirdischen

86 Luftfahrt Die legendäre Lockheed Super Constellation fliegt wieder

88 Gastronomie Julia Pfäfflis «Löwen» im Berner Seeland

90 Der den Rheinfall staut

Mit dem Politiker Christoph Blocher am grössten Wasserfall Europas

93 Schweiz In Unterbäch VS gingen 1957 die ersten Schweizer Frauen an die Urne

94 Geschlechter Helena Trachsel, Gleichstellungsbeauftragte des Kantons Zürich

96 Elefanten Die Schweizerin Theresa Warth rettet Tierwaisen in Simbabwe

99 «Solar Impulse ist kein grünes Projekt»

Der Schweizer Flugpionier Bertrand Picard über die Energiewende

102 Schokolade Patron Daniel Bloch über das Untypische seiner Firma in Courtelary

104 Ein glücklicher Tag

Der Tag, als Pipilotti Rist anfang, neue Energiefelder für die Schweiz zu erfinden

108 Kraftort Krafraum

Im Training mit Spitzenschwinger und Publikumsliebling Christian Stucki

110 Ach, Sozialismus

SP-Nationalrat Andreas Gross über die Nöte eines Sozialisten

112 Zürich by Wünschelrute

Unterwegs mit einem Pendler auf der weltberühmten Bahnhofstrasse

Autoren in dieser Ausgabe

Mix & Remix



Der Romand, der mit bürgerlichem Namen Philippe Becquelin heisst, zählt zu den auffälligsten Karikaturisten des Landes. Exklusiv

für die *Weltwoche*-Sommernummer hat er in seinem humorvoll-bissigen Stil die Höhepunkte der Schweizer Geschichte illustriert. Seite 58

Thilo Thielke



Der Autor und Journalist war Redaktor bei Spiegel TV und beim *Spiegel*. Seit 2003 berichtet er als Korrespondent in Nairobi und Bangkok.

In dieser Ausgabe schreibt er über eine mutige Schweizerin, die im Süden Simbabwes Elefantenwaisen rettet. Seite 96

Blättern wie im gedruckten Heft.

Mit der sanften Blättertechnik vermittelt das E-Paper noch mehr Lesevergnügen. Beachten Sie den Link auf unserer Website.



DIE WELTWOCH

Traumhaftes Schottland mit luxuriöser MV Lord of the Glens***+ Edinburgh–Inverness–Kyle of Lochalsh–Glasgow

11 Tage ab Fr. 3990.-

inkl. Flug und allen Ausflügen



2-Bettkabine

- **NEU mit Daten 2015**
- **Luxuriöses Schiff mit einmaligem Ambiente**
- **Caledonian Canal «Neptune's Staircase»**
- **Bezaubernde Küstenlandschaften**
- **Schlösser, Burgen, Landhäuser**
- **Loch Ness, Loch Oich, Loch Lochy**

MV Lord of the Glens****+

Ehemaliges Hochseeschiff mit Decks aus Teakholz und Innenausstattung aus edlen Harthölzern, was zum Ambiente eines Luxus-schiffes beiträgt. Das Gros der 27 Kabinen (ca. 10 m²) ist mit grossen, nicht zu öffnenden Fenstern ausgestattet, vier haben grosse Bullaugen. Geschmackvolle Kabinen mit Dusche/WC, Föhn, Klimaanlage, Telefon, TV/Radio, Safe, Bademäntel und Toilettenartikel. Vorzügliches Essen im eleganten Restaurant mit grossen Panoramafenstern. Komfortable Lounge, Bar und Bibliothek. **Nichtraucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

Reisedaten 2014/2015

03.09. – 13.09.2014 *geändertes Programm am 4. Tag*
20.06. – 30.06.2015
11.07. – 21.07.2015

Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt in der gebuchten Kategorie
- Vollpension an Bord
- Flug Zürich–Edinburgh/Glasgow–Zürich mit KLM via Amsterdam
- Hotelübernachtungen in Edinburgh und Glasgow jeweils mit Frühstück
- Stadtrundfahrten Glasgow und Edinburgh
- Reiseleitung Schottland-Kennerin Konia auf dem Schiff
- Bordprogramm
- **Alle Ausflüge**
- Alle Hafentaxen und Transfers

Nicht inbegriffen: An-/Rückreise zum/vom Flughafen Zürich, Gepäckgebühren KLM (ca. € 30.– p.P. / Weg), Versicherungen (wir empfehlen Ihnen eine Jahresversicherung von Elvia), Getränke, Trinkgelder, Treibstoffzuschläge vorbehalten, Auftragspauschale Fr. 35.– pro Auftrag (entfällt bei Buchung unter www.thurgautravel.ch)

Preise pro Person in Fr.

2-Bettkabine James Watt	3990
2-Bettkabine David Roberts	4990
2-Bettkabine Superior David Roberts	5390
2-Bettkabine Alexander Graham Bell	5590
Zuschlag zur Alleinbenutzung James Watt	1190
Jahresversicherung Familie/Einzel	179/105

Tag	Destination	Programm/Ausflüge
1	Zürich–Edinburgh	Individuelle Anreise zum Flughafen Zürich. Flug via Amsterdam nach Edinburgh. Transfer zum Hotel und Übernachtung.
2	Edinburgh	Nach dem Frühstück Stadtrundfahrt. Nachmittags Zeit zur freien Verfügung. Hotelübernachtung.
3	Edinburgh–Inverness	Am Morgen Fahrt nach Inverness zum Hotelschiff. Einschiffung. Willkommensdrink, Nachtessen.
4	Inverness–Fort Augustus	Ausflug nach Cawdor Castle. Fahrt durch den Caledonian Canal, der Loch Ness mit drei weiteren Seen verbindet. Passage der romantischen Ruine des Urquhart Castle.
5	Fort Augustus–Banavie	Fahrt über sechs Schleusentreppen, die durch das Zentrum von Fort Augustus führen, und entlang der Laggan Avenue. Passage der Schleuse von Laggan und Fahrt über Loch Lochy bis Banavie.
6	Banavie–Craignure	Fahrt durch die acht Schleusen der «Neptune's Staircase» und weiter bis nach Craignure auf der Insel Mull. Nachmittags Besuch von Duart Castle, bekannt durch den Film «Entrapment».
7	Craignure–Tobermory	Am Morgen Ausflug auf die Isle of Iona, wo 62 schottische Könige, u.a. Duncan, begraben sind. Schifffahrt bis zum bunten Fischerhafen Tobermory auf der Insel Mull.
8	Tobermory–Eigg–Inverie	Fahrt zur Insel Eigg. Weiterfahrt nach Inverie am Fusse des Ben Nevis. Das «Old Forge» ist das abgechiedenste Pub Grossbritanniens, da es nur auf dem Wasserweg erreichbar ist.
9	Inverie–Kyle of Lochalsh	Über den Sound of Sleat von Armadale Fahrt zur Insel Skye, der grössten Insel der Inneren Hebriden. Besuch des Clan Donald Centre. Weiterfahrt nach Kyle of Lochalsh. Ausblick zur Cuillins-Gebirgskette und Besichtigung von Portree. Captains-Dinner.
10	Kyle of Lochalsh–Glasgow	Ausschiffung, Transfer nach Glasgow und Stadtrundfahrt. Hotelübernachtung.
11	Glasgow–Schweiz	Frühstück im Hotel und Transfer zum Flughafen. Rückflug via Amsterdam nach Zürich. Individuelle Heimreise.

Ausflüge sind im Preis inbegriffen \ Programmänderungen vorbehalten \ Reederei/Partnerfirma: Magna Carta Steamship Ltd.



Glenfinnan-Viadukt



Edinburgh Castle



Restaurant

Online navigieren
thurgautravel.ch

Gratis-Nr. 0800 626 550
verlangen Sie Karin Strübi

Thurgau Travel
Aussergewöhnliche Reisen
zu moderaten Preisen



Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden
Tel. 071 626 55 00 | Fax 071 626 55 16 | info@thurgautravel.ch



© UBS 2014. Alle Rechte vorbehalten.

Die Schweizer Athleten auf dem Weg an die EM 2014. Jetzt Fan werden. swiss-starters.ch

Wir unterstützen die Schweizer Leichtathletik.
Auch an den Europameisterschaften 2014 in Zürich.

#SwissStarters



Die Wahrheit stirbt zuerst

Von Wolfgang Koydl — Dreiste Behauptungen, dürre Beweise: In der Ukraine wird gelogen, dass sich die Balken biegen. Der Westen steht dem Osten in nichts nach.

Die Erkenntnis ist so alt wie die Angewohnheit der Menschen, sich im Namen irgendwelcher Ideen die Schädel einzuschlagen: Das erste Opfer in einem Krieg ist immer die Wahrheit. Diese Einsicht ist auch nach Tausenden von Jahren richtig, und ganz besonders trifft sie in diesen Tagen in der Ukraine zu, wo jede Seite ihre eigenen Wahrheiten hat und wo auf jede Wahrheit mindestens ein halbes Dutzend Lügen, Verdrehungen, Entstellungen und Verzerrungen kommen.

Immerhin ein Gutes hat die verworrene Lage. Sie erleichtert die Antwort auf die Frage, wem man überhaupt glauben kann: niemandem. Tatsächlich aber hindern die Lügengespinnste niemanden, gutgläubig alles aufzusaugen, was er hören will. Fakten, Nachfragen, Zweifel gar – sie stören nur. Das gilt fürs zentral gelenkte russische Fernsehen ebenso wie für die kurzatmig jedem Tweet hinterherhetzelnden Medien im Westen.

Oder ist denn niemandem aufgefallen, dass bisher noch jede Partei für ihre Behauptungen die Beweise schuldig geblieben ist? Das russische Verteidigungsministerium will kurz vor dem Abschuss ein ukrainisches Kampfflugzeug in unmittelbarer Nähe der malaysischen Boeing gesichtet haben. Und ja, es gäbe Bilder. Gesehen hat die bisher leider niemand.

Der amerikanische Außenminister John Kerry wiederum verkündet mit all der Überheblichkeit, zu der ein US-Außenminister fähig ist, dass den USA eindeutige Satellitendaten vorlägen, die zeigten, wie eine Rakete auf die Unglücksmaschine zurast. Gesehen hat diese Daten freilich auch noch niemand.

Die Europäer im Porzellanladen

Und dann war da noch die Geschichte mit den Flugschreibern. Die unrasierte Separatistenbande habe die Blackboxes längst gefunden und klammheimlich aus dem Weg, sprich: nach Russland geschafft, konnte man überall lesen. Ach wirklich? Am Montag wurden sie am Absturzort der malaysischen Fluggesellschaft übergeben – allem Anschein nach intakt.

Aber gab es nicht Audiobeweise, die die Schuld der Aufständischen belegten? Mitschnitte von Telefonaten, abgefangen vom ukrainischen Geheimdienst? Stimmt, die gab es. Aber können die nicht gefälscht sein? Warum soll man ukrainischen Schnüfflern mehr glauben als russischen? Weil sie «westlich» sind? Doch auch sie gingen beim sowjetischen KGB in die Schule, wo man das Fach *desinformazija*



Gelehrige Schüler des KGB: Separatisten.

schon in der ersten Stunde hatte. Niemand nimmt es genau mit der Wahrheit, denn es geht um einen hohen Preis. Ohne Einfluss auf die Ukraine schrumpft Russland wirklich zur Regionalmacht, wie Barack Obama verräterisch höhnte. Daher spielten schon Boris Jelzin und Michail Gorbatschow, einst des Westens Lieblingsrussen, vor über zwanzig Jahren mit dem Gedanken einer Zerstückelung des Nachbarlandes. Belege dafür finden sich im neuen Buch eines Harvard-Historikers, das wir in diesem Heft vorstellen (Seite 16).

Diese geostrategische Schlüsselrolle der Ukraine kennt jeder Geschichtsstudent. Nur in Brüssel, da kannte man sie nicht, oder man glaubte, sie ignorieren zu können, als man sich anschickte, Kiew heim in den Westen zu holen. Ratschläge schlug man in den Wind. Moskau konsultieren? Da könnte ja jeder kommen! Was geht die Russen die Ukraine an.

Auf einen Schlag gelang es der EU, Moskau zu brüskieren, Kiew unerfüllbare Hoffnungen zu machen und einen schlummernden Konflikt scharfzumachen. Berauscht wie trunkene Elefanten torkelten die Europäer durch einen Porzellanladen osteuropäischer Befindlichkeiten. In solchen Geschäften gilt freilich die Regel, dass man bezahlt, was man zerbricht. Aber auch das scheint eine Wahrheit zu sein, die auf der Strecke geblieben ist.

In der Treitmühle



Julian Assange, Justizfall.

Julian Assange sah so weiss aus wie ein Gespenst, aber er lächelte unangestrengt, während neben ihm der bärtige, robuste Eric Cantona, der mal ein berühmter Fussballer war, schwitzend und verzweifelt vom Laufband aus auf den Zeitmesser blickte, den ihm Assange entgegenhielt. Das Bild sollte wohl zeigen, wie gut Assange in Form ist und dass die Zeit für ihn läuft. Die Treitmühle ist ein Geschenk des Regisseurs Ken Loach.

Die Szene spielt in der aufwendigsten Wohnung Londons, an bester Lage in Knightsbridge, unmittelbar neben dem Kaufhaus Harrods. Aber eigentlich handelt es sich nur um ein kleines Zimmer, 20 Quadratmeter, in der ecuadorianischen Botschaft, für dessen Bewachung seit dem 19. Juni 2012 schon 6,5 Millionen Pfund Sterling aufgelaufen sind. Dort verschanzt sich als Asylant der Computerhacker und Whistleblower, Journalist und Initiator der Enthüllungsplattform Wikileaks Julian Assange, 43. Es gibt gegen ihn einen Haftbefehl – aber keine Anklage wegen angeblicher sexueller Gewalt gegen zwei schwedische Frauen. Gerade hat ein Stockholmer Gericht, das den Fall seit vier Jahren vertrödelt, es abgelehnt, Assange an seiner Fluchtadresse einzuvernehmen. Würde der australische Staatsbürger Assange auf die Strasse hinaustreten, würde er sofort in Handschellen gelegt und der schwedischen Justiz überstellt. Er fürchtet, dass ihn Schweden dann an die USA ausliefern könnten, die ihm wegen Geheimnisverrats den Prozess machen würden.

In Assanges Wohnzelle in Knightsbridge ist extra eine Kitchenette eingebaut worden, und er kocht dort Tee für seine Besucher. Pamela Anderson war hier, das Busenwunder, Yoko Ono, die schöne und reiche Jemima Khan, Lady Gaga kam fünf Stunden und brachte Kuchen vorbei, Vivienne Westwood, die Modeschöpferin, überredete Assange zum Modellstehen für ihre Herbstkollektion. («Er konnte seine ökonomischen und sozialen Verhältnisse nicht aufrechterhalten», schreiben seine Anwälte.) Der ungarische Kardinal Jozsef Mindszenty fand einst 15 Jahre Zuflucht in der US-Botschaft in Budapest, bis sich die Welt veränderte. Peter Hartmann

Ohne Seele

Von Peter Keller — Der Bundesrat treibt das Bauernsterben voran.

Am 1. August werden einmal mehr Zehntausende Schweizerinnen und Schweizer den Nationalfeiertag auf einem Bauernhof verbringen: bei einem traditionellen Brunch. Zu Hause am Fernseher wandert Nik Hartmann durch die schönsten Kulturlandschaften, und am Wochenende strömen die Leute zu den Jodel- und Schwingfesten.

Nichts Neues also. Die Schweiz hat wieder Freude an sich und ihrer Volkskultur. Würden hier bloss nicht die Fakten die beschauliche Idylle stören: Hinter den Kulissen geht das Bauernsterben weiter. Schon jetzt müssen jährlich rund 1000 Betriebe aufgeben. Nun will der Bundesrat die Berechnungsgrundlage für die Direktzahlungen anpassen. Schon heute müssen Betriebe verschiedene Voraussetzungen erfüllen, wenn sie staatliche Entschädigungen erhalten wollen: Sie haben einen ökologischen Leistungsnachweis (ÖLN) zu erbringen und sie müssen eine Mindestgrösse aufweisen (berechnet als Standardarbeitskraft SAK).

Was die Weekend-Schweizer mögen

Das kann man alles wollen und vertreten. Aber bitte mit etwas weniger Verlogenheit. Faktisch geht es nur darum, die Zahl der Bauernbetriebe herunterzubringen. «Strukturwandel» ist die verwaltungssprachlich korrekte Bezeichnung für das politisch organisierte Massaker am Bauernstand. Die Anpassung des Bundesrates würde zusätzlich das Ende von rund 1000 Kleinbetrieben bedeuten. Besonders betroffen wäre das Berggebiet.

Die Perfidie hat System. Man zwingt die Bauern zu mehr Ökologie. Gleichzeitig sollen sie produktiver werden, indem die Voraussetzungen für die Standardarbeitskraft-Quote nach oben getrieben werden. Eigentlich ein Unding: Man kann von einem Sportler auch nicht erwarten, weniger hart zu trainieren («ökologischer» mit dem Körper umzugehen) und trotzdem immer mehr Leistung zu erbringen.

Zählte die Schweiz 1990 noch 92 814 Höfe, sind es heute noch rund 55 000. Damit wird dem Land auch der Nährboden für all das entzogen, was die Weekend-Schweizer so gerne mögen: die Kilian Wengers im Sägemehl und den Alpkäse auf dem Küchentisch. Wenn die Bauernfamilie ausstirbt, stirbt auch der bunte Teppich aus Dialekten, regionaler Küche und Brauchtum. Die Schweiz würde ihre Seele verlieren.

Blanker Hass auf Israel

Von Christoph Landolt — Auch in der Schweiz tobten judenfeindliche Demonstrationen. Die Organisatoren, darunter Nationalrat Daniel Vischer, finden, es sei «gut herausgekommen».

Nach jedem Sabbatgebet ermahnt der Rabbi der Israelitischen Cultusgemeinde Zürich die Gläubigen, sie mögen zügig heimgehen. Letzte Woche kam die Warnung per E-Mail: «Möglicherweise könnte es zu Ausschreitungen kommen.» Die Security werde die Synagoge mit zusätzlichen Kräften bewachen. In den Tagen zuvor hatten Muslime auf der Facebook-Seite «Demo für Palästina in der Schweiz» neben den üblichen antisemitischen Tiraden auch handfeste Drohungen («ab ins juden viertel einmashieren [sic!]», oder: «Wir müssen die Juden ausrotten») von sich gegeben. Die Administratoren tolerierten es. 7500 markierten die Seite: «Gefällt mir».

Die Bewilligung zur Kundgebung eingeholt hatte die Kauft-nicht-beim-Israeli-Organisation BDS (Boycott, Desinvestition und Sanktionen gegen Israel), in der vor allem einheimische (Alt-)Linke zusammengeschlossen sind. Die Gesellschaft Schweiz–Palästina, die vom grünen Nationalrat Daniel Vischer präsidiert wird, rief zur Unterstützung auf. Ebenfalls aufgesprungen sind die Konvertiten vom Islamischen Zentralrat Schweiz (IZRS) und die Schweizerische Islamische Gemeinschaft, die eng mit der antidemokratischen türkischen Bewegung Milli Görüs verbunden ist.

Die gute Nachricht vorweg: Anders als in Paris, wo der Mob daran gehindert werden

musste, in die mit 200 Juden besetzte Synagoge vorzudringen, anders als in Berlin, wo ein Imam zur Vernichtung der Juden aufforderte und Demonstranten ein jüdisches Ehepaar angriffen, wurde die Veranstaltung in Zürich nicht gewalttätig. «Dies ist keine antisemitische Kundgebung, sondern eine Kundgebung für die legitimen Rechte der Palästinenser», verkündete eine Aktivistin zu Beginn. Tatsächlich?

Kritik an den Medien

Die Anti-Israel-Koalition liess auch in Zürich ihre hässliche Fratze hervorblitzen. Als zwei Teenager eine Israel-Fahne verbrennen wollten, wurden sie von einer der Organisatorinnen zwar davon abgebracht – aber nicht etwa, weil dies in der Sache falsch wäre, sondern weil «die Medien hier sind». Der Mann, der ein Schild mit der Aufschrift «Die Juden brauchen eine Hitler» in die Höhe hielt, löste keine Empörung aus. Ein Grüppchen tätowierter Neonazis demonstrierte bestens gelaunt Seite an Seite mit den bärtigen Anhängern der radikalen Muslimbruderschaft.

Bei der Gesellschaft Schweiz–Palästina findet man, die Demonstration sei «gut herausgekommen», wie Sekretär Peter Leuenberger auf Anfrage erklärt. Das sei nicht selbstverständlich, denn «das, was in den Medien vorausgegangen ist, hat nicht gerade geholfen». *Blick* und *20 Minuten* hatten im Vorfeld über den Antisemitismus berichtet, der auf der Facebook-Seite der Demo-Organisatoren toleriert wird. Kritik an den Medien, die auf die Hassbotschaften aufmerksam gemacht haben, statt an denen, die Israel und die Juden hassen. Warum distanzieren sich die Solidarität-mit-Palästina-Organisationen nicht von den islamistischen Gruppierungen wie dem IZRS, der zur «Mobilmachung für Gaza» aufgerufen hatte? Warum entfernt keiner die Drohungen?

Leuenberger, der den ferienabwesenden Daniel Vischer vertritt, möchte die Frage nicht beantworten. «Ich will eine sachliche Diskussion führen.» Die Antisemitismusfrage, die sich angesichts der Szenen vor dem Rathaus aufdrängt, kann offenbar also nicht sachlich diskutiert werden.

Man ahnt, warum: Der Kitt, der christliche Friedensfrauen, linke Palästina-Freunde, türkische Nationalisten, Kopftuch-Konvertitinnen und «Allahu akbar!»-brüllende Barträger verbindet, ist der Hass auf Israel und – wie einzelne eingestanden – auf die Juden.



«Sachliche Diskussion»: Kundgebung in Zürich.

Personenkontrolle

Egerszegi, Gerber, Niederberger, Weil, Liechti, Costner, Pitt, Clooney, Kidman, Isler

Nachdem die scheinweisende Ständerätin **Christine Egerszegi** in Bern Abstimmung für Abstimmung ihre bürgerlichen Wähler ver-raten hat, will sie sich auch noch als Toten-gräberin der Landeshymne profilieren. Als Präsidentin des Organisationskomitees des Eid-genössischen Volksmusikfests 2015 in Aarau missbraucht sie den Anlass als Plattform zur Darbietung der «besten» Vorschläge für eine neue Hymne. In enger Kooperation mit den aktiven Hymnen-Abschaffern **Jean-Daniel Gerber** (früher Seco) und **Lukas Niederberger** (früher Societas Jesu) hat die politisch an den



Vernehmliches Murren: Ständerätin Egerszegi.

linken Rand Abgerutschte die Beiträge pro-grammiert, ohne zu wissen, ob die modischen, in einer Online-Abstimmung «gewählten» Gesänge dann auch zu einem Volksmusiktreffen passen. Gegen diese Verpolitisierung eines eidgenössischen Musikfestes regt sich an eini-gen Basen vernehmliches Murren. (*upe*)

Raoul Weil, Ex-Chef der UBS-Vermögensver-waltung, sitzt in den USA unter Hausarrest. Der Vorwurf: Beihilfe zur Steuerhinterziehung. Weil bestreitet dies zwar, seine Aus-sagen zu untermauern, fällt ihm aber offenbar schwer: Wie es in einer Eingabe seiner Anwälte heisst, verzichten «nahezu alle» Entlastungs-zeugen auf eine Reise in die USA, da sie Angst davor haben, ebenfalls angeklagt oder festge-halten zu werden. Kein Problem damit, vor Gericht auszusagen, hat Weils ehemaliger Untergebener **Martin Liechti**. Er wurde durch einen Deal mit den US-Behörden zu einem der wichtigsten Zeugen der Anklage. (*cmu*)

Kevin Costner und die Fische im Meer – das er-innert an den grossen Kinoflop aus dem Jahr 1995, «Waterworld». Seither gilt der Schauspie-ler als Kassengift. Doch jetzt blüht ein Come-back, und man traut seinen Augen nicht: Kevin Costner und cremiger Thunfisch aus der Rio-



Aus der Konservendose: Schauspieler Costner.

Mare-Tube? «Ein Star gibt sich nicht für die Werbeindustrie her, weil er es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Welt mit seinen Filmen zu be-geistern», sagte einst John Wayne. Jahrzehnte-lang wagten Hollywoodstars es nicht, Wer-bung zu machen – jedenfalls nicht im eigenen Land. Seit sich jedoch Marketing-Experten um das «Werbeprofil» kümmern, sind die Dämme gebrochen. **Brad Pitt** wirbt in Japan für Honda und Rolex. **George Clooney** trinkt für eine Millionengage Martini, **Nicole Kidman** lässt sich von Chanel N°5 verführen. «Niemand an-derer als Kevin Costner ist besser dafür geeig-net, die hohe Qualität unserer Produkte zu präsentieren», so ein Sprecher der Firma Bol-ton Alimentari, verantwortlich für Fisch aus der Konservendose oder als Aufstrich. Wer also nachts plötzlich Lust auf einen fischigen Ge-schmack auf der Zunge verspürt. Tube an die Lippen setzen: Kevin Costner einsaugen. (*kum*)

Gabriela Isler, venezolanische Miss Universe mit Schweizer Wurzeln, zog kürzlich den Zorn wütender Venezolaner auf sich, indem sie auf dem Fotokanal Instagram ein Flug-ticket mitsamt helvetischem Pass ablichtete. Die nationale Polemik artete derart aus, dass sich Isler veranlasst sah, «ausnahmsweise die Dinge klarzustellen». Ihre «Nationalität, Er-ziehung» und die «Stimme, die ich täglich er-hebe» seien selbstverständlich venezolanisch geprägt. Doch sei sie eben auch Schweizerin und könne somit frei in der Welt umherreisen. Zudem sei es «schön», «dieses zweite Land, das sich mit mir identifiziert, spüren zu lassen, dass ich es ebenfalls als Bestandteil meines Lebens betrachte». Und: «Gott segne euch und erfülle euch mit Weisheit und Toleranz.» (*fsc*)



Schweizer Toleranz: Miss Universe Gabriela Isler.

Nachruf



«I'm a bluesman»: Johnny Winter.

Johnny Winter (1944–2014) — Sehr früh liess er sich von Whisky und Drogen an-regen, manche sagen, er habe sich damit an Erfolg und Vermögen vorbeimanövriert, vielleicht sogar achselzuckend. In einem jedoch war Johnny Winter unnachgiebig: «I'm not a rock'n'roller», pflegte er in Interviews knurrend klarzustellen, «I'm a bluesman.» Die Frage, warum er es nicht seinem berühmten Kollegen Eric Clapton gleichgetan habe, lag natürlich nahe, doch das fassungslose Kopfschütteln mancher Journalisten über die Karriereplanung des 1944 in Texas geborenen Albinos verkannte die Grundsätzlichkeit seiner Spielweise. Ohne Frage war Winter ein wiesel-finker Gitarrist, doch es waren nicht allein die schwindelerregenden Läufe, die die Magie seines Spiels ausmachten. Johnny Winter war unterwegs zu den Ur-gründen, zum Spirit des Blues. Er wollte rau und authentisch spielen, er konnte sein Instrument mit der glühenden Hitze einer Laserkanone laden und sich dann halsbrecherisch auf unerklümbare Hö-then schwingen – das waren Gegenden, in die sich sonst allenfalls ein Jimi Hendrix vorgewagt hätte. Die Abstürze und die gesundheitlichen Krisen kamen aller-dings regelmässig, oft genug hatte man ihn schon abgeschrieben. Einige Monate vor seinem Tod nahm er mit einigen Grös-sen (unter anderem Joe Bonamassa, Eric Clapton, Billy Gibbons) sein finales Album «Step Back» auf, das im September er-scheinen wird. Zuletzt war Winter in klei-neren Hallen unterwegs. Am 16. Juni starb Johnny Winter während seiner Tournee in einem Bülacher Hotel. *Thomas Würdehoff*

«Die Hamas lebt in einer Fantasiewelt»

Von Pierre Heumann — Der ehemalige Mossad-Chef Efraim Halevy über Netanjahu, den Erfolg der Islamisten und die andauernde Instabilität im Nahen Osten.

Die Gaza-Politik von Israels Premier Benjamin Netanjahu ist umstritten. Viele werfen ihm vor, den Krieg provoziert zu haben.

Das ist Unsinn. Der Gaza-Krieg kommt zu einem äusserst schlechten Zeitpunkt für Netanjahu.

Weshalb?

Der Krieg lenkt vom Iran und von dessen Atombombe ab, und aus Netanjahus Sicht ist dieses Thema für das Überleben Israels wichtiger. Die Hamas ist keine existenzielle Bedrohung für uns, wohl aber das Nuklearprogramm Teherans. Die Gaza-Sache kommt zudem zu einem sehr ungünstigen Zeitpunkt für Netanjahu, weil in Wien die 5+1-Gruppe ...

... also die USA, Russland, China, Frankreich, Grossbritannien und Deutschland ...

... mit dem Iran über ein Atomabkommen verhandelt.

Kein Problem: Die Verhandlungen wurden soeben um vier Monate verlängert.

Die Gaza-Krise wird vorher vorbei sein. Aber sie wird Wunden hinterlassen. Netanjahu wird möglichst lange Ruhe haben wollen, ohne ein Problem mit radikalen Massnahmen zu lösen. Er möchte sicher eine Schlacht in den Städten vermeiden, die sich lange hinziehen könnte.

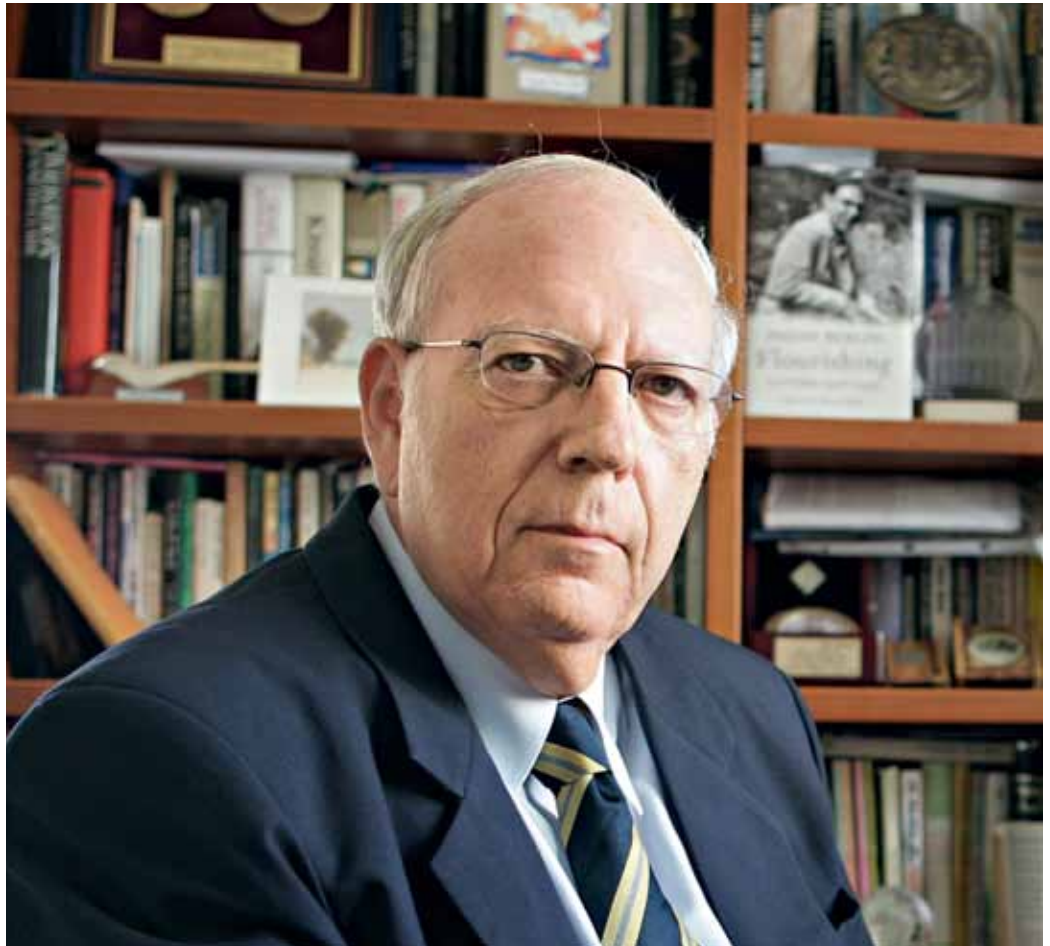
Weshalb hat er denn diese Woche Gaza-Stadt angegriffen?

Er muss die Wahrnehmung verhindern, dass die Hamas der israelischen Armee einen ebenbürtigen Kampf geliefert hat und Israel am Ende ein Abkommen aufzwingt, das nicht im Interesse Israels ist. Das ist ihm jetzt wichtiger als sein Ver-

«Der Gaza-Krieg lenkt vom Iran und von dessen Atombombe ab.»

hältnis zu Palästinenserführer Machmud Abbas oder Diskussionen über die Zwei-Staaten-Lösung. In diesem Sinn kann die Hamas einen Erfolg verbuchen: Sie hat Netanjahus Agenda verändert, ihm eine neue aufgezwungen. Er hatte eine andere Tagesordnung und musste diese aufgrund der jüngsten Entwicklung korrigieren.

Was stand auf seiner Agenda?



«Sehr ungünstiger Zeitpunkt»: Halevy, ehemaliger Chef des israelischen Geheimdienstes.

Die bereits angesprochenen Nuklearpläne Teherans, der Bürgerkrieg in Syrien, der Vormarsch des Islamischen Staates im Irak und in Syrien (Isis).

Betrachten Sie aufgrund der jüngsten militärischen Erfolge der Dschihadisten den Islamischen Staat als strategische Bedrohung für Israel?

Falls er den Gazastreifen übernimmt, durchaus.

Sehen Sie das als reale Möglichkeit?

Vor fünf Jahren hat es der Isis versucht. Im August 2009 hat er in Gaza eine Moschee übernommen und ein Kalifat ausgerufen. Die Hamas, die Gaza kontrolliert, hat aber interveniert. Bei den Kämpfen wurden 23 Männer getötet und 130 verletzt.

Beim Versuch, einen Waffenstillstand zwischen Israel und der Hamas auszuhandeln, haben die USA bis vor kurzem keine Rolle gespielt. Wie erklären Sie sich diese Passivität?

Obama hat Aussenminister Kerry angewiesen, einen Waffenstillstand auszuhandeln.

Aber es ist nicht klar, dass die USA ihre Position der Region nachhaltig aufzwingen kann. Washington verfügt derzeit über keinen Hebel, um so ein Abkommen durchzusetzen.

Vor zwei Jahren, beim letzten Krieg, eilte die damalige Aussenministerin Hillary Clinton nach Kairo, um die Waffenruhe persönlich auszurufen.

John Kerry hat zwölf Tage gewartet, bevor er in die Region kam, um sich um eine Waffenruhe zu kümmern. Die USA haben während des Gaza-Kriegs von Anfang an eine reservierte Haltung eingenommen. Obama befürchtet einen weiteren Misserfolg, nachdem auch die israelisch-palästinensischen Friedensgespräche, bei denen er die Schirmherrschaft hatte, gescheitert sind.

Wie wird denn das Ende des Kriegs Ihrer Meinung nach aussehen?

Israel wird nicht einem Waffenstillstand zustimmen können, der so aussieht, als habe die Hamas ihre Interessen durchge-

setzt. Eine Waffenruhe ist für uns erst möglich, wenn die Hamas dermassen stark geschlagen und geschwächt ist, dass sie anerkennen muss, in einer schwächeren Position zu sein als wir. Wenn das nicht gelingt, wird sie mit ihrer Gewalt gegen uns fortfahren.

Im Gegensatz zu vielen in Israel sind Sie immer schon für Gespräche mit der Hamas eingestanden. Auch jetzt?

Meine Meinung habe ich nicht geändert. Wir sprechen mit ihr de facto seit Jahren.

Allerdings nur über Vermittler wie Ägypten.

Ob direkt oder indirekt, spielt keine Rolle. In den letzten Jahren haben wir mehrere Abkommen mit der Hamas abgeschlossen, aber die Hamas hat sie in der Regel gebrochen, um stärker zu werden. Dieser Zyklus muss jetzt ein Ende haben, wir werden das nicht noch einmal zulassen.

Könnten Gespräche zur Waffenruhe führen?

Jetzt sollten wir noch keine Gespräche führen, so lange nicht, wie wir im Krieg mit der Hamas sind. Wir müssen uns auf eine Sache konzentrieren: dass wir die Oberhand behalten. Die Hamas muss in die reale Welt zurückgeholt werden. Sie lebt derzeit in einer Fantasiewelt.

Derzeit sieht es so aus, als ob bloss internationaler Druck dem Krieg ein Ende setzen könnte.

Internationaler Druck kann dieses Mal den Krieg nicht stoppen. Erst wenn eine Seite spürt, dass sie einen empfindlichen Schlag hat einstecken müssen, werden die Kämpfe aufhören. Und ich glaube, dass dies die Hamas sein wird.

Wie sehen die Kriegsziele Israels konkret aus?

Das Tunnelsystem muss neutralisiert werden. In Gaza muss allen klar sein, dass die Hamas verloren hat. Denn dieses Mal ist es viel ernster als bei den letzten beiden Waffengängen.

Wo liegt der Unterschied?

Die Hamas ist heute in einem viel schlechteren Zustand, als sie je war. Sie ist vollkommen isoliert. Auch hat sie nicht mehr viel zu verlieren. Die Bevölkerung ist für sie bloss ein Instrument. Was mit den Zivilisten geschieht, ist ihr gleichgültig, und sie insze-

«Internationaler Druck kann dieses Mal den Krieg nicht stoppen.»

niert ein brutales Schauspiel für die Welt, indem sie die Opfer vorführen lässt. Tote Kinder werden zynisch als Hebel eingesetzt, um in der Welt zu punkten.

Wenn ich Ihnen zuhöre, habe ich den Eindruck: Der Nahostkonflikt lässt sich nicht lösen, sondern nur managen.

Ich befürchte in der Tat, dass die Situation instabil bleiben wird, und zwar auf viele Jahre hinaus. Es gibt, anders als früher, keine externen Kräfte wie Frankreich oder Grossbritannien, die die Region prägen und formen. Jetzt müssen regionale Kräfte für ihr eigenes Schicksal verantwortlich sein. Aber bis heute ist nicht klar, was die wahren relativen Kräfteverhältnisse sind, wenn wir von Sunniten und Schiiten, von Moderaten und Radikalen, von Islamisten und Säkularen oder vom Isis oder von der al-Qaida

sprechen. Das wird sich erst im Laufe der Zeit herauskristallisieren.

Im Kampf gegen den Terror wird Israel vorgeworfen, sich nicht an internationales Recht zu halten.

Am Beispiel der Hamas kann man sehr gut den Unsinn dieser Behauptung aufzeigen. Die Hamas wendet eine Kriegsdoktrin an, die für einen Nichtstaat gilt. Terroristen akzeptieren keine internationalen Gesetze. Die Vorstellung aber, dass sich der eine ans internationale Gesetz hält, während sich der andere nicht darum kümmert, ist für die Praxis völlig untauglich. Man kann ein Land nicht zwingen, auf gewisse Methoden zu verzichten, wenn sich die Terrorgruppe nicht an die vom Gesetz vorgeschriebenen Verhaltensweisen hält.

Braucht es ein neues internationales Gesetz?

In der Geschichte ist das internationale Gesetz immer vom Sieger geschaffen und begründet worden. Der Sieger bestimmt stets die künftig gültigen Regeln. Schauen Sie doch, wie die USA ihre Drohnen einsetzen. Das ist bereits eine akzeptierte Praxis. Amerika setzt die Drohnen sogar gegen eigene Staatsbürger ein, zum Beispiel im Jemen. Vor einigen Jahren noch wäre das nicht akzeptiert worden. Aber heute ist es gängige Methode, weil die Amerikaner als Sieger die Regeln des Krieges bestimmen.

Wenn Sie damit auf Israel anspielen: Das Land könnte solche Regeln, die ihm passen, nicht international durchsetzen.

Aber wir werden im Kampf gegen die Hamas dafür sorgen, dass die Gesetze, an die wir uns halten und die wir anwenden, für diese spezifische Bedrohung akzeptiert werden.

Immer wieder setzt Israel auf «gezielte Tötungen», um Terroristenführer auszuschalten. Ein taugliches Mittel?

Ich halte nichts davon. Sehen Sie, die Hamas gibt es seit 1987, also seit 27 Jahren. In dieser Zeit haben wir mehrere Anführer dieser Bewegung umgebracht. Aber nie haben wir damit die Stärke der Terrororganisation strategisch geschwächt. Gezielte Tötungen bringen keinen strategischen Gewinn. Vor zwei Jahren wurde Dschabari, der Chef des militärischen Flügels der Hamas, umgebracht, mit dem wir übrigens zuvor über die Freilassung des Soldaten Shalit verhandelt hatten. Und ich frage Sie: Hatte die Tatsache, dass wir Dschabari ausgeschaltet hatten, irgendeine Wirkung auf das Potenzial und die Fähigkeiten der Hamas? Wir sehen gerade in diesen Tagen, dass sie ihre Kampfkraft massiv ausgebaut hat. Einer fällt aus, und schon ist der Nächste da, der vielleicht sogar besser ist als sein Vorgänger.

Efraim Halevy war von 1998 bis 2012 Chef des israelischen Geheimdienstes Mossad.



«Brutales Schauspiel für die Welt»: Hamas-Angriff im Süden Israels.

Klarer Fall von Déjà-vu

Von Wolfgang Koydl — Wladimir Putin zieht nur durch, was auch Jelzin und Gorbatschow planten: Die Aufteilung der Ukraine stand schon vor 23 Jahren auf der Tagesordnung.



Monate, die die Welt verändert haben: Widerstand aus der Bevölkerung gegen die Rote Armee, Moskau, 19. August 1991.

Der Kreml-Chef verlegte keine Panzer an die Grenze, er zielte gleich auf die Hauptstadt. Einen leibhaftigen «Helden der Sowjetunion» schickte er nach Kiew, der die unbotmässigen slawischen Brüder daran erinnern sollte, wo ihr angestammter Platz war – an der Seite Moskaus. Der Schnauzbart im Obristenrang hielt sich nicht lange mit Höflichkeiten auf: «Na, ihr Bauernfünfer», blaffte er die versammelte Kiewer Führungsriege mit dem üblichen russischen Schimpfwort für die Ukrainer an, «habt ihr beschlossen, euch unabhängig zu machen?» Sein Urteil: Vergesst es.

Die Szene trug sich vor 23 Jahren zu, am 28. August 1991. In Moskau regierten zwei Männer in feindseliger Rivalität: Michail Gorbatschow, Staatsoberhaupt der moribunden Sowjetunion, und Boris Jelzin, Präsident des neu erstarkenden Russlands. Schon damals war es die Ukraine, die das Verhältnis

zum Westen auf die Probe stellte. Und schon damals heckte man in Russland Pläne zur Abtrennung der Halbinsel Krim und der Territorien im Osten aus – angestiftet von Gorbatschow und Jelzin. Wladimir Putin knüpfte also nur dort an, wo die beiden hochgeschätzten Gesprächspartner Amerikas und Europas einst nicht weiterkamen.

Diese und andere bislang weniger bekannte Details der Umbruchzeit in der zweiten Hälfte des Jahres 1991 hat der in Harvard lehrende Historiker Serhii Plochy aufgedeckt. In seinem soeben in den USA erschienenen Buch «The Last Empire – The Final Days of the Soviet Union» beleuchtet er die letzten Tage des sowjetischen Imperiums. Er hatte Zugang zu bislang geheimen Dokumenten in den USA, Russland und in der Ukraine, darunter Mitschriften von Telefongesprächen, die US-Präsident George H.W. Bush mit anderen Staatsmännern führte.

Nur rund fünf Monate sind es, die das Buch behandelt: von Ende Juli bis zum Jahresende 1991. Doch diese Monate haben die Welt verändert: Im Sommer unterzeichneten Bush und Gorbatschow noch eines der strategisch-nuklearen Abrüstungsabkommen aus der Ära des Kalten Krieges. Zu Weihnachten war die Sowjetunion Geschichte: Über dem Kreml ging die rote Fahne mit Hammer und Sichel nieder.

Moskau in Schockstarre

Alexander Ruzkoi hiess der rüpelhafte Emisär, den Jelzin nach Kiew entsandt hatte – sein Vizepräsident. Ebenfalls Mitglied der Delegation: Anatoli Sobtschak, Reformler, Bürgermeister von St. Petersburg und politischer Ziehvater Putins. Auch er fand klare Worte: «Glaubt ihr Ukrainer ja nicht, dass ihr euch einfach abspalten könnt. Wir sind schliesslich eine Nation.» Das Ziel der Mission drückte Jelzins Pressesprecher Pawel Woschtschanow

unmissverständlich aus: Dem ukrainischen Präsidenten Leonid Krawtschuk müsse klargemacht werden, «wo sein Platz ist». Sicher nicht irgendwo auf dem Weg in den Westen.

Ein Jahr zuvor hatte die Unabhängigkeitserklärung der Ukraine Moskau in Schockstarre versetzt. Kiews Pläne zwölf Monate später, die Unabhängigkeit in einem Referendum bestätigen zu lassen, lösten in der noch sowjetischen Hauptstadt panische Betriebsamkeit aus. Die baltischen Republiken Estland, Lettland und Litauen hatte Jelzin klaglos ziehen lassen, ohne sich um das Schicksal der russischen Bevölkerungsminderheiten dort zu scheren. Doch der drohende Austritt des grössten slawischen Brudervolkes liess einen Albtraum schaurige Realität werden: das Ende Russlands als Grossmacht.

Gorbatschow liess sich ins Oval Office durchstellen. Plötzlich waren die russischen Minderheiten doch ein Thema, so wie sie es bis heute sind. «Wenn jemand in der Ukraine sagt, dass sie sich von der Union abspalten wollen, und wenn jemand dies unterstützt», erklärte der Kreml-Chef dem US-Präsidenten, «dann würde das bedeuten, dass zwölf Millionen Russen und Angehörige anderer Völker Bürger eines anderen Landes werden.» Unheilschwanger beschwor er ein Balkan-Szenario herauf: «Eine Abspaltung wäre wie Jugoslawien im Quadrat, in der zehnten Potenz.»

Der russische Präsident inspirierte derweil seinen Sprecher zu einer sprachlich gewunde-



Neu erstartet: Boris Jelzin.

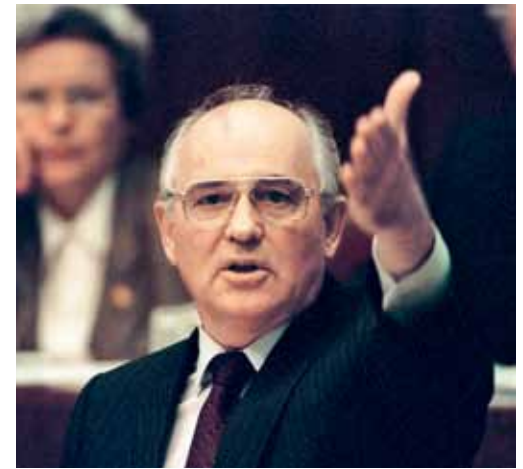
aufzugeben, falls die Ukraine wünschen sollte, kein Teil der Union mehr zu sein», schrieb er. «Die gesamte Bevölkerung der Republik muss wissen: Falls die Ukraine ihren Austritt aus der Union bekanntgibt, wird die Krim bereits am nächsten Tag nicht mehr Teil der Ukraine sein und von Russland annektiert werden.»

«Jugoslawien mit Atomwaffen»

Blaupausen für Wladimir Putins Eingreifen mehr als zwei Jahrzehnte später gab es also schon damals. Er musste sie nur hervorziehen. Putin freilich glückte, was Jelzin und Gorbatschow misslang. Sie mussten kleinlaut zurückstecken, weil Russland schwach war und Kiew plötzlich das Wohlwollen Washingtons genoss. So selbstbewusst fühlte sich die ukrainische Führung, dass sie Ruzkoi und seine Delegation einen halben Tag lang in ihrem Flugzeug schmoren liess, bevor sie aussteigen durften. Bei den anschliessenden Gesprächen prallte der polternde russische Vizepräsident gegen eine Mauer. Er reiste ergebnislos ab.

Washingtons Meinungswechsel zugunsten der Ukraine war überraschend gekommen. Denn lange Zeit hatte Bush, wie der Historiker Plokhly schreibt, «fast alles diplomatisch Mögliche [getan], um die Sowjetunion am Leben zu erhalten». Noch im Juli hatte er vor dem ukrainischen Parlament in Kiew vor «selbstmörderischem Nationalismus» gewarnt und zu einem Zusammenbleiben mit Russland in einer wie auch immer gearteten Union geraten. Die Ansprache ging als «Chicken Kiev speech» in die Annalen ein, weil der amerikanische Präsident so tapfer wie eine Henne aufgetreten sei. Die Konservativen daheim gossen Hohn und Spott über ihn aus.

Doch Bush hatte gute Gründe, vorsichtig zu sein. Als ehemaliger CIA-Chef wusste er ziemlich gut, was sich hinter der anscheinend monolithischen Fassade der Sowjetunion zutrug. Vor allem der Verbleib des sowjetischen Atomarsenals, das ausser in Russland auch in anderen Sowjetrepubliken stationiert war, bereitete ihm schlaflose Nächte. Das Wort von einem «Jugoslawien mit Atomwaffen» machte



Moribunde Sowjetunion: Michail Gorbatschow.

in Washington die Runde – ein Bürgerkrieg wie auf dem Balkan, nur mit Nuklearpotenzial.

Am Ende aber setzten sich Verteidigungsminister Dick Cheney und andere Falken durch. «Ein Auseinanderbrechen der Sowjetunion in mehrere Bestandteile ist in unserem Interesse», erklärte er dem Präsidenten. «Falls die Demokratie scheitert, sind sie klein und nicht so gefährlich.» Auch Cheneys geostrategisches Argument überzeugte Bush: «Ohne die Ukraine wird ein rückfällig werdendes Russland nie eine Sowjetunion wiederauferstehen lassen können. Es würde nie wieder eine Bedrohung darstellen.»

Im Endeffekt war wohl bedeutungslos, dass Amerika das Abdriften der Ukraine billigte, denn die Bewegung hin zur Unabhängigkeit war ohnehin schon unumkehrbar. Offen ist, ob Washington nach seiner Kehrtwende die Abspaltung aktiv förderte. Auch Plokhly bleibt die Antwort schuldig. Sicher ist, dass Russland und Amerika die enorme geostrategische Rolle der Ukraine kannten. Im Gegensatz zur Europäischen Union, die mit ihrem Werben um Kiew zwanzig Jahre später einen alten Konflikt wiederauferstehen liess. ○

Blaupausen für Putins Eingreifen gab es schon 1991. Ihm gelang, was Jelzin und Gorbatschow misslang.

nen, doch machtpolitisch eindeutigen Erklärung. «Die Russische Föderation hegt keinen Zweifel am verfassungsmässigen Recht eines jeden Staates und Volkes auf Selbstbestimmung», begann das Statement unverfänglich. «Doch es gibt das Problem von Grenzen, und nur unter der Bedingung von Bündnisbedingungen, abgesichert durch entsprechende Verträge, ist es möglich und zulässig, dieses Problem ungelöst zu lassen.» Die Bombe platzte im dritten Satz: «Im Fall der Aufkündigung [solcher Verträge] behält sich die Russische Sozialistische Föderative Sowjetrepublik das Recht vor, die Frage von Grenzrevisionen aufzuwerfen.» Russland und die Ukraine hatten erst im November 1990 gegenseitig die Grenzen vertraglich garantiert.

Niemand musste rätseln, wer der Adressat der Drohung war. Georgi Schachnasarow, engster Berater Gorbatschows, fasste es in einer Aktennotiz an seinen Chef zusammen: Es ging um die Krim, den Donbass im Osten und die Küste im Süden der Ukraine. «Es muss klar, deutlich und ohne Umschweife unterstrichen werden, dass diese Regionen historisch Teil Russlands sind und dass Russland nicht beabsichtigt, sie

An advertisement for Devon jewelry. It features a close-up of a diamond ring with a large central stone and smaller stones on the band, resting on a pink rose. The text is in German and includes the brand name 'DEVON', the word 'Echt' (genuine), the address 'Rennweg 18, 8001 Zürich', the website 'www.devon.ch', and the phone number '+41 44 222 00 55'. At the bottom, it says '© DESIGN DEVON UELI KÖNIG'.

Die EU braucht Schweizer Spitzenforschung

Von Magdalena Martullo-Blocher — Schweizer Hochschulen sind im internationalen Vergleich spitze. Die Europäische Union hat jedes Interesse, weiterhin mit ihnen zusammenzuarbeiten. Politische Zugeständnisse, um bei EU-Bildungsprogrammen dabei zu sein, sind nicht nötig.

Der Wohlstand der Schweiz basiert hauptsächlich auf Innovation. Da wir keine Bodenschätze haben, können wir nur mittels findiger Ideen und unserer Arbeitskraft Mehrwert für den Einzelnen, die Gesellschaft und das Land generieren. In der Schweiz wird Forschung zu zwei Dritteln von privaten Unternehmen und zu einem Drittel von der öffentlichen Hand betrieben und finanziert. Der private Anteil ist im internationalen Vergleich hoch. Fast die Hälfte der privaten Forschung erfolgt in der Pharma- und Chemieindustrie, ein weiteres Viertel in der Maschinen- und Hightech-Industrie. Danach folgen die Lebensmittel- und die IT-Branche.

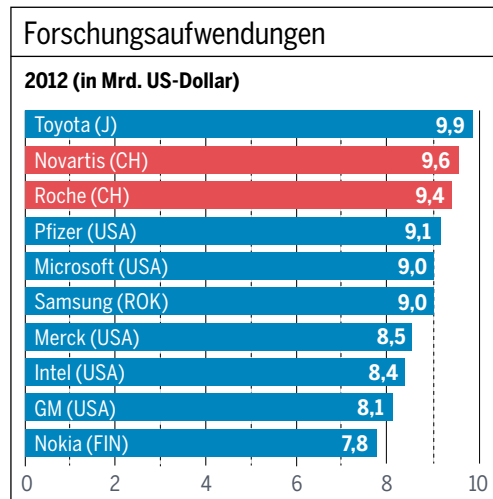
Kaum ein Land gibt mehr für Bildung aus Wertschöpfung und Wohlstand werden aber nur dann generiert, wenn erarbeitetes Wissen erfolgreich in den Märkten umgesetzt wird. Diese Rolle kommt wiederum den Unternehmen zu. Die Schweiz hat also dann am meisten Nutzen aus der Forschung, wenn Wissen gewinnbringend von Schweizer Unternehmen vermarktet werden kann. Aufgrund des kleinen Heimmarktes stehen Exportmöglichkeiten natürlich im Zentrum.

Die Schweiz nimmt bezüglich ihrer Innovationskraft Spitzenplätze ein. Sie hat für ein entwickeltes Land einen hohen Industrieanteil (höher als Deutschland) und verfügt über innovative Branchen. Kleine und mittlere Betriebe beschäftigen mehr als zwei Drittel aller Arbeitnehmer. Diese Betriebe verfügen weder über Grössenvorteile noch über eine globale Marktmacht. Deshalb sind sie, speziell wenn sie exportieren, auf Innovation angewiesen. Zudem ist unser praxisnahes duales Bildungssystem mit seiner Durchlässigkeit (Lehre, Berufsmatura, höhere Schulen) exzellent. Das lassen wir uns auch etwas kosten. Nur fünf Länder auf der Welt geben pro Einwohner mehr für Bildung aus als die Schweiz. Unter den zehn Unternehmen mit dem grössten Forschungsbudget der Welt befinden sich fünf amerikanische Unternehmen, mit Novartis und Roche aber auch zwei Schweizer Unternehmen.

Auch die Schweizer Hochschulen sind im internationalen Vergleich top. Die beiden ETH in Zürich und in Lausanne sowie die Universität St. Gallen gehören zu den besten der Welt. In den Bewertungen liegen sie gleich hinter den Spitzenuniversitäten der USA und Gross-



Innovation: Unternehmerin Martullo-Blocher.



Schweizer Unternehmen sind ganz vorne dabei.

britanniens. Andere europäische Hochschulen findet man hingegen bestenfalls im Mittelfeld. Zudem publizieren Schweizer Forscher im Verhältnis zur Einwohnerzahl weltweit am meisten. Auch werden Schweizer Publikationen nach US-Publikationen so häufig wie keine anderen international zitiert. Weiter werden in der Schweiz pro Einwohner so viele Patente wie in keinem anderen Land ausser Japan registriert. Die Schweizer Forschung ist im weltweiten Vergleich also spitze!

Einfach und unbürokratisch

In der Forschung arbeiten Schweizer Unternehmen und Hochschulen eng zusammen. Ein wichtiges Instrument, speziell für kleinere und mittlere Unternehmen, ist die Kommission für Technologie und Innovation (KTI) des Bundes, die anwendungsorientierte For-

schung und Entwicklung im Bereich Technik und Naturwissenschaften unterstützt. Pro Jahr fördert die KTI mit einem Budget von hundert Millionen Franken mehr als 300 solcher Projekte. Die Vergabe funktioniert einfach und unbürokratisch. Da die geförderten Unternehmen aber mindestens die Hälfte der Projektkosten selber bezahlen müssen, wählen sie Projekte, von denen sie auch einen ansprechenden Nutzen erwarten. Unabhängige Untersuchungen zeigten deutliche und rasche Erfolge dieser Projekte.

Gute Hochschulen sind international vernetzt. Jede Universität wählt sich dabei diejenigen Partner, die in einem bestimmten Forschungsgebiet über die grössten Kompetenzen verfügen. Deshalb arbeiten Schweizer Forscher am häufigsten mit amerikanischen Hochschulen zusammen. Bezüglich der Zusammenarbeit mit europäischen Hochschulen beteiligt sich die Schweiz seit Jahren an den Forschungs- und Bildungsprogrammen der EU. Zwar hat die Schweiz nach dem Ja zur Masseneinwanderungsinitiative vor einem halben Jahr noch keine Massnahmen umgesetzt, die die Personenfreizügigkeit mit der EU tangieren. Im Gegenteil hat sie sogar noch Kroatien bezüglich des freien Personenverkehrs integriert. Dennoch hat die EU nun die Schweiz bei ihren Forschungs- und Bildungsprogrammen auf den Status eines Drittstaates zurückgestuft (Programme «Erasmus+» und «Horizon 2020»).

Angebot der EU

Bei «Horizon 2020» hat die EU inzwischen zwar realisiert, dass sie auf die Assoziierung mit der Schweiz gar nicht verzichten kann. Sie bietet ihr darum nun eine «zeitlich und inhaltlich beschränkte Assoziierung» an. Voraussetzung soll aber sein, dass bedeutende «Fortschritte» bezüglich dem institutionellen Verhältnis Schweiz-EU erzielt werden. Die Schweiz soll künftiges EU-Recht automatisch übernehmen und die EU-Gerichtsbarkeit akzeptieren. Auf diese Forderung darf die Schweiz keinesfalls eingehen.

Das Studentenaustauschprogramm «Erasmus» ist Teil des EU-Programms «Lebenslanges Lernen und Jugend in Aktion». Die Schweiz hat sich daran bisher mit jährlich zwanzig Millionen Franken beteiligt. Gemäss den Verhandlungen sollen es aber ab diesem Jahr 31 Millionen sein, falls die Assoziierung der Schweiz zustande kommt. Aber nur ein

Drittel dieses Geldes (bisher knapp sieben Millionen Franken jährlich) kommt der Schweiz tatsächlich für ihren Studentenaustausch zugute. Mehr als ein Viertel frisst die Verwaltung in der EU und in der Schweiz auf, der Rest versickert für teilweise abstruse andere Projekte. Das «Erasmus»-Programm stellt sich für die Schweiz als teuer und zweckfremd heraus.

Die Schweizer Hochschulen brauchen aber gar kein Programm «Erasmus+», um den Studentenaustausch zu pflegen. So hat die Universität Zürich Ende Juni bekanntgegeben, dass sie die bisherigen Austauschverträge mit europäischen Universitäten im Rahmen von «Erasmus» bereits zu 96 Prozent neu geregelt hat – direkt mit den betreffenden Universitäten. In den nächsten beiden Semestern können deshalb 300 Schweizer Studenten ins Ausland gehen, um dort zu studieren. Das ist nicht erstaunlich, denn Studentenaustausch findet immer gegenseitig statt. Und Schweizer Hochschulen sind wegen ihrer hohen Qualität beliebte Austauschdestinationen.

Nullsummenspiel

Die sieben Millionen Franken, die bisher aus der EU für den Studentenaustausch an die Schweiz zurückflossen, sind ein Klacks im Vergleich zu den sechs Milliarden Franken, mit denen der Bund jährlich Bildung, Forschung

und Innovation fördert. Diese Summe kann die Schweiz problemlos selber aufbringen.

Wenn man die Forschungsprogramme der EU anschaut, fällt sofort auf, dass die Projekte der EU ohne Beteiligung der Schweiz kaum vorstellbar sind. Der Betrag, der diesbezüglich bisher aus der EU in die Schweiz zurückgeflossen ist, entspricht etwa dem jeweils einbezahlten Betrag. Zu berücksichtigen gilt es allerdings, dass bei diesem Nullsummenspiel der bürokratische Aufwand der Hochschulen für die EU-Programme nicht eingerechnet ist.

Die EU würde ihr Gesicht verlieren

Die EU bemängelte dennoch, dass die Schweiz überproportional profitiere. Darum erhöhte sie noch vor der Abstimmung über die Einwanderungsinitiative den vorgesehenen Schweizer Beitrag für das aktuelle Forschungsprogramm «Horizon 2020» auf 623 Millionen Franken pro Jahr. Das ist gegenüber den Vorjahren fast eine Verdoppelung und macht bereits zehn Prozent des gesamten Budgets des Bundes für Bildung, Forschung und Innovation aus. Es ist zumindest zweifelhaft, ob die Schweiz auf einen Schlag derart viele förderungswerte Projekte findet, die diesen Betrag an die EU rechtfertigen würden.

Der Bundesrat übersieht, dass die EU von der Schweizer Spitzenforschung abhängig ist

– nicht umgekehrt. Das zeigt sich am Beispiel der Flaggschiff-Projekte der EU. In der engeren Auswahl standen hier sechs Projekte. Davon waren fünf entweder unter Schweizer Führung oder mit Schweizer Beteiligung. Als eines der zwei Flaggschiff-Projekte wurde schliesslich das Hirnforschungsprojekt «Human Brain Project» der ETH Lausanne gewählt. Bei diesem Projekt sind achtzig europäische Institutionen beteiligt, und zudem – wen wundert es – die Drittstaaten USA und Japan. Würde die EU die Schweiz bei ihren Forschungsprogrammen definitiv zurückstufen, würde sie ihr Gesicht verlieren. Denn die EU müsste dann eines ihrer zwei Flaggschiff-Projekte wieder in Frage stellen. Das kann sich die EU politisch keinesfalls erlauben.

Die beiden Forschungs- und Bildungsprogramme der EU, «Erasmus+» und «Horizon 2020», sind keine zusätzlichen Zugeständnisse an die EU wert.

Magdalena Martullo-Blocher ist Konzernchefin der Ems-Chemie Holding AG. Bei diesem Text handelt es sich um eine gekürzte Fassung eines Referates anlässlich der Halbjahresbilanz-Medienkonferenz der Ems-Chemie.



Individuelle E-Shop-Lösungen: Auch das ist die Post.

Die Post bietet Ihnen E-Commerce-Dienstleistungen entlang der gesamten Wertschöpfungskette an. Zum Beispiel E-Shop-Lösungen von schlanken, kostengünstigen Standardlösungen bis zum High-End-Shop. Selbstverständlich profitieren Sie auch von unseren Zustelloptionen wie SMS-Avisierung, Abend- und Samstagzustellung sowie dem 24-Stunden-Paketautomaten My Post 24. Alle Infos unter post.ch/e-commerce.

DIE POST 
Gelb bewegt.

Weg das Deck!

Von Henryk M. Broder — Das deutsche Verlangen nach allumfassender Gerechtigkeit.



Sehen Sie es mir bitte nach, meine lieben Leser in der Schweiz, dass ich keine Lust habe, über deutsche Reaktionen auf die israelische Operation in Gaza zu schreiben, über Demonstrationen in deutschen Städten, an denen «Israel – Kindermörder» und «Stoppt den Völkermord in Gaza!» gerufen wird. Die Deutschen sind nun einmal radikale Pazifisten geworden, und wenn sie von einem Nachbarn über Jahre mit Raketen traktiert würden, dann würden sie nicht zurückschies- sen, sondern den Nachbarn zu Kaffee und Kuchen bei leiser Musik von André Rieu einladen.

Aber es ist nicht nur der Wunsch nach ewigem Frieden, der die Deutschen umtreibt, sondern nach Gerechtigkeit im Allgemeinen und im Besonderen. Nach gerechten Löhnen und Renten; nach einer gerechten Verteilung des Wohlstands, des Vermögens und der Chancen auf einen Hauptgewinn im Lotto. Eine «Bibel in gerechter Sprache» gibt es bereits, in der Gott weder Mann noch Frau ist.

Aber damit ist das Verlangen nach einer allumfassenden Gerechtigkeit noch nicht befriedigt. Seit kurzem geht es auch um «Inklusion»: Niemand soll aufgrund eines psychischen oder physischen Problems von der Teilnahme am kulturellen und sozialen Leben ausgeschlossen werden. In der Praxis sieht das so aus: Auf der neuen Wannsee-Fähre zwischen Kladow und Wannsee gibt es kein offenes Deck mehr, sondern nur noch einen verglasten Fahrgastraum. In diesem Salon wird es bei den sommerlichen Temperaturen «fast unerträglich heiss». Das Freideck wurde abgeschafft, weil es nur über eine Treppe erreichbar und damit für Rollstuhlfahrer unzugänglich war. Jetzt schwitzen die Behinderten und Nichtbehinderten gemeinsam unter einem Dach, niemand wird bevorzugt oder benachteiligt.

Das ist kein blöder Treppwitz, es ist die Wirklichkeit in einem Land, das politisch so korrekt geworden ist, dass es über seine eigenen Füße stolpert. Die Grüne Jugend hat bereits die Abschaffung der ersten Klasse in den Zügen der Deutschen Bahn gefordert. Demnächst könnten auch die Noten in den Schulen abgeschafft werden. Und alle Bundesligaspiele enden mit einem Unentschieden.

Demnächst kracht es

Von Silvio Borner — Die Europäische Zentralbank hat die Staatsschuldenkrise vorläufig beruhigt. Weitere Schuldenschnitte sind unverzichtbar – ein Verteilungskampf droht.

Mit dem Euro wurde 1999 ein historisches Novum geschaffen, dessen Tragweite man am Anfang sicher unterschätzte, das sich aber zehn Jahre später zur Schicksalsfrage des Kontinents entwickelte. Im Gegensatz etwa zur lateinischen Münzunion von 1865 bis faktisch 1914, in der nur die Wechselkurse fixiert wurden und die Zahlungsmittel der einzelnen Länder gegenseitig akzeptiert werden mussten, sind die einzelnen Währungen in der Währungsunion definitiv abgeschafft worden.

Damit wollte man einen späteren Austritt einzelner Länder verunmöglichen und die schwächeren Euro-Mitglieder, die eine lange Geschichte von Inflation und Abwertung aufweisen (wie etwa Griechenland, aber auch Italien), dem Musterknaben Deutschland angleichen. Griechenlands, Italiens und Frankreichs Währungen hatten vor der Euro-Einführung im Vergleich zur Deutschen Mark immer wieder deutlich an Wert eingebüsst.

Weil im neuen Euro-Regime sowohl Aufwertungen wie Abwertungen verunmöglicht wurden, versuchte man von Brüssel aus, die Defizit- und Inflations-sünder von gestern anderweitig zu disziplinieren. Zu diesem Zweck wurden zwei neue Instrumente eingeführt: die Maastricht-Kriterien und die No-Bail-out-Regel. Mit den Maastricht-Kriterien wurde für das Budgetdefizit eine Obergrenze von 3 Prozent und für die Verschuldung eine Limite von 60 Prozent des Bruttoinlandsprodukts (BIP) definiert.

Geldgeber beim Coiffeur

Gleichzeitig wurde sowohl ein Bankrott einzelner Länder von der Zentrale aus verboten, aber ebenso ein staatenübergreifender Bail-out. Ökonomisch gesprochen war das System damit überbestimmt, also in sich widersprüchlich. Unabhängige Ökonomen haben dies von Anfang an kritisiert, doch die führenden Politiker hatten Höheres im Sinn: Sie wollten über die Währungsunion die politische Einigung vorantreiben und diese im Krisenfall auch erzwingen. Der Krisenfall wurde somit entweder nicht vorausgesehen oder – was wahrscheinlicher ist – bewusst in Kauf genommen, um die weitere Zentralisierung «alternativlos» erscheinen zu lassen.

Was seit der Gründung der Währungsunion geschehen ist, kann kurz so zusammengefasst

werden: Die Maastricht-Regeln wurden nicht eingehalten und selbst von Ländern wie Frankreich und Deutschland absichtlich, aber straflos verletzt. Das No-Bail-out-Versprechen war für die Kapitalmärkte offenbar nicht glaubwürdig, sodass sich selbst die Renditen der griechischen Staatsobligationen innert kurzer Zeit von 25 Prozent im Jahre 1993 bis zum Jahre 2005 dem Niveau von Deutschland von etwa 4 bis 5 Prozent angleichen.

Das war natürlich für die schwächeren Euro-Länder ein gefundenes Fressen: Plötzlich konnten sie sich übermässig verschulden. Das wiederum hat die Bankenkrise verschärft, weil ja insbesondere europäische Banken diese Ramsch-Obligation von Griechenland in ihren Büchern hatten. Die griechische Schuldenlast konnte vorübergehend etwas gemildert werden, weil es gelang, die privaten Gläubiger zum Forderungsverzicht zu bewegen, also einen «freiwilligen Haarschnitt» in Kauf zu nehmen,

der die öffentlichen Gläubiger zumindest vorerst verschonte.

Inzwischen will die EZB alles unternehmen, um die Gemeinschaftswährung zu retten. Das Mittel dazu ist der unbegrenzte Aufkauf maroder Staatstitel. Ein Staatsbankrott und ein entsprechender Verlust bei den Gläubigerländern konnten mit diesen Instrumenten vorerst zumindest

buchhalterisch vermieden werden, obwohl eigentlich niemand daran glauben kann, dass die griechischen Schulden je zum vollen Wert zurückerstattet werden. Aber politisch scheint es wichtig zu demonstrieren, dass bis jetzt die Steuerzahler geschont werden konnten.

Doch es wird nicht mehr lange dauern, bis auch die öffentlichen Geldgeber der Troika zum Coiffeur bestellt werden und ihnen ein Haarschnitt verpasst wird. Ein Schuldenerlass und ein Totalabschreiber bei der EZB oder anderen Gemeinschaftsinstituten wäre eine Umverteilung zwischen den Steuerzahlern verschiedener Länder. Spätestens dann *chlopft* es. Inzwischen ist nämlich der Euro nicht (mehr) der Nachfolger der D-Mark, sondern der Lira oder des Franc geworden. Tragisch dabei ist, dass Frankreich als anfangs treibende Kraft am Ende wohl zur grössten Verliererin mutiert.

Silvio Borner: Über Schulden und Überschuldung – Warum die Politik versagt. Das neue Buch ist bei NZZ Libro erschienen. 140 S., Fr. 34.–



Gestörte Sommerferien

Von Hansrudolf Kamer — Die Sommerferien werden durch Kanonendonner gestört. Krieg ist harte, fassbare Realität, und der Uno-Sicherheitsrat demonstriert einmal mehr seine Machtlosigkeit.



Die allgemeine Unbekümmertheit im Krisensommer 2014 ist unerschütterlich. In Europa und Amerika läuft es gut. Die Finanzkrise ist überstanden. Man lebt gut und immer länger. Krieg ist verbo-

ten. Der Irak und Afghanistan liegen in der Vergangenheit.

Doch wird da plötzlich ein unbewaffnetes malaysisches Passagierflugzeug über der Ostukraine abgeschossen. Der Flughafen von Tripolis wird geschlossen, weil sich verfeindete Terrorgruppen bekämpfen. Israel und die Hamas verbeissen sich erneut in ihrem Vernichtungskrieg. Die Hisbollah und der Iran befehlen zusammen mit Assad das Sunni-Kalifat im Irak und in Syrien. China bedroht seine Nachbarn, und Japan rüstet auf. Flüchtlinge allüberall. Man kann leicht die Übersicht verlieren.

Appelle der wirkungslosen Art

Eigentlich gibt es eine Organisation, die Kriege und Krisen kanalisieren und dem Tohuwabohu Herr werden sollte – der Uno-Sicherheitsrat. Er steht theoretisch im Dienst kollektiver Sicherheit, doch in Wirklichkeit ist er nur ein Instrument im Informationskrieg.

Wie üblich ist er im Gaza-Konflikt aktiv mit Appellen der wirkungslosen Art. In der Ukraine-Krise ist er – nach dem Willen der führenden Mächte – Nebendarsteller. Nach dem Abschuss des Fluges MH17 nutzte die energische amerikanische Uno-Botschafterin irischer Herkunft, Samantha Power, wenigstens das Rednerpodium, um Klartext zu sprechen.

Sie machte klar, dass die Boeing 777 von einer SA-11 (Nato-Bezeichnung) abgeschossen worden war und dass die ostukrainischen Separatisten kaum in der Lage waren, diese ohne russische Hilfe zu bedienen. Auch die Ukraine verfüge über SA-11, sagte Power, doch seien diese seit Beginn der Krise vor über einem Jahr nie im Einsatz gewesen. Sie liess keinen Zweifel daran, dass die Evidenz über die Urheber-schaft eindeutig ist.

Auch der Kontext, meinte Power, sei klar: Separatistische Kräfte, unterstützt von Russland, versuchten weiterhin, die Ukraine zu unterminieren. Präsident Putin habe immer wieder seine Bereitschaft zu Dialog und Frie-

den beteuert – in Genf im April, in der Normandie im Juni und in Berlin diesen Monat. Jedes Mal habe er sein Versprechen gebrochen.

Mit ihrer eindeutigen Haltung wird Power nicht durchdringen. Die europäischen Regierungen, vor allem die deutsche, bremsen die Schuldzuweisung und Sanktionenverschärfung. Berlin regt sich lieber über das neugierige Amerika auf als über das brutale Russland.

Deutschland liebt die Vorstellung, die Welt sei eine Rechtsgemeinschaft und man müsse ein juristisch einwandfreies Verfahren abwarten, damit die Urheber der Untat zweifelsfrei bestimmt und zur Rechenschaft gezogen werden können. Wer nicht weiss, was er tun will oder kann, flüchtet sich in Floskeln.

In den russischen Medien, unter der Fuchtel Putins, grassieren abstruse Verschwörungstheorien. MH17 sei voll von Leichen gewesen, als das Flugzeug vom Flughafen Amsterdam abhob. Diese stammten von der Boeing MH370, die über dem Indischen Ozean verschwand. Die Maschine sei aber auf die amerikanische Militärbasis auf Diego Garcia verfrachtet worden. Oder: Dass die ukrainische Luftabwehr den Vogel vom Himmel holte, weil sie glaubte, es handle sich um Putins Flugzeug, der gerade nach Moskau zurückkehrte.

So leicht lässt sich Putin nicht abschiessen. Es ist aber reizvoll, aus dem Zeitungsartikel zu

zitieren, den er letzten September in der *New York Times* publizierte. «Niemand will, dass die Vereinten Nationen das gleiche Schicksal erleiden wie der Völkerbund, der zusammenbrach, weil er keine Durchsetzungskraft hatte. Das ist möglich, wenn einflussreiche Länder die Uno umgehen und Militäraktionen ohne Ermächtigung durch den Sicherheitsrat durchführen.»

Der Zusammenhang war damals Obamas Absicht, nach dem Einsatz von C-Waffen in Syrien militärisch zu intervenieren. Der von Putin beklagte Mangel an Durchsetzungsvermögen ist systembedingt; das Veto der fünf ständigen Mitglieder verhindert meistens kollektive Eingriffe. Genau das Veto ist Russlands liebstes Werkzeug im Uno-Kasten. Nur deshalb will Moskau die Uno überhaupt behalten.

Als Putin die Halbinsel Krim heim ins Reich holte, hatte er kein Mandat des Uno-Sicherheitsrates, und er wusste gleichzeitig zu verhindern, dass dieser irgendwie aktiv wurde. Nun sucht er nach einem Ausweg aus dem Morast, nachdem seine Klienten in der Ostukraine diskreditiert sind. Seine Stellung in Russland selber ist davon abhängig, dass er nicht klein beigeben muss und das Gesicht wahren kann. Ein «*mea culpa*» wäre indes klüger – alles in allem.

Im Westen dagegen nicht Neues. Die sommerliche Lässigkeit ist durch nichts zu erschüttern. Der Sprecher des Weissen Hauses erklärte dieser Tage in allem Ernst, die Administration Obama habe «die Ruhe und Gelassenheit der Weltgemeinschaft substanziell verbessert». Weniger Gelassenheit und nur eine Prise mehr Realitätssinn wären wünschenswert.



Abstruse Verschwörungstheorien: prorussische Separatisten bei der abgestürzten Boeing 777.

Heimat, Schweiz und Welt

Von Christoph Mörgeli

Hätte man vor 600 Jahren einen Schweizer gefragt, wer er sei, er hätte wohl etwa so geantwortet: «Ich bin ein Christ. Und ein Lehensmann der Abtei Einsiedeln.» Oder: «Ich bin ein Christ. Und ein Dienstmann des Landvogts von Lenzburg.» Oder: «Ich bin ein Christ. Und ein Bürger der Stadt Zug.» Das weiteste Band bildete die Religion. Sie umfasste die gesamte bekannte Welt. Der nächstliegende Bezug aber lag in der Zugehörigkeit zur Gruppe der lokalen Verwurzelung.

Zwischen engster Heimat und der gesamten Kulturwelt gab es damals so gut wie nichts. Mittlerweile liegt zwischen Heimat und Welt jenes Bindeglied, das wir als Staat oder Nation bezeichnen. Allzu oft ist dieses Bindeglied in Nationalismus entartet und hat die Menschen von der Heimat wie von der Welt entfremdet. In der Schweiz aber wurde der mittelalterliche Bogen vom Kleinsten zum Grössten mehr als anderswo bewahrt: Gemeindeautonomie, Föderalismus und warmes Heimatgefühl gehen einher mit einem hohen Grad an Weltverbundenheit. Davon zeugen globale Unternehmen, internationale Organisationen oder das Rote Kreuz.

Gehalten vom Kleinsten, nicht ausgeschlossen vom Grössten. Der Schweiz-Reisende Goethe – abgestossen vom Nationalismus seiner Zeitgenossen – sagte es so: «Ich bin Weltbewohner, bin Weimaraner.» Damit können entwurzelte Modernisten wenig anfangen. Vertreter des sozialistischen wie des «bürgerlichen» *sinistrismo* setzen Heimat mit geistiger Enge und beschränktem Denken gleich. Sie verkennen, dass Heimat und Welt eine Harmonie bilden, die verhindert, dass sich die dazwischenliegende Nation zum gefährlichen Popanz aufschwingt.

Ein vernünftiger Nationalstaat bleibt aber durchaus geeignet, Probleme der Bürger zu lösen. Schlagender Beleg ist etwa das Volksverdict zur Massenzuwanderung – kein Nein gegen die Welt, aber ein Ja zur Heimat. Wir haben Besseres verdient als grenzenlose Baubesessenheit und masslose Übervölkerung. Nämlich das Bekenntnis zur gemeinsamen Geschichte, zum besonderen politischen System, zu den hiesigen Dialekten, zur uns umgebenden Landschaft, zu unserem Mitbesitz an Häusern, Dörfern, Städten. «Wer uns die Heimat nimmt», schrieb der weitgereiste Wilhelm Röpke, «tut etwas völlig Unverzeihliches, denn er mordet ein Stück unserer Seele, er vergiftet die geistige Luft, in der wir atmen.»

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Leasing: 200 000 Schweizer Schafe

Von Peter Bodenmann— Ein Kartellbruder verpffiff sich und die anderen Autokonzerne. Zwecks eigener Straffreiheit.



Nichts übrig geblieben: Bundesrat Schneider-Ammann.

Holcim kassierte zu viel für den Zement. Schindler trieb gemeinsam mit der Konkurrenz die Preise für alle Lifte in die Höhe. Und Bell verdiente mit ihren deutschen Würstchen unanständig fett. Immer wieder werden Schweizer Unternehmen in der EU wegen Kartellvergehen böse zur Kasse gebeten.

In der Schweiz kommen die Kartellbrüder in der Regel total ungeschoren davon. Obwohl hierzulande die Preise für Zement, Lifte und Würste viel höher sind als in Deutschland.

Die Hälfte der in der Schweiz pro Jahr verkauften Neuwagen wird über Leasing finanziert, weil Herr und Frau Schweizer oft zu wenig Cash in der Tasche haben. Und weil viele Unternehmen immer schneller die Autos wechseln und abschreiben wollen.

Die von ihren Hausmarken kontrollierten Leasingfirmen trafen sich in der Vergangenheit regelmässig. Sie unterhielten sich über ihre Konditionen. Wie hoch sind die Anzahlungen? Wie teuer die Raten pro Monat und Jahr? Wie viele Kilometer darf man pro Jahr fahren? Was ist der Wagen nach vier Jahren noch wert? Wie viel teurer darf die mitverkaufte obligatorische Kaskoversicherung sein?

Rechtlich gilt: Wer als Erster ein Kartell verpffiff, geht straffrei aus. Wer hat das Autoleasingkartell bei der Wettbewerbskommission verpffiffen? Volkswagen, Mercedes, BMW oder die Japaner?

Niemand prangert die Abzocker an. Selbst alle vier Sonntagszeitungen sind auf Samtpfoten unterwegs. Weil auch sie von Autoinsurern abhängig sind.

Vielleicht wird die Wettbewerbskommission in achtzehn Monaten kleinere Bussen verhängen, vielleicht wird auch alles im Sand verlaufen. Wer Zeit hat, kann die Leasingkonditionen problemlos vergleichen. Wer sich die Zeit nimmt, würde seit zehn Jahren feststellen, dass alle Autokonzerne ihre Auto-Leaser zu den gleichen Bedingungen abzocken. Ein halbwegs funktionierender Konsumentenschutz hätte die Kartellbrüder dieses Sieben-Milliarden-Geschäftes seit Jahr und Tag an die grosse Glocke hängen müssen. Einst wollte unser aller Bundesrat Johann Schneider-Ammann die viel zu hohen Schweizer Preise senken. Davon ist nichts übrig geblieben. Die alpinen Schweizer regen sich auf, wenn der Wolf ein paar Schafe reisst. Niemand in der Schweiz regt sich auf, wenn jedes Jahr neu 200 000 Leasingnehmer wie Schafe geschoren werden.

Wir Schweizer sind keine Händler. Eigentlich schämen wir uns sogar ein bisschen, Autos zu leasen, anstatt sie zu kaufen. Deshalb schaute während zehn Jahren niemand genau hin. Hätte nicht einer seine Kartellbrüder verpffiffen, wüssten wir von nichts.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Der Fürst der Finsternis

Von Kurt W. Zimmermann — Der alte Tiger hat immer noch Schneidezähne. Rupert Murdoch ist wieder auf Beutejagd.

Das Buch heisst «Paper Tigers». Es beschreibt die dreissig grössten Medien-tycoons des 20. Jahrhunderts. Es beschreibt sie als unersättliche Raubtiere.

Die gefräßigsten Prädatoren im Buch sind Typen wie Arthur Ochs Sulzberger, Lord Rothermere, Robert Hersant, Samir Jain und Rupert Murdoch.

Doch nur einer dieser Papiertiger ist heute noch unablässig auf der Jagd. Rupert Murdoch, inzwischen 83-jährig, kann es nicht lassen.

Letzte Woche bot Murdoch achtzig Milliarden Dollar für den Medienkonzern Time Warner. Das Unternehmen ist mit den Warner Studios und den Sendern HBO und CNN führend im Film- und TV-Geschäft. Dazu kommen Zeitschriften wie *Time Magazine* und *Fortune*.

Time Warner wies das Achtzig-Milliarden-Angebot ab. Doch das hat wenig zu bedeuten. Auch bei seinen erfolgreichen Attacken auf die *Times*, auf Sky TV und auf das *Wall Street Journal* brauchte es Zeit, bis Murdoch die Beute bekam. Für sein zweites, verbessertes Angebot verkauft er nun wohl seine Sky-Fernsehsender.

Murdoch ist die prägendste Figur der gesamten Mediengeschichte. Sein Vater starb, als er 22-jährig war, und hinterliess ihm zwei kleine Zeitungen. Eine davon musste er verkaufen, um die Steuern bezahlen zu können.

Ein Jahrzehnt später hatte Murdoch in Australien ein Zeitungsimperium aufgebaut. Damit war die Geschichte eigentlich zu Ende. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts begnügten sich Medienmoguln immer damit, nur ein einziges Land zu beherrschen, Sulzberger etwa die USA, Rothermere England und Jain Indien.

Murdoch wurde der erste interkontinentale Tycoon. Erst machte er mit dem Kauf von *News of the World* und der *Sun* den Schritt nach England. Kurz darauf übernahm er die *New York Post*. Mit den Akquisitionen von Fox TV, Star TV in Asien und Twentieth Century Fox überspülten seine Fernseh- und Filmangebote dann ganz Europa, Fernost und Südamerika. Bis heute ist Murdochs News Corporation das einzige wirklich globale Medienunternehmen. Der Umsatz liegt bei dreissig Milliarden Franken.

Einzigartig ist Murdoch auch in seinem publizistischen Credo. Er versteht sich nicht als Finanzmanager, sondern als politischer Verleger. Mit seinen Chefredaktoren redet er oft. In England unterstützte er Margaret Thatcher und später Tony Blair. In den USA setzte er auf George Bush und dann auf Barack Obama,



Einzigartig: Medienunternehmer Murdoch.

ma, ging aber nach Obamas schwachem Rendement auf Gegenkurs. Bekannt ist Murdochs liberale Haltung zur Immigration. Die Masseneinwanderungsinitiative hätte er abgelehnt.

Als Verleger hat er eine eher romantische Strategie. Für die *Times*, für das *Wall Street Journal* und nun auch für das *Time Magazine* war er stets bereit, übertriebene Preise zu bezahlen. Er tat es, weil ihm die Titel dermassen gefielen.

Das gilt auch umgekehrt. Nachdem die Handy-Abhöraffaire bei *News of the World* aufgefliegen war, stellte Murdoch das Blatt ein. Er stellte es ein, obwohl es profitabel war. Das hätten nicht viele Verleger getan.

Mit dieser Haltung müsste Murdoch eigentlich die Lichtfigur der Journalisten sein. Er ist das Gegenteil davon. Für sie ist er der Fürst der Finsternis. Journalisten lieben als Verleger keine starken Persönlichkeiten, die ihnen mitunter ins Geschäft dreinreden. Sie lieben blasse Figuren, damit die Redaktion machen kann, was sie will.

Murdoch ist da stur. Beim *Wall Street Journal* etwa drückte er durch, dass die Berichterstattung über Politik deutlich ausgebaut wurde. Die Redaktion leistete erst Widerstand. Inzwischen sagen alle, dass das Blatt noch besser geworden sei.

Echte Verleger sind selten verlegen. Darum sind sie so unbeliebt.

Hübsche Wende

Von Beatrice Schlag — Italien übt den Respekt vor Politikerinnen.

Neun Jahre unter Premierminister Silvio Berlusconi haben dem Ansehen der Frauen in Italien zugesetzt. Mehr als seine Bunge-Bunge-Partys und seine vulgären



Sprüche über Frauen – Angela Merkel bezeichnete er in einem Telefongespräch als «unfickbaren Fettarsch» – imprägnierten die Shows seiner TV-Sender die Italiener mit einem Frauenbild, das im Rest Europas bestenfalls als hoffnungslos rückständig wahrgenommen wurde. Dass er politisch ahnungslose Stripperinnen und Schönheitsköniginnen für seine Partei ins Parlament rückte, verhöhnte nicht nur die Institution selber, sondern vor allem gestandene italienische Parlamentarierinnen. Seit Premierminister Matteo Renzi im vergangenen Februar sein Amt antrat, sieht man auch deswegen neugierig nach Italien, weil genau die Hälfte seines Kabinetts weiblich ist. Besonderes Aufsehen erregt die 33-jährige Anwältin Maria Elena Boschi. «Zu hübsch für eine Kommunistin», urteilte Berlusconi über die neue Ministerin für Reformen, die nie Kommunistin war. Wie Renzi ist sie Mitglied der links-liberalen demokratischen Partei.

Das Bild der blonden Ministerin, die sich bei der Amtseinführung vor Staatspräsident Giorgio Napolitano im königsblauen Hosenanzug zur Unterschrift vorbeugt und dabei ihren über die Hose ragenden Tanga freigibt, geht durch die Gazetten. Es handelt sich zwar um eine Fotomontage, die ein Witzbold ins Internet gestellt hat. Aber sie entspricht den Fantasien offenbar so genau, dass sie es in zahlreiche Zeitungen schafft. Natürlich wird Boschi auch sogleich von irgendeiner Jury zur Miss Parlamento ernannt. Ein Klatschheft nennt sie angesichts der ehrgeizigen Pläne der Regierung Renzi «Fräulein Gross-Reformen». Nach ihrem ersten grossen Auftritt im Senat zur Verteidigung der geplanten Verfassungsreform am letzten Montag ändern sich die Töne. Denn die Ministerin geht mit ihrer Kaste hart ins Gericht: «Seit dreissig Jahren ohrfeigen wir jede Gelegenheit, das Land zu verändern. Ich habe Leute über eine autoritäre Wende reden hören. Das ist eine Halluzination. Man kann für oder gegen diese Reform stimmen, aber sie unfreiheitlich zu nennen, ist eine Lüge. Wer Ideen hat, hat keine Angst vor ihnen.»

Leserbriefe

«Die Sympathiewelle hat einzig die deutsche Fussball-Nationalmannschaft für ihren Jugendstil verdient.» *Rasmus Ph. Helt*

Falscher Schein

Nr. 29 – «Cool Germania»;
Wolfgang Koydl über die Lobeshymnen
auf Deutschland

Die Analyse spielt den Ball in eine falsche Richtung. Denn erstens dominieren in Berlin wie in anderen Hauptstädten auch mehr denn je Partikularinteressen. Was jüngst erst der geplante Mindestlohn gezeigt hat, wo sich gerade die gutvernetzten Lobbyisten im Regierungsviertel keine geringen Sonderrechte für ihre Auftraggeber sichern konnten. Und zweitens trägt das deutsche Wirtschaftsmodell, das in der Tat für den Moment glänzend dasteht, keinen nachhaltigen Charakter: da es sowohl seitens der Politik als auch der meisten Unternehmen keine Antwort auf den Fachkräftemangel sowie die zunehmend ausgehenden Innovationen gibt. Weswegen die gegenwärtige Sympathiewelle einzig und allein die Fussball-Nationalmannschaft für ihren bravourösen Jugendstil verdient hat und man sich nicht vom falschen Schein blenden lassen sollte!

Rasmus Ph. Helt, Hamburg

Diese Frau tut mehr

Nr. 29 – «Wir sind Deutschland»; Kurzporträts;
Roger Köppel über Alice Schwarzer

Ihren Zeilen über Alice Schwarzer kann ich nicht zustimmen. Ich verfolge sie und ihre Arbeit, seitdem es die *Emma* gibt. Mit dem Satz: «Unbeirrbar führt sie ihre Kreuzzüge, als deren Zielobjekt sich stets der Mann in seiner Eigenschaft als Mann abzeichnet», reduzieren Sie die Autorin auf das gängige Schimpfwort «Männerhasserin», nur etwas schöner ausgedrückt. Diese Frau tut viel mehr und ist bestimmt keine Männerhasserin. *Brigitte Miller, Ins*

Regelungen am Laufmeter

Nr. 29 – «Schöne neue Bankenwelt»;
Florian Schwab über den Finanzplatz

Etwas Regulierung ist sinnvoll, zu viele Missbräuche hat es bei Depotverwaltungen gegeben. Eigentlich erstaunlich – die Vermögensverwaltung ist eine Domäne, in der es bisher kaum Vorfälle wie bei den Devisen und dem Libor gegeben hat. Hoffentlich bleibt das so. Etwas Regulierung ist sinnvoll, aber aus dem Departement

Widmer-Schlumpf kommen etatistische Regelungen am Laufmeter (Kapitalgewinnsteuer). Das ist nicht erstaunlich, schon während der Tätigkeit dieser Bundesrätin im Justizdepartement gab es einen Vorschriftenwulst. Wer erinnert sich nicht mehr an die Bewilligungspflicht für Grosseltern, die ihre Enkel hüten. Bilanz von sieben Jahren: nichts Brauchbares. Hoffentlich denken die Politiker bei den nächsten Bundesratswahlen daran. *Walter Krähenmann, Muri*

Automatische Persönlichkeitsrechte

Nr. 29 – «Kavallerie kommt durch die Hintertür»; Philipp Gut über Steuerfahnder

Die deutsche Seite in diesem Schmierentheater zu beleuchten, ist staats- und völkerrechtlich interessant. Die Bundesrepublik Deutschland ist im deutschen Handelsregister als BRD Finanzagentur GmbH eingetragen. In der Uno wird die BRD als NGO geführt. Mithin ist der Deutsche mit deutschem Ausweis also eine juristische Person und unterliegt dem Handelsrecht. Sie verfügt damit über keine automatischen Persönlichkeitsrechte. Sie sind Goodwill. Der Ausweisinhaber ist eine Sache und keine natürliche Person. Damit ist es möglich, dass die Geschäftsführer der GmbH mit ihren Sachen theoretisch machen können, was sie wollen, wo auch immer sie sich niederlassen. Darauf gründen sich diverse Absurditäten. Heisst aber auch,

Disney IN CONCERT

DREIFACHER GENUSS
FILM · MUSIC · DINNER

5. DEZEMBER 2014 – 3. JANUAR 2015
KKL LUZERN

WWW.PIRATES-SYMPHONY.CH
BUCHBAR AUCH FÜR FIRMEN UND GRUPPEN!

KKL Luzern

SonntagsZeitung

21st CENTURY SYMPHONY ORCHESTRA

bezogen auf sogenannte deutsche «Behörden» oder «Ämter», dass diese keine staatlichen Hoheitsrechte ausüben dürfen, weil sie schlicht Firmenabteilungen mit Firmenmitarbeiter sind. Kann also eine Firma Amtshilfe von einem Staat anfordern? Die Groteske, dass eine GmbH Steuern erhebt, mal aussen vor gelassen. Im speziellen Fall fordern also Vertreter der BRD Finanzagentur GmbH eidgenössische Amtshilfe gegen die Firma von Herrn Kehl auf Schweizer Boden, wegen vermutlicher Steuernachlässigkeiten, und bekommen sie auch. Warum die Schweiz der BRD Finanzagentur GmbH staatliche Hilfestellung gegen Herrn Kehl und seine Firma bietet, erschliesst sich mir nicht. Theoretisch müssten Schweizer Behörden nun auch anderen ausländischen Firmen Amtshilfe leisten, sonst wäre das Wettbewerbsverzerrung. *Endres Helbig, per E-Mail*

Wer provoziert wen?

Nr. 29 – «War es das?»; Wolfgang Koydl über den Krieg in der Ukraine

Im Konflikt zwischen dem Westen und Russland muss auch eine andere Perspektive erlaubt sein. Es ist leider Tatsache, dass eine befriedigende Neuregelung der Beziehungen zwischen den USA und der Europäischen Union einerseits und Russland andererseits nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion nicht zustande kam. Bei jeder unpassenden Gelegenheit wird Putin durch den Westen, durch die Politik und die Medien Provokation unterstellt. Dabei liegt aus meiner Sicht die Provokation ganz woanders. Nämlich bei der Nato und der Europäischen Union. Nach dem für die Betroffenen schmerzlichen Zusammenbruch der Sowjetunion wäre es doch ein vornehmes Ziel gewesen, zwischen den einstigen Gegnern des Kalten Krieges eine neue und dauerhafte freundschaftliche Beziehung aufzubauen. Das Erste, was nun aber die Nato unternahm, war diesem Ziel sicher nicht förderlich. Ein Land nach dem anderen aus dem früheren Warschauer Pakt wurde durch die Nato vereinnahmt: Tschechien, die Slowakei, Ungarn, Polen, Bulgarien, Rumänien, die baltischen Staaten. Einzig Weissrussland und die Ukraine blieben von diesem «friedlichen» Feldzug bisher verschont. Dass auch die Ukraine ins Visier dieser «Operation» geriet, musste bei Putin höchsten Alarm auslösen. Es ist eigentlich verwunderlich, dass Putin nicht schon viel früher die rote Karte zog. *Erwin Mächler, Rebstein*

«Überschüssige Goldreserven»

Nr. 29 – «Was sie sagen – was sie meinen»; Peter Keller über sprachliche Verwedelungen

Wenn die beschriebenen akademischen Verrenkungen nicht so heuchlerisch wären, könnte man sich darüber sogar amüsieren. Leider ist dies nicht der Fall. Mir sind spontan zwei weitere Formulierungen der Classe politique eingefallen: «Bildungsferner Hintergrund». Zu gut Deutsch: Analphabet. Und: «Überschüssige

Goldreserven der Nationalbank». Dieses schwachsinnige Prädikat wurde im Zusammenhang mit den idiotischen Goldverkäufen geradezu inflationär benutzt. Nebenbei: Mit diesen Goldverkäufen wurden, gerechnet zum heutigen Goldpreis, 53 Milliarden – oder sinnbildlich: 53 000 Einfamilienhäuser – Volksvermögen buchstäblich verschenkt. Ein politisches Schwerkverbrechen sondergleichen, kaschiert mit dem Allerweltswort «überschüssige Reserven.»

Die Frage sei gestellt: Warum versuchen Politiker mit abenteuerlicher Wortakrobatik das Volk zu täuschen? Vermutlich, weil ihnen schlicht und ergreifend «das Füdli» fehlt, die Wahrheit zu sagen. Schliesslich möchte diese Spezies ja wiedergewählt werden. Darum muss man stets kritisch die Wortzaubereien, insbesondere diejenigen aus dem Bundeshaus, hinterfragen! *Jürg Aeschbacher, Moosseedorf*

In der EU, um zu profitieren

Nr. 29 – «Flüchtlinge für alle»; Kommentar von Markus Schär

Einmal mehr wird in der EU über die gewaltigen Flüchtlingsströme in Italien diskutiert. Dabei gäbe es eine einfache Lösung. Jedes EU-Land übernimmt anhand der Einwohnerzahlen eine Anzahl Flüchtlinge und entscheidet im eigenen Land über den Flüchtlingsstatus der Aufgenommenen. Die südlichen EU-Länder am Mittelmeer wären mit einem Schlag entlastet. Bei dieser Verarbeitung der Flüchtlingsströme könnten wir problemlos mittun. Deutschland mit seinen achtzig Millionen Einwohnern müsste logischerweise das Zehnfache wie wir Schweizer übernehmen. Diese Art der Solidarität wird es leider nie geben. Die ärmeren EU-Länder sind ja nicht der EU beigetreten, um zusätzliche Lasten zu übernehmen. Man trat ja der EU bei, um profitieren zu können. Die grossartigen Sprüche über Solidarität von einigen EU-Politikern gehen bei näherem Hinsehen im Rauch der Selbstdarstellung auf. Unsere Politiker lassen sich Mal für Mal über den Tisch ziehen und nehmen Flüchtlinge aus EU-Staaten auf, die eigentlich in der EU bleiben müssten. *Roman Bont, Oberglatt*

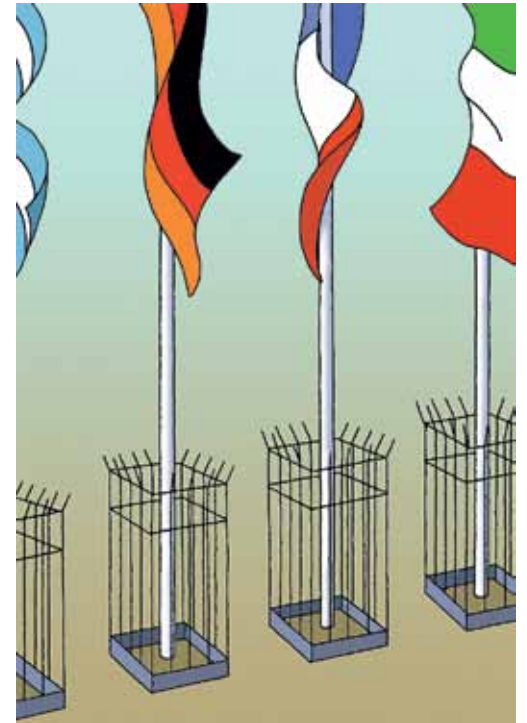
Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man jemanden, der etwas gegen Deutsche hat, als Rassisten bezeichnen?

Thomas Egger, Zürich

Warum nicht? Erstens darf ich finden, er sei's, zweitens ist er's wohl. Denn ob einer rassistisch ist, hängt nicht davon ab, ob Deutsche eine Rasse sind. Das sind sie natürlich nicht, auch wenn ein Führer einmal so etwas dachte. Es gibt überhaupt keine Rassen; die biologistischen Anschauungen des 20. Jahrhunderts sind verworfen. Wenn ich aber einem nationalen Haufen von Menschen die gleichen und möglichst schlechte Eigenschaften andichte, verhalte ich mich rassistisch. Nur: Strafbar ist das zum Glück nicht.

Willi Wottreng, Publizist und Vorstandsmitglied der Gesellschaft Minderheiten in der Schweiz

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Kraftorte der Schweiz

Wo steht das Land? Was läuft gut, was schlecht? Antworten von rechts bis links.

- 28 Peter Bichsel:
Werkstattbesuch in Solothurn
- 34 Delia Mayer, Schauspielerin
- 36 Tom Kummer am Matterhorn
- 40 MvHs beste Restaurants
- 42 Mit Lara Gut in Andermatt
- 46 Tim Guldimann:
«Mein Weg, meine Schweiz»
- 54 Jean-Claude Biver:
«Ich war ein 68er»
- 58 Mix & Remix: Illustrierte
Geschichte der Schweiz
- 60 Thierry Carrel, Herzchirurg
- 63 Hommage an Othella Dallas
- 64 Hazel Brugger, Komikerin
- 66 Roger Farinelli, Ex-Hauswart
- 68 Rüedis Schweizer Weine
- 72 Urs Altermatt, Historiker
- 74 Beatrice Egli: Alles echt?
- 76 Thomas Jordan:
Gespräch über die Weltlage
- 80 «Top of Europe»:
Fahrt aufs Jungfraujoch
- 83 Brenda Mäder, Parteigründerin
- 84 Erich von Däniken:
Warten auf die Ausserirdischen
- 86 «Super Connie», Fluglegende
- 88 Julia Pfäffli, Naturköchin
- 90 Christoph Blocher:
Begegnung am Rheinfall
- 93 Unterbäch und die Frauen
- 94 Helena Trachsel über
Chancen und Geschlechter
- 96 Theresa Warth, Elefantenmutter
- 99 Bertrand Piccard, Abenteurer
- 102 Daniel Bloch, Schoggi-Patron
- 104 Pipilotti Rist erfindet
neue Energiefelder
- 108 Christian Stucki, Topschwinger
- 110 Andreas Gross über die
Nöte des Sozialismus
- 112 Energiefeld Bahnhofstrasse



Kraftort Jura: Gesamtbundesrat geht mit wogenden Händen in den Sommer, Les Brenets, 3. Juli.



«Schweiz ist Cervelat»

Ein Werkstattbesuch beim Schweizer Schriftsteller Peter Bichsel und ein Gespräch über Fussball, Patriotismus und Gott.

Von Roger Köppel und Nathan Beck (Bilder)

Sein persönlicher Kraftort, erzählt Peter Bichsel am Telefon, sei sein Arbeitszimmer in der Solothurner Altstadt, mittlerweile eine Art «Heimatmuseum». Von Bekannten ist mir mitgeteilt worden, dass ich nicht unbedingt zu Bichsels Lieblingsjournalisten gehöre, doch der Schriftsteller, auf die Gerüchte angesprochen, schmunzelt mit unverwechselbarer Nasalstimme durch den Hörer, ich solle ihn im Restaurant «Kreuz» an der Aare abholen.

Draussen regnet es wie aus Kübeln. Bichsel empfängt mich im Kreuz, jener Solothurner Sehnsuchtsraststätte, die früher von Literaten, Filmfreunden, Rockmusikern und Aussteigern bevölkert wurde. Heute sei es etwas anders, deutet Bichsel an, neues Publikum, freundlich, aber man kenne ihn, den Stammgast seit Jahrzehnten, vermutlich gar nicht mehr. Trotzdem komme er regelmässig. Er trinkt seinen Espresso aus und zahlt.

Wir steigen durch den schmalen Eingang neben einem Modehaus die Treppen hoch. Der Schriftsteller schliesst die Tür auf. Es öffnet sich ein aus der Zeit gefallener Raum voller Bücher, Möbel, Bilder, Fotos, Pflanzen,

Bekannte sagten mir, dass ich nicht unbedingt zu Bichsels Lieblingsjournalisten gehöre.

Collagen, getrockneter Blumen und CDs (Klassik, Jazz, Free Jazz). An den Wänden hängen Ausschnitte aus Bichsels Biografie in Erinnerungsstücken. Nichtsahnend setze ich mich aufs Sofa unter der eingerahmten Originalpfeife Max Frischs. An der Wand gegenüber ist, wie mir der Hausherr berichtet, die offizielle Todesanzeige der Volksrepublik China zum Tod von Mao Zedong aus dem Jahr 1976. Das Scheitern des real existierenden Sozialismus, schrieb Bichsel, habe ihn nicht daran gehindert, Sozialist zu bleiben.

Liest man seine bekanntesten politischen Schriften, vor allem den Suhrkamp-Band «Des Schweizers Schweiz», fällt auf: Bichsels Zeitkritik zielt auf die von ihm als selbstgerecht empfundene Schweiz, auf die «vorschnelle Versöhnung» und den «Verzicht auf grundsätzliche Diskussionen». Seine Diagnose einer «Demokratie ohne Diskussion» mit einer Presse, die einfach «den offiziellen Standpunkt veröffentlicht», richtete sich gegen den bürgerlichen Staat der sechziger

und siebziger Jahre. Aber Bichsels Befunde haben ihre Aktualität unabhängig von politischen Zeitströmungen bewahrt.

Bevor wir anfangen, erzählt mir der bald achtzigjährige Dichter eine weitere Anekdote. Eigentlich sei er erst dank der *Weltwoche* zum richtigen Schriftsteller geworden. Ich wusste von seinen *Weltwoche*-Kolumnen, aber nichts von solchen Fügungen. Ende der sechziger Jahre, sagt Bichsel, habe er, damals noch vollamtlich Lehrer, bei der *Weltwoche* ein kurzes Volontariat gemacht. Das habe ihm so gut gefallen, dass er sich gleich darauf für eine Stelle beworben und den Lehrerberuf aufgegeben habe. Das Glück freilich währte nur kurz. Nach wenigen Wochen bekam Bichsel Krach und kündigte wieder. Der Bruch mit der Zeitung habe ihn zum Berufsschriftsteller gemacht.

Heute ist Bichsel, wie Woody Allen 1935 geboren, der Inbegriff des Schweizer Literaten, Grandseigneur und lebende Legende, Ziehsohn von Max Frisch, Bundesratsberater, politisch stets engagiert, aber ausgestattet mit einer vermutlich herkunftsmässig bedingten Liebeshwürdigkeit, die ihn zu einem genialen, subtilen Erzähler machte. Seine Bücher tragen Titel wie «Eigentlich möchte Frau Blum den Milchmann kennenlernen», «Kindergeschichten» oder «Der Busant. Von Trinkern, Polizisten und der schönen Magelone». Er schrieb Kurz- und Kürzestgeschichten, Gedichte, einen Roman. Inzwischen sind die Kolumnen, die er für die *Schweizer Illustrierte* schreibt, sein Hauptwerk. Er hat viele Preise gewonnen, zuletzt den Grossen Schillerpreis.

Herr Bichsel, wenn Sie heute an die Schweiz denken, was beschäftigt Sie?

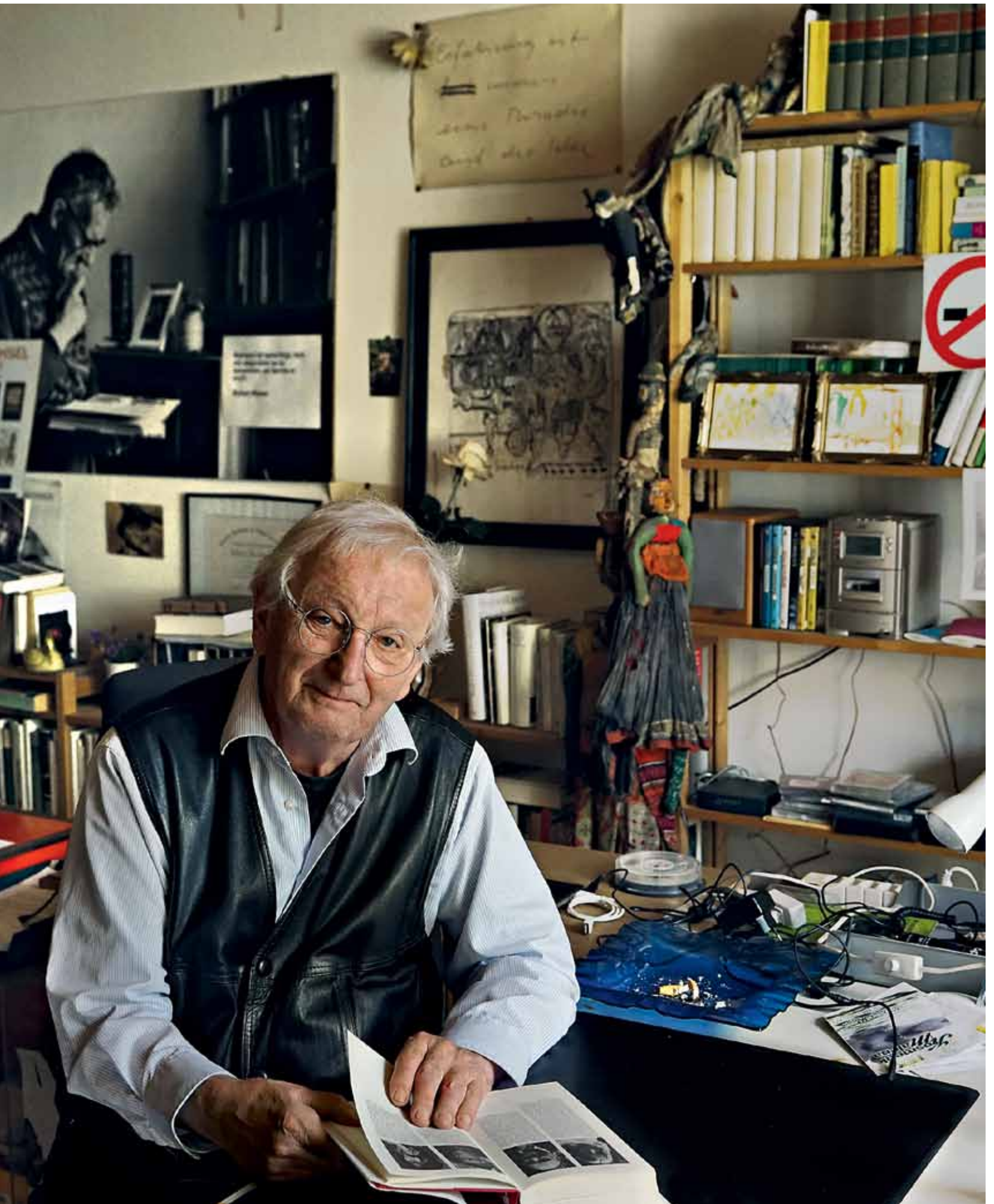
Noch immer denke ich an das letzte Spiel der Schweizer Nationalmannschaft gegen Argentinien, das so knapp verlorenging. Das Grauenhafteste am Fussball ist, dass er einen zum Patriot macht. Auch ich werde zum Patriot. Das ärgert mich, aber ich kann's nicht ändern.

Warum ärgert Sie das?

Weil die Schweiz für mich doch etwas anderes wäre als eine Fussballnation. Sie sehen nie so viele Schweizer Fahnen wie während der Weltmeisterschaft. Das darf ja auch so sein, aber der Staatsgedanke verkommt dabei. Ein Staat ist mehr als Fussball. Für die Schweizer Demokratie scheint sich niemand zu interessieren. Diese Entpolitisierung beunruhigt mich.



«Solothurn ist überall»: Schriftsteller Bichsel



an seinem Schreibtisch in Solothurn.

Abgesehen vom Fussball, was löst das Wort Schweiz bei Ihnen aus?

Ich habe mal intensiv für diese politische Schweiz gearbeitet, zusammen mit Bundesrat Willi Ritschard. Man ging damals davon aus, dies sei der schlechteste Gesamtbundesrat, den wir je hatten. Derartige Gefühle gibt es ja auch heute. Ich zweifle an der Weisheit solcher Meinungen.

Glauben die Schweizer nicht immer, sie leben unter der schlechtesten Regierung aller Zeiten?

Und genau das ist erfreulich: ein Staatssystem, das funktioniert auch mit der angeblich schlechtesten Regierung aller Zeiten. Das spricht für diesen Staat. Ich wäre dagegen, aber man könnte einen Analphabeten in den Bundesrat wählen. Es würde an der Qualität der Regierung überhaupt nichts ändern. Zum Glück.

Was ist die grösste Veränderung, die Sie in der Schweizer Politik wahrnehmen?

Als ich in den siebziger und frühen achtziger Jahren dabei war, hatten wir einen verwalteten Staat, und die sieben Bundesräte waren nichts anderes als Repräsentanten dieser Verwaltung. Dieser verwaltete Staat mag langweilig sein, uninteressant für die Presse, aber wir sind gar nicht so schlecht gefahren damit, auch wenn wir uns manchmal das Gegenteil einreden wollen. Heute beobachte ich, nicht nur in der Schweiz, einen Drang nach mehr Regierung. Noch bis vor kurzem hörte ich in Beizen den Spruch: «Wir brauchen in Bern sieben solche wie ihn.» Damit war Christoph Blocher gemeint.

Was umgehend zu einem Krieg aller gegen alle im Bundesrat führen würde?

Die Folge wäre eine Diktatur. Nicht, dass sich Christoph Blocher eine Diktatur wünschte, auf keinen Fall, er ist Demokrat. Aber der Preis, den wir für unsere Freiheit zahlen, ist eben der Verzicht auf eine Regierung, deren Mangel dann allerdings – wie heute – gerne beklagt wird.

Hat sich die Schweiz während Ihres Lebens zum Guten oder zum Schlechten entwickelt?

Altersgemäss – ich bin bald achtzig Jahre alt und am Jammern – würde ich sagen: zum Schlechten. Ich zweifle aber an der Weisheit des Alters und bin da sehr vorsichtig. Es ist nicht mehr so wie früher. Ist es denn wirklich die Politik, die sich verändert hat? Oder quält mich das Rauchverbot in den Kneipen mehr? Vor allem das Beizensterben: Sie sterben ja nicht, weil da böses Kapital dahintersteckte. Sie sterben, weil es keine Beizengänger mehr gibt. Ich bedauere dies. Aber es gibt eine erfreuliche Kehrseite: Es gibt auch deshalb keine Beizengänger mehr, weil die Frau in die Öffentlichkeit getreten ist. Denn es war

vorher eine fürchterliche Männergesellschaft in den Beizen nach Feierabend. Als die Frauen in die Beizen kamen, konnten die Männer auch gleich nach Hause gehen.

Hören wir hier doch ein gewisses Bedauern über das Eindringen der Frauen heraus?

Nein, gar nicht. Aber Sie müssen sehen, es gab in der Schweiz bis vor kurzem diese in Führungszeichen wunderbare Männerbündelei, die ja immer auch etwas Homosexuelles hatte. Das Bundeshaus war der Tempel dieser Männerbündelei, die Fortsetzung der Studentenverbindungen, in der sich alle anfassten, auf die Schultern klopfen. Dass die Männer den Frauen in der Schweiz so lange das Stimmrecht verweigerten, hatte mit dieser Männerbündelei zu tun. Es hatte keine politischen Gründe. Es war ein erotisches Problem.

«Dass die Männer den Frauen das Stimmrecht verweigerten, war ein erotisches Problem.»

Was freut, was nervt Sie heute an der Schweiz?

Goethe hat mal gesagt, Amerika hat es gut, es hat keine Geschichte. Inzwischen ist die Schweiz im Unterschied zu Amerika ein geschichtsloser Staat. Die Geschichte der modernen Schweiz, die 1848 gegründet wurde, ist uns unbekannt. Sie wird in der Schule nicht gelehrt. Das ist so, als ob sich die Schweiz für alles, was nach 1800 passierte, schämen würde, vielleicht, weil uns die Demokratie vom Ausland aufgedrängt wurde. Verzicht auf Geschichte heisst: Der Staat ist kein Thema mehr.

Ist das so schlimm?

Ein Land kann nur als Staat überleben. Eine Welt ohne Staaten ist für mich durchaus vorstellbar, aber es wäre eine grauenhafte Vor-



stellung. Es würde zum Faustrecht führen. Eine Welt ohne Nationen hingegen kann eine erfreuliche Vorstellung sein für mich. Goethe sagt in den Gesprächen mit Eckermann zur Französischen Revolution: «Man bezeichnet mich ja als Fürstenknecht, aber damit habe ich nichts zu tun, aber sie werden es noch erleben, Eckermann, wir werden Nationen haben.» Goethe gilt gemeinhin als Schriftsteller, der mit der Politik wenig zu schaffen hat. Heute glaube ich, Goethe hatte ein gutes Gespür für die Politik. Er war ein überzeugter Antinationalist. Der Satz: «Ich hasse alles Deutsche», stammt von Goethe. Oder der Satz: «Bei der Ansicht deutscher Gotik wird mir übel.»

Gab es Momente, in denen Sie gesagt hätten: «Ich hasse alles Schweizerische»?

In der Kleinräumigkeit kann diese Art Selbsthass kaum entstehen. Die Schweiz hat auch etwas Liebliches. Schweiz ist für mich auch Brot und Cervelat. Im grossen Raum gibt's das nicht. Aber ich vermute, man findet nicht mal einen bayerischen Kommunisten, der sagen würde: «Ich hasse alles Bayerische.» Zumindest Weisswurst hat er wohl gern.

Ist es nicht erstaunlich, wie erfolgreich, friedlich und harmlos die Schweiz durch die letzten, in Europa enorm kriegerischen 150 Jahre gekommen ist?

Selbstverständlich denke ich da auch dran rum. Sicher war ich mal ein radikalerer EUBefürworter, als ich das heute bin. Meine Überzeugung ist geblieben, aber wissen Sie, wenn ich mir selbst nicht immer wieder widerspreche, habe ich etwas falsch gemacht. Ich mag es, mir zu widersprechen. Ich fürchte, dass wir mit unserem Trotz – ich bin selbst ein trotziger Mensch, ich habe Verständnis für Trotz – am Schluss alles opfern, alles verlieren.

Was macht für Sie den Schweizer, was macht die Schweiz aus?

Haben wir eine Eigenart? Ich weiss es nicht, aber ich glaube, eine Eigenart zu spüren. Ich bin jedoch nicht sicher, ob wir diese Eigenart wirklich haben oder ob es sich hier um ein raffiniertes Kalkül handelt. Kalkül: Wir haben immer profitiert von ausländischen Katastrophen. Vor dem Zweiten Weltkrieg war die Schweiz ein Auswanderungsland, sie war kein reiches Land. Inzwischen sind wir das. Und wir sind das durch den Krieg und durch die Nachkriegszeit geworden. Die Schweiz war total verliebt in die Nachkriegszeit. Wehe, wenn die zu Ende geht. Die Schweiz versucht dauernd, diese Nachkriegszeit zu verlängern.

Wie sehen Sie das Verhältnis Schweiz-EU?

Die EU trat als Wirtschaftsverbund an, aber eben auch zu einem gewissen Teil als Friedensorganisation. Und dieser Friede war den Eidgenossen nicht so lieb. Friede ja, aber



«Wir haben keine Parteien mehr»: Der Autor als junger Mann, 1972.

zu Hause. Es gibt in der Schweiz viele führende Leute, die auf Katastrophe setzen. Wenn die EU zusammenbricht, dann haben wir den Vorteil wieder. Das stört mich sehr an der Schweiz, diese Sicherheit, mit der sie auf ausländische Katastrophen setzt. Auf die Dauer kommt es dann wie an der Fussball-WM: Wer dauernd verteidigt und auf die Fehler der andern setzt, verliert zum Schluss.

Eine Stärke und ein Problem der Schweiz: Konkordanz. Man erträgt es nicht, wenn das Einvernehmen gestört wird.

Die voreilige Versöhnung. Wir haben gar keine richtigen Parteien mehr.

Wie meinen Sie das?

Nehmen Sie meine Partei, die Sozialdemokratische Partei. Für sie zählt nur noch die Bundesversammlung. Die Sektionen darben ohne jede Unterstützung. Der letzte Parteipräsident, den wir noch hatten, war Hubacher. Ihm war es wichtig, dass es im Land politische Zellen gibt. Heute haben wir nur noch eine Partei, die weiss der Teufel nicht meine Partei ist, das ist die SVP. Wenn irgendwo drei zusammen eine Sektion gründen, kommt der Toni Brunner und hält vor diesen dreien einen Vortrag. Ich fürchte, dass die Parteien zu Fördervereinen ihrer Fraktion im Bundeshaus verkommen.

Wie konnte es so weit kommen?

Ich bin ja nicht mal ein 68er. Ich war etwas viel Schlimmeres als ein 68er, ich war ein alter Sympathisant der 68er. Sie haben mich zum alten Mann gemacht. Aber Politik war damals noch eine Feier. Es war lustig. Man kam zusammen und hat von Utopien geträumt, die nicht verwirklicht

werden mussten, aber vielleicht... Es machte Spass. Auch ohne Erfolge in der Bundesversammlung. Wenn die Politik nur noch im Bundeshaus stattfindet, dann ist es keine Politik mehr. Selbstverständlich bin ich für das Bundeshaus, selbstverständlich bin ich dankbar für die Arbeit, die dort geleistet wird.

Haben Sie Sehnsucht nach einer richtigen Opposition?

Wir haben damals auch von Opposition geträumt, aber es gibt in unserem System keine Opposition. Eine Opposition im Volk könnte es geben. Eine ausserparlamentarische Opposition.

Die Schweiz erträgt doch letztlich keine Opposition. Wer den Gottesdienst stört – einst die 68er, heute die SVP –, macht sich unmöglich.

Solothurn ist der typischste, weil versöhnlichste Schweizer Kanton. Hier konnten sich sogar die Freisinnigen mit den Katholiken arrangieren. Selbst wenn es in fünfzig Jahren keinen Freisinnigen mehr gibt im Regierungsrat oder im Kantonsrat – werden die Sozialdemokraten an ihrer Parteiversammlung immer noch sagen, man müsse auf die freisinnigen Wähler Rücksicht nehmen. Solothurn bleibt ein freisinniger Kanton, unabhängig davon, ob es die Freisinnigen noch gibt. Also eine Stabilität zum Kotzen. Diese Konsensversessenheit, die Sie ansprechen, hat wohl auch mit unserer Sprache zu tun, vor allem das Schweizerdeutsche ist von einer wunderbaren Unverbindlichkeit. Es ist ein Unterschied, ob man sagt: «Ich hasse die Armee» oder: «E ha d Armee haut ned so gärn». Unsere Mundart hat eine wunderbare Tendenz zur dauernden Versöhnung.

In der Schweiz müssen alle gut miteinander auskommen, weil man sich nicht ausweichen kann.

Es ist alles nicht so schlimm, man kann alles so schön wegreden. Gut, eine linke Sozialdemokratin hat ihre Feinde – im Parlament. Aber in Wirklichkeit ist sie befreundet mit ihren Feinden: «Hallo Hans, wie geht's deinen Kindern? Hat dein Sohn die Abschlussprüfung bestanden?» Die Bundesversammlung ist ein Verein. Das gibt es nun wirklich nirgends auf der Welt. In der Bundesversammlung ist es schön, lustig und bequem. Alle sind so nett. Natürlich ärgert mich das, aber das ist Schweiz.

Sie haben sich mal als «leidenschaftlichen Pessimisten» bezeichnet. Doch wenn alle Pessimisten wären, fügten Sie an, würden Sie Optimist. Ist dieses Gegenläufige Ihr Lebensmotto?

Ich hatte das Glück einer pietistischen Jugend. Ich war ein sehr frommer Bub, ich kannte die Bibel auswendig, was ich wohl mit Blocher gemeinsam habe. Ich hatte damals einen tiefen Glauben, heute habe ich das nicht mehr, bin aber immer noch religiös. Mein Glaubenssatz lautet: «Ich weiss, dass es keinen Gott gibt, aber ich glaube an ihn.» Ich brauche ihn. Ich brauche ihn für mein Denksystem. Ich brauche ihn, damit mir einer auf die Schultern klopft, wenn ich etwas gut mache, oder der mich kritisiert, wenn ich etwas falsch mache. Wenn mir jemand beweisen würde, dass es Gott gibt, würde ich nicht mehr an ihn glauben. Gott ist für mich als Erfindung eine Realität.

Wie hat Sie nun diese pietistische Jugend geprägt?

Ich habe mir damals angewöhnt, in Minderheiten zu leben. Mein Satz: «Wenn meine Partei, die Sozialdemokraten, 51 Prozent hat, dann trete ich aus.» Mein kindliches und kindisches Frommsein damals, das war im Wissen der Minderheit, im Wissen, dass die Christen eine Minderheit sind.

Je kleiner die Minderheit, desto intensiver der Glaube.

Ich zahle immer noch Kirchensteuern, ohne die Kirchen zu benutzen, aber ich bezahle die Steuern aus Dankbarkeit, weil die Kirche meine einzige Möglichkeit der Emanzipation war.

Emanzipation wovon?

Die Kirche gab mir die Möglichkeit, erwachsen zu werden. Ich hatte wunderbare Eltern. Ich hatte keinen Anlass, mich im Streit von ihnen abzusetzen. Diese Versöhnlichkeit plagte mich schon in der Jugend. Mein Emanzipationsmobil war die Kirche. Das war wohl nicht ihre Absicht. Aber trotzdem zahle ich die Kirchensteuern gern, denn vielleicht gibt es da draussen auch noch jemanden wie mich, der die Kirche benutzen kann als Emanzipationsmaschine. Der wunder-

bare Satz von Dorothee Sölle: «Christ sein bedeutet das Recht, ein anderer zu werden.» Das war mein Christentum.

Wurden Sie deshalb Sozialdemokrat?

Ja, aber auch ein weiteres Missverständnis machte mich zum Sozialisten: der Westen.

Der Westen?

Die Gerechtigkeit. Der Gerechte siegt. Hollywood hat diese Filme sicher nicht gemacht, um Sozialisten zu züchten, aber auf mich hatten sie genau diese Wirkung.

Am Schluss siegen die Guten. Glauben Sie noch heute daran? Oder wollen Sie zu den Siegern gehören?

Die moralische Selbstgewissheit ist mir unheimlich. Gehen wir zur Religion zurück. Man bringt mich heute in kein Fussballstadion mehr rein. Dieses üble Kriegsgeschrei halte ich nicht aus. Ich sehe es am Fernsehen. Das sind religiöse Rituale. Im Grunde sind auch alle Kriege religiös. Man erklärt das Vaterland zur Religion, und schon zieht man in den Krieg. Politik ist mitunter säkularisierte Religion – Fundamentalismus.

War die SP für Sie ein Religionsersatz?

Nein. Der Sozialismus hat für uns vorerst als Traum funktioniert. Ich bin nicht mit einer Erlösungshoffnung Sozialdemokrat geworden. Schon den Leuten des Generalstreiks, der zweieinhalb Tage gedauert hat, war klar, dass sie die Umsetzung ihrer Forderungen nicht erleben werden.

Wie ordnen Sie den Politiker Blocher ein, der ja so polarisiert wie früher Vertreter Ihrer politischen Richtung?

Es gibt hier etwas Religiöses. Blocher ist ein Missionar. Was mich durchaus auch beeindruckt. Er hat eine Mission.

Sie wollten selber Missionar werden.

Er vielleicht auch. Hier liegt etwas Grundsätzliches. Seine Mission ist es, das Vaterland zu retten. Und den grössten Feind des Vaterlandes hat er herausgefunden, so wie der Religiöse in der Apokalypse vom Antichristen spricht: den Staat.

Ist Blocher für Sie ein Problem?

Nein, er ist kein Problem, seine Anhänger sind das Problem. Die Leute, die ihm treu und hörig sind. Was mich hier vor allem stört, ist diese Heiligsprechung unserer Demokratie. Manchmal habe ich das Gefühl, dass die Schweizer Demokratie, die unter ganz anderen Umständen erfunden wurde, etwas veraltet ist. Den Satz «Man kann über alles abstimmen» finde ich sehr gefährlich. Man kann in Deutschland nicht über alles abstimmen. Nicht mal im Parlament, weil es ein unveränderbares Grundgesetz gibt.

Aber die Schweiz...

...überrascht halt auch mich immer wieder mit Vernunftentscheiden. Das ist schon so.

Sie haben den Schriftsteller Max Frisch sehr gut gekannt. Was bleibt von ihm? Was können heutige Generationen von ihm lernen?

Frisch war sehr wichtig für mich, ein väterlicher Freund. Was bleibt von ihm? Ich muss die Frage pessimistisch beantworten: nichts. Literatur und Philosophie sind etwas sehr Aktuelles geworden. Heute zählt die Aktualität, und Frisch ist nicht mehr.

Heute ist es Mode, Frisch kritisch zu sehen.

Ein Thema, das Ihnen gefallen müsste, hat er erfunden: Er hat es fertiggebracht, dass sich junge Autoren um ihn versammelt haben. Plötzlich gab es diese Vorstellung einer Literatur in der Schweiz. Das war sein Verdienst. Und: Frisch hat ein literarisches Thema erfunden: die Schweiz. Ohne Frisch gäbe es keinen Pedro Lenz, und mich gäbe es auch nicht ohne Frisch. «Stiller» war nicht ein offensichtlich politisches Buch, aber es war eine tapfere Analyse der Schweiz. Dass die Schweiz ein literarisches Thema ist, darauf hat uns Frisch verpflichtet.

Sie waren zwischen 1974 und 1981 Berater und Redenschreiber des legendären SP-Bundesrats Willi Ritschard. Was für eine Erfahrung war das?

Ich war auch sein Beichtvater und fatalerweise sein Freund.

«Das Lernen der Buchstaben bei Fräulein Brotschi in Olten war das grösste Abenteuer meines Lebens.»

Warum fatalerweise?

Seine Frau hat noch am Telefon von hinten geschrien: «Willi, sag nein!» Sie sagte mir: «Das geht nicht. Willi ist nicht konfliktfähig, das macht ihn kaputt.» Die solothurnische Politik zeichnet sich dadurch aus, ja nichts zu entscheiden. Wenn ein Problem kommt – dann schlecht schlafen und denken: «Es kommt ein Engel, der nimmt das weg.» Aussetzen. Es wurde von Leo Schürmann behauptet, er habe als solothurnischer Oberrichter kein einziges Urteil gefällt. Er habe allen empfohlen, aussergerichtliche Vergleiche zu schliessen. So musste er nicht mal die Akten lesen und hatte nur Freunde. So hat auch Willi politisiert. Solothurn ist überall. Solothurn ist niedlich und schön und ärgerlich. Wir wussten beide, dass uns diese Bundesratszeit in die Resignation treiben würde. Willi war, entgegen seinem Image, kein glücklicher Mensch. Er spielte allerdings wunderbar den einfachen, glücklichen Heizungsmonteur. Wäre er so gewesen, wie er gewirkt hat, wäre er nie mein Freund gewesen. Mein Freund war der Schweizer Ritschard, mit dem ich stundenlang auf dem Jura spazierte, ohne dass er auch nur ein Wort sagte. Wenn jemand an uns vorbeikam, begrüsst er ihn laut und jovial, fragte ihn aus,

um nachher, wenn wir wieder alleine waren, zu schweigen. Der Preis für aktive Politik in der Schweiz heisst mitunter Resignation.

Je höher in der Schweiz ein Politiker steigt, desto weniger kann er regieren.

Das wäre ja ein anarchistisches System. Ich finde es wunderbar. Ich hoffe, dass es noch lange so bleibt.

Ist Ihnen die Schweiz sympathischer oder unsympathischer geworden damals?

Es sind mir in vielem die Augen aufgegangen. Ich habe plötzlich entdeckt, dass es in diesem Staat auch Korruption gibt. Weil der Staat aber als korruptionslos galt, durfte sie ja nicht auffallen, und so hatte sie es bequem. Dann die Lächerlichkeit der Geheimnisse in diesem Staat. Willi gab mir Plastiksäcke voller Unterlagen nach Hause, auch sogenannte geheime. Ich las sie durch. Alles lauwarm. «Gib mir das nie mehr», sagte ich zu Willi. Kindischer Blödsinn. Willi wollte zu Beginn seiner Amtszeit einen Bericht über alle Entlassungen in der Schweizer Wirtschaft. Er bekam den Bericht mit dem grossen Stempel «Streng geheim». Das Dossier war sehr unvollständig. Streng geheim war, dass das Departement zu wenig wusste. Der Blick hinter die Kulissen der Politik war eine grosse Enttäuschung, aber auch eine positive. Hinter diesen Kulissen ist gar nichts. Geheimnisse sind nur die Symbole der Macht, also undemokratisch.

Warum schreiben Sie?

Weil ich ein schlechter Fussballer bin.

Sie hätten ja auch Lehrer bleiben können. Wonach streben Sie, wenn Sie schreiben?

Das ist eine falsche Vorstellung, geprägt von Deutschlehrern und Germanisten.

Jeder Autor hat doch eine Botschaft.

Ich habe eine Leidenschaft für Buchstaben. Ohne jede Übertreibung: Das Lernen der Buchstaben in der ersten Klasse bei Fräulein Brotschi in Olten war das grösste Abenteuer meines Lebens. Nichts hat mich mehr beeindruckt. Das Erlebnis war auch religiösen Ursprungs. Ich war buchstabensüchtig, und wir hatten ganz wenig Bücher zu Hause, unter ihnen die Bibel. Lesen ist ein Ritual.

Sie aber sind nicht Leser geblieben, sondern Schriftsteller geworden. Warum?

Die Buchstaben haben mich zum Schriftsteller gemacht. Ich habe mit Buchstaben gespielt, wir hatten Setzkästen in der Schule, damit lernte ich spielen. Mein grosses Glück war die Stadtbibliothek in Olten.

Was war das wichtigste Buch dieser Oltner Anfänge?

Ehrlich: Ich ging in die Stadtbibliothek zu Herrn Wölfli, um Karl May zu holen. Als mich aber Herr Wölfli, der auch Primarlehrer war, fragte, was ich haben wolle, sagte der kleine Snob in mir: «Goethe.» – «Was von Goethe?» Ich antwortete: «Band 1 und 2.» Weil es bei Karl May auch Band 1,2,3, 4 und



«Ich zweifle aber an der Weisheit des Alters»: Bichsel in seinem Arbeitszimmer.

so weiter gab. Bei Goethe waren es Gedichte, die ich alle gelesen, aber nicht verstanden habe. Ich wollte auch nichts verstehen, ich wollte nur Buchstaben fressen. Ich habe ausschliesslich Gesamtwerke gelesen. Ein letzter Rest des Unverständlichen ist mein geliebter Jean Paul. Ich verstehe ihn nicht. Ich will ihn nicht verstehen. Es ist eine grossartige Unverständlichkeit.

Welche Bücher haben Ihr Leben verändert?

Ach, ich bin nicht ein so leidenschaftlicher Mensch, aber es gibt schon ein paar wichtige Bücher. Goethes «Wanderjahre» ist

eines meiner Liebbücher, ein Sammelsurium von Frechheiten und Flüchtigkeiten. Das möchte ich noch zweimal lesen. Dann alles, was ich so mit 20 und 25 gelesen habe, Faulkner, Hemingway, ein toller Handwerker. Ich habe nie Tagebücher geführt, und die Bücher, die ich in meiner Jugend gelesen habe, sind meine Tagebücher. Nichts erinnert mich so sehr an mich selbst wie die Bücher, die ich gelesen habe. Das ist der Grund, warum ich sie alle nochmals lesen möchte.

Sie haben einmal gesagt, Sie wären am liebsten ein politischer Autor. Das würde man beim Lesen vieler Ihrer bekanntesten

Bücher, darunter Kindergeschichten, gar nicht denken.

Ich hatte mal eine Idee, ich könnte im Telefonbuch als Berufsbezeichnung hineinschreiben: Sentimentalist. Literatur ist ein sentimentales Gewerbe. Auch ein melancholisches. Trauer ist das höchste der Gefühle. Das Wissen, dass wir endlich sind, das Wissen, dass wir sterben, macht uns zu Erzählern.

Weil man sich gegen die Vergänglichkeit auflehnen will?

Die Verzweiflung macht uns zu Erzählern. Geschichten sind auch immer besänftigend. Was für einen politischen Autor wiederum ärgerlich ist. Ein Buch über die Erlebnisse im Konzentrationslager kann schön sein und tröstlich.

Hinter allen Katastrophen tröstet Bichsels Augenzwinkern.

Die Literatur an und für sich hat eine Trostfunktion. Selbst der Autor, der aufrütteln will, tröstet, indem er schreibt.

Sucht der Schriftsteller beim Schreiben Erlösung, Versöhnung?

Vielleicht am Anfang. Er wird aber sehr schnell merken, dass das nicht funktioniert. In der Psychotherapie hat man die Leute angehalten, Tagebuch zu führen. Mit der Folge, dass sie sich häufiger umgebracht haben. Man kann sich die Sorgen nicht vom Leib schreiben. Man schreibt sich alles auf den eigenen Buckel. Da braucht es eine unheimlich dicke Haut, dass man das überhaupt erträgt. Und eines Tages, so weit bin ich jetzt dann bald, hat man dann den Buckel voll vom Schreiben.

Der Schriftsteller Markus Werner sagte einmal, er müsse beim Schreiben im letzten Satz in der Mitte aufhören, damit er am nächsten Tag wieder den Anknüpfungspunkt finde. Den Faden zu verlieren, sei wie Leben oder Untergang. Haben Sie das auch so erlebt?

Hemingway hat das auch empfohlen, immer mitten im Satz aufhören. Ich schätze Markus Werner sehr, ein grosser Autor unserer Zeit. Er ist wirklich einer, der schreiben muss. Ich muss eingestehen: Es muss nicht sein bei mir. Ich muss nicht schreiben. Die Leidenschaft fehlt mir. Ich musste mich immer zum Schreiben zwingen. Und wenn ich nicht den Zwang der Kolumnen kennen würde, gäbe es viel weniger Geschriebenes von mir, eigentlich fast nichts.

Sind Sie durch das Schreiben weiser geworden?

Sicher nicht. Ich bin nicht mal durch das Leben weiser geworden. Bildung hat mit Weisheit nichts zu tun. Intelligenz schützt vor Dummheit nicht...

Was unterscheidet den heutigen Peter Bichsel vom Bichsel früherer Tage?

Ich bin viel schöner geworden.

○

Nahaufnahmen

Als Schweizer «Tatort»-Kommissarin Liz Ritschard ist sie ein vertrautes Gesicht. Dass in Delia Mayer auch verblüffende Qualitäten als Sängerin stecken, ist weniger bekannt.

Von *Beatrice Schlag*

Die Frau, die zum vereinbarten Gesprächstermin vor dem Lokal ihr Velo ankettet, ist viel kleiner als erwartet und sehr zierlich. Natürlich ist sie zu erkennen, an den dunklen Locken, den hellen Augen und den vollen, weichen Lippen. Dennoch hat sie nur entfernte Ähnlichkeit mit der resoluten Kommissarin, die man aus dem Fernsehen kennt. «Es ist sehr entspannend, nicht mehr erklären zu müssen, dass es mich gibt. Dafür darf ich jetzt erklären, wer ich bin und dass da trotz der Zierlichkeit eine Kraft ist», sagt Delia Mayer vergnügt. Warum wirkt sie privat nicht nur feingliedriger, sondern auch weicher? «Es war meine Entscheidung, im «Tatort» praktisch ungeschminkt zu sein. Ich bin hier mit Ihnen stärker geschminkt, als ich dort je vor die Kamera gehe. Ohne Schminke wirke ich vor der Kamera härter, als ich bin. Aber ich möchte der Frau Kanten und Sprödeheit geben und sie nicht immer als Siegerin zeigen. Scheitern finde ich viel spannender.»

«Liebevoll und höflich»

Die ziemlich eigensinnige Kommissarin kommt beim Publikum gut an, vor allem bei Frauen. «Die Reaktionen auf der Strasse sind sehr liebevoll und höflich», sagt die Schauspielerinnen. «Viele Frauen freuen sich über eine weibliche Figur im Fernsehen, die nicht gebotoxt und perfekt frisiert ist, sondern eine Frau ist, der man die Müdigkeit ansieht, wenn sie eine Nacht durchgearbeitet hat.» Sie sei, sagt Delia Mayer, sehr eitel im Uneitel-Sein: «Ich möchte im «Tatort» eine Frau sein, bei der ich als Zuschauerin in meinem Alter nicht den Fernseher abstelle. Dafür bekomme ich von Frauen positives Feedback.»

Der Schweizer «Tatort» mit dem Ermittlerteam Flückiger/Ritschard war nicht auf Anhieb ein Erfolg. Überkonstruierte Handlungen, zu wenig Spannung, zu seltene Einblicke in das Privatleben der Polizisten, zu hölzerne Dialoge, schrieben viele Kritiker. Mehr oder weniger ähnlich wurden auch viele «Tatorte» aus Deutschland und Österreich bekrittelt. Das Format, darin sind sich alle einig, ist schwierig. Einen Krimi für die seit 44 Jahren ausgestrahlte Serie zu schreiben, der die Auflage erfüllt, gesellschaftspolitisch relevante Themen aufzugreifen, aber trotzdem vor Spannung zu prickeln, ist eine harte Aufgabe. Delia Mayer sagt dazu: «Schauspieler können nur so gut sein wie ihre Vorlagen. Allerdings ist es leicht, die Nase zu rümpfen über Drehbücher. In einen Krimi Vielschichtigkeit zu bringen und gleichzeitig einen Plot zu haben, der zieht, ist unglaublich anspruchsvoll.»



«Unglaublich anspruchsvoll»: «Tatort»-Darstellerin Mayer.

Zu den Problemen, mit denen sich weder deutsche noch österreichische Filmteams von «Tatort» herumschlagen müssen, gehört die Synchronisierung. Hochdeutsch, auch mit lokalem Akzent, verstehen alle. Aber während Schweizer und Deutsche auch problemlos Österreichisch verstehen, wenn der Dialekt nicht zu heftig ist, sind Deutsche und Österreicher auch bei wenig idiomdurchsetztem Schweizerdeutsch hilflos.

Gleichzeitig war der Anspruch der deutschen Auftraggeber, auch akustisch klarzumachen, dass man in der Schweiz ist, durchaus einleuchtend. Der Kompromiss war anfänglich ein hölzernes Schweizerdeutsch, das deswegen so unecht klang, weil man die Dialoge im Hinblick auf die Synchronisierung geschrieben hatte. Die Deutschen höhnten über ein absurdes «Kuhschweizerisch», die Schweizer fragten sich, warum die Dialoge so künstlich klangen. Inzwischen ist die Sprache in den Kritiken kein Thema mehr.

Hauptthema der Männer

Wenn Männer über den Schweizer «Tatort» reden, sagen sie amüsanterweise oft dasselbe: «Das ist doch der mit der lesbischen Kommissarin. Ist sie nun lesbisch oder nicht?» In der dritten Schweizer Folge sah man Liz Ritschard nach einer Fasnachtsparty bei einem One-Night-Stand mit einer Frau im Bett. In einer weiteren Folge küsste sie unvermittelt eine Freundin auf den Mund, mit der sie eben trainiert hatte. Dass sie möglicherweise Frauen bevorzugt, scheint Liz Ritschard vor allem für Männer ungemein interessant zu machen. «Bleiben Sie jetzt lesbisch, Frau Kommissarin?», titelte die deutsche *Bild*-Zeitung. Delia Mayer sagt, sie habe darauf keine Antwort: «Bei einem Format wie «Tatort», das ja weitergeht, steckt man Eckdaten ab. Man muss ein Potenzial schaffen und gibt nicht alles sofort preis. Erst einmal wird nur erzählt, dass Liz allein lebt. Die Zuschauer sollen gerne gespannt sein, wie sich die Figur weiterentwickelt.»

Dass die Serie ihr die Möglichkeit gibt, ihre Figur weiterzuentwickeln, ist eine neue Erfahrung. «Ich war ja nie fest bei einem Theater und erlebe zum ersten Mal eine Kontinuität, die ich sehr schätze. Sie gibt Ruhe. Als Schauspielerin fängt man in der Regel bei jedem Projekt bei null an. Beim «Tatort» kann ich inzwischen mehr vorschlagen, was dann eingebaut wird. Und natürlich macht es Freude, wenn acht Millionen Leute zuschauen.» Sich selber als Liz Ritschard anzusehen, macht ihr weniger Freude: «Ich bin überkritisch. Bei jedem Wimpernzucken denke ich: «Ist es echt?» Wenn es ein bisschen gemogelt ist, nervt es mich, auch wenn es ausser mir keiner sieht.»

Die grösste Herausforderung für Schauspieler, sagt Delia Mayer, sei, dass einem völlig gegensätzliche Begabungen abgefordert werden: Einerseits Durchlässigkeit, Feinfühligkeit und eine hochentwickelte Reaktionsfähigkeit, um glaubwürdig zu sein. Andererseits harte Durchsetzungsfähigkeit, wenn es um die geschäftliche



«Praktisch ungeschminkt»: Delia Mayer und Stefan Gubser im «Tatort».

Seite des Berufes gehe. «Die Schauspielerei allein», sagt sie sehr bestimmt, «hätte mich nicht gesund bleiben lassen.» Die Kraft, gesund zu bleiben, holt sie aus der Musik. «Ein Lied klingt auf dem Klo genauso wie auf der Bühne. Das kann einem niemand nehmen. Die Musik trägt.»

«Delia Mayer ist die wohl unbekannteste Grösste der Schweiz», jubelte Musikkritiker Albert Kuhn 2006 in der *Weltwoche* über ihre CD «These Days». «Dieses Album ist derart gross

«Natürlich macht es Freude, wenn acht Millionen Leute zuschauen.»

und erstaunlich, dass es die Schweiz einfach nicht glauben wird.» Er übertrieb nicht. Das bis heute einzige Album der Sängerin Delia Mayer ist ein Juwel, ihre Stimme hinreissend, mächtig und gleichzeitig scheinbar völlig unangestrengt. Die Schweiz wollte es offenbar tatsächlich nicht glauben. Ausserhalb der begeisterten Fachwelt nahmen wenige Notiz.

Als das Album erschien, war Delia Mayer 39 und hatte bereits eine beachtliche Karriere als Musical-Sängerin und Schauspielerin hinter sich. Dass sie so lange brauchte, bis sie den Mut hatte, selber Musik zu schreiben und ein eigenes Album zu veröffentlichen, erklärt sie mit der Strenge sich selbst gegenüber. Ihr Vater Vali Mayer ist ein renommierter Jazzbassist, Bruder Jojo eine Drummer-Ikone. «Bei uns daheim gingen viele internationale und bekannte Musiker ein und aus, so dass sich der eigene Anspruch automatisch daran misst», sagt Delia Mayer. «Ich habe früh zu singen begonnen, weil ich mich auf dem Klavier nicht ausdrücken konnte, wie ich das wollte.» Nach der Matur liess sie sich in Wien und später in New York als Sängerin und Schau-

spielerin ausbilden: «Ich habe viel mehr in meine Stimme als in meine Schauspielerei investiert.» In den Niederlanden spielte sie unter anderem in «Cats», «Les Misérables», «Anatevka» und schliesslich als Eliza Doolittle in «My Fair Lady». Danach, sagt sie, seien die richtig guten Angebote gekommen. Aber ihr war langweilig. «Ich war für mich mit «My Fair Lady» an ein Ende gekommen.» Sie kehrte nach Zürich und zur Schauspielerei zurück, schulte ihre Stimme am Konservatorium weiter und spielte danach mehrere Jahre in Wien, unter anderem am Burgtheater.

«Nur in der Schweiz»

Seit Beginn ihres Engagements für den «Tatort» vor zwei Jahren lebt sie mit ihrer Tochter wieder in Zürich und wundert sich, warum jeder fragt, ob sie eigentlich Schauspielerin oder Sängerin sei: «Die Frage stellt man mir nur in der Schweiz. In den USA, in Grossbritannien, Deutschland oder Österreich gibt es sehr viele, die beides machen.» Am 3. August wird sie mit den Musikern Antonello Messina und Michael Flury beim Festival da Jazz in St. Moritz auftreten. Der Titel ihres Programms heisst «A Crime Midnight». Noch hat sie sich nicht definitiv auf die Auswahl der Lieder festgelegt, «aber zwei alte Bond-Songs und etwas von Brecht/Eisler sind sicher dabei».

Werden die Zuschauer sie auch im «Tatort» irgendwann zumindest trällern hören? Delia Mayer winkt ab: «Warum soll Liz Ritschard singen? Ich muss nicht alles von mir in die Figur drücken. Ausserdem gab es «The Singing Detective» schon.»

Delia Mayers nächste Auftritte:
Sonntag, 3. August, am Festival da Jazz in St. Moritz.
www.festivaldajazz.ch
Neuer Schweizer «Tatort»: «Verfolgt».
Sonntag, 7. September, 20.05, SRF 1.

Letzte Ausfahrt: Matterhorn

Der einsame Weg zur Erkenntnis, dass unsere Berge an Kraft verlieren. *Von Tom Kummer*

Die Glocke der St.-Mauritius-Kirche schlägt sechs, als ich beim Gedenkbrunnen des legendären Bergführers Ulrich Inderbinen meine Wasserflasche abfülle. Auf der anderen Seite der Matter Vispa ertönt «Happy» von Pharrell Williams, niederländische Party-People wanken vorbei, fragen nach dem Weg ins «Romantik-Hotel Julien», während ein Tamile in einer Matterhorn-Gotthard-Bahn-Uniform stumm auf einem Elektromobil in Richtung Bahnhof gleitet. Sonst herrscht noch Ruhe im alten Zentrum von Zermatt.

Der grosse Inderbinen

Ich konzentriere mich jetzt auf das Plätschern im Gedenkbrunnen, das in der Morgendämmerung vielleicht die Minuten der Erde anzählt – ihre Stunden, Tage und Jahre, wie ein Countdown. Ich blicke dazu ein letztes Mal in das gusseiserne Gesicht des grossen Inderbinen, des Mannes mit den listigen Äuglein. 371-mal bestieg er das Matterhorn. Zum ersten Mal 1921 mit seiner jüngeren Schwester. Das letzte Mal im Alter von neunzig Jahren, mit Bundesrat Ogi. Er war der erste Mensch, der mir von so was wie «Kraftorten im Tal» erzählte – jenen Oberflächenpunkten der Erde, die sich von der Umgebung durch eine höhere Energiefrequenz unterscheiden sollen.

Er war damals 88 Jahre alt, als er mich aufs Breithorn begleitete, den vielleicht einfachsten Viertausender der Schweiz. Inderbinen machte dabei keinen Hehl daraus, was das Geheimnis eines Ortes der Kraft ist, eines Ortes wie des Matterhorns: Es schenkt uns Menschen die Möglichkeit, für einen Augenblick über uns selbst hinauszuwachsen, weil wir uns mit etwas verbinden, was grösser ist als wir selbst. Er war überzeugt, dass es zu allen Zeiten weise und wissende Menschen gab, die die Erdmeridiane und Kraftorte spürten und ihre Störungen erkennen konnten.

Der Zeitpunkt war also gekommen, herauszufinden, ob ich auch zu diesen Weisen und Wissenden gehöre. Zwanzig Minuten später laufe ich am legendären Bergsteigerfriedhof von Zermatt vorbei, studiere Lichtkontraste auf dem Grabstein der wohl berühmtesten Alpinistin des 19. und 20. Jahrhunderts, Eleonore Noll-Hasenclever. Sie kam am 18. August 1925 beim Abstieg vom Bishorn in einer Lawine ums Leben. Ich versuche Schwingungen wahrzunehmen. Ich stehe still. Ganz still. Alles wird still. Wenn es ein Präzisionsinstrument gibt, das Kräfte messen kann, dann müsste es

jetzt mein Herz sein. Aber da ist nichts. Mir ist schon klar, was die Esoteriker jetzt raten würden: Um in den Dialog mit einem Ort zu treten, sei es wichtig, seine Sprache zu sprechen. Die Sprache eines Ortes sind seine Geschichten. Wenn wir diesen Geschichten an dem Ort, mit dem sie verbunden sind, nachspüren, werden sie zu einem Erlebnis für Körper, Seele und Geist. Deshalb sei es so wichtig, dass wir nicht nur Bilder von ihnen betrachten, sondern sie auch tatsächlich aufsuchen. Darum kommen wir in die Berge. Verstanden.

Ich starre jetzt auf einen Werbeflyer eines japanischen Hautcremeherstellers, der mit dem Matterhorn wirbt. Auf dem Bild sitzt jeder Knick und jede Falte am rechten Platz, das Licht modelliert zu jeder Tageszeit andere Konturen des Matterhorns. Dann laufe ich aus Zermatt hinaus. Noch bin ich allein, kann konzentriert die Strahlen der aufgehenden Sonne über dem Monte-Rosa-Massiv studieren. Gibt es einen stärkeren Glücksmacher als Sonnenstrahlen, die morgens den Berggipfel erleuchten? Inderbinen hatte mir erzählt, dass vor einhundert Jahren die Zermatter nur das Licht interessiert hätte – sie bauten ihre Hütten in Richtung aufgehender Sonne. Niemand interessierte sich für die Berge. Erst mit den Briten kam die Idee des Alpenblicks – oder das Konzept von Kraftorten.

Was weiss ich vom Astralleib?

Mein Auftrag wird immer schwieriger: Wie kann ich erkennen, ob ich zu den Weisen und Wissenden gehöre, die Energiefelder aufspüren können? Wie kann ich die Wirkung von Kraftorten testen, ohne ständig mit einem radiästhetischen Instrument herumzulaufen, das mir sogenannte Bovis-Einheiten (BE) liefert? Was weiss ich von den Energiezentren zwischen dem materiellen Körper und dem subtilen Körper, dem Astralleib? Wie steht es um meine Wirbelsäule, dort, wo nach der Chakrenlehre im tantrischen Hinduismus unsere Energiezentren liegen? Und wie kann ich diese Kräfte auf mich wirken lassen, wenn neben mir eine ausgeflippte Gruppe Bergkletterer aus Neuseeland vorbeirauscht wie jetzt, auf dem Weg in Richtung Schwarzsee? Es sind Jungs und Mädchen in neonfarbenem Lycra, Goretex, mit Sonnenbrillen mit rosafarbenem Gestell, die sich vorgenommen haben – wie sie mir erzählen – die Nordwand des Matterhorns, den Montblanc und die Eigernordwand innerhalb von 48 Stunden zu durchsteigen.



«Was soll ich dort oben?»: Autor Tom Kummer vor



dem Matterhorn.

Bloss jetzt nicht negativ werden. Einfach an den grossen Ulrich Inderbinen denken. Offiziell galt er als gläubiger Katholik, mir erschien er damals wie ein heimlicher Schamane – im besten Sinn des Wortes. Der Weg auf «ds Hore» sei für ihn immer auch ein innerer Erkenntnisweg gewesen zu einem höheren, althergebrachten Wissen. Glaubt man den Bovis-Energiewert-Tabellen, dann verkörpert das Matterhorn mit 130 000 BE einen der einflussreichsten Kraftorte der Schweiz (im Vergleich dazu sollen im Weissen Haus von Washington bloss 20 000 BE ausstrahlen, in der Königskammer der Cheops-Pyramide dagegen 170 000 BE, in der Weltraumstation ISS 1120 000 BE).

Hollywoodzeichen

Sind die Erdmeridiane jedoch blockiert, schwächt dies die Kraftfrequenzen ab, wird die Erde krank. Liftmasten, Pistenverbauungen, Touristenströme. Selbst die Coolness des Urbanen, der Dekonstruktivismus des Zermatter Vorzeigekünstlers und Hoteliers Heinz Julen verursachten Störungen der Kraftfelder: stilvolle Popfestivals wie «Zermatt Unplugged», Hotels, die Hipness inszenieren, blanker Stahl, lila Plüsch, verspielte Lampen, verspiegelte Panoramascheiben, die die umliegenden Berge – samt Matterhorn – reflektieren. Lifestyle-Rebellen stecken dahinter, die fast alles im Dorf ausserhalb der Avantgarde-Zone als «aufgeblasene Pseudo-Kuhställe» oder «Heidi-Kulisse für Touristen» betiteln.

Ob unsere Kinder diese neuen Kraftfelder jedoch in ein paar Jahren so anziehend finden, ist zu bezweifeln. Die Erdmeridiane sind in Zermatt gestört, das wollen Bovis-Gläubige sogar in Zahlen belegen können. Die Natur ist irritiert, verschlossen. Und die Anziehungskraft des Matterhorns mittlerweile vergleichbar mit einem der beständigsten Magneten im Welttourismus: dem Hollywoodzeichen in Los Angeles. Doch dort haben die Anwohner gegen die Touristenplage längst einen konkreten Plan, der neben einem Heer von bewaffneten Sicherheitsleuten auch einen elektrischen Zaun und eine Mauer beinhaltet.

Ich steige jetzt eine Abfahrtspiste in Richtung Furgg hoch, studiere Schneekanonen, Lawinverbauungen und beobachte mit dem Markenfernglas Kowa XD 8,5 x 44 die umliegenden Berge: Liskamm, Castor Pollux, Breithorn. Noch versteckt sich das Matterhorn im Nebel. Aber die Prognosen sind günstig. Und ich gebe es gerne zu: Ich habe das Matterhorn noch nie in echt gesehen, immer versteckte es sich bei meinen Besuchen hinter Wolken. Aber trotzdem weiss ich fast alles über diesen Berg. Mehr als dreissig Viertausender gibt es in der Umgebung von Zermatt – an die Majestät und Macht des Matterhorns reicht keiner heran. Ich kenne das Matterhorn von unzähligen Werbebildern, die ich studiert habe, mit denen Produkte verkauft und Imagekampagnen geführt werden,



Kraftorte reinigen die Seele: die Hörnlihütte auf 3260 m ü. M.



371-mal auf das Matterhorn: Bergführer-Legende Inderbinen (1900–2004).

weltweit: von Ricola über Waschmaschinen bis zu Schönheitsprodukten oder Symposien für die Elite der New Yorker Börsenhändler. Kein Designer hätte diese Felspyramide grossartiger entwerfen können, als es die Natur durch die Kollision der Kontinente und das Zusammenspiel von Wasser und Wind vermocht hat. Trotzdem haben Umfragen an US-Schulen ergeben, dass viele Kinder davon ausgehen, dass das Matterhorn nicht echt sei, sondern die Erfindung eines Schokoladenherstellers – oder der Disney Company in Anaheim, Kalifornien.

Die Kraftfelder sind gestört

Ich erreiche jetzt die Schwarzsee-Kapelle. Plötzlich öffnet sich der Himmel, der Berg der Berge kommt zum Vorschein: die Majestät. Einmal da oben stehen mit bebenden Knien am Gipfelkreuz? Ein Sehnsuchtsberg: unerschütterlich, erhaben, makellos. Das prächtigste Symbol für Grösse und Macht der Natur. Eine senkrechte Bühne. Ich fokussiere jetzt mein Fernglas auf die Nordwand, studiere Eisfelder, Hörnligrat, Gipfel. Unsern Gipfel. Dass wenige Meter entfernt die italienische Spitze liegt, ist weitgehend untergegangen im Kult um den Schicksalsberg.

Im Tal startet ein Hubschrauber der Air Zermatt. Ich studiere jähe Gletscherspalten, das ewige Eis des Furggletschers, wo sich die kleinen Punkte einer Seilschaft bewegen. Ich spüre eine negative Vibration: Die Kraftfelder sind gestört. Ich denke an die 3000 Bergsteiger, die jährlich versuchen, den Traumberg zu bezwingen. Bis zu 1500 kommen auch oben an. Bei den übrigen siegt oft im letzten Moment die Vernunft, sie kehren um oder müssen von der Bergwacht befreit werden. Wenn also das «twock, twock, twock!» eines dicken Air-Zermatt-Helikopters das Tal erschüttert wie jetzt, dann denke

ich sofort an einen zerschmetterten Körper, den es irgendwo zu bergen gilt. Die Zermatter sind bestimmt nicht glücklich über das Blutbad, das vor ihrer Haustüre angerichtet wird, aber sie haben Übung darin, einfach achselzuckend über einen fremden Frager hinwegzugehen. Wie viele Leichen am Matterhorn nie geborgen wurden, ist unklar. Die Verschollenenliste wird immer länger. Ob ungeborgene Leichen die Energiewerte unserer Berge beeinflussen?

Ich schwenke mein Fernglas in Richtung Dorf. Es liegt jetzt unter einer Nebelbank. Letztendlich ist das spannendste Faszinosum am Matterhorn, dass dieses Wunder nie nur Berg ist, sondern immer auch unsere Idee eines Bergs darauf projiziert wird, so weit, dass wir längst die Loslösung vom optischen, wahrhaftigen Berg feststellen – dieses Matterhorn wird zum reinen Logo, zu einer reinen Idee, einer Ware, einer Firma, einem Land, einer Identität. Es verkörpert unsere durch und durch kommerzialisierte Gegenwart wie kein

Ein makelloser Sehnsuchtsberg: das prächtigste Symbol für Grösse und Macht der Natur.

anderer Berg: nicht der Everest, nicht der Fuji, nicht der Kilimandscharo.

Das Matterhorn steht unter extremem Erfolgsdruck. Das zeitigt Folgen, auch wenn man nicht an Erdmeridiane oder Bovis-Einheiten glaubt. Die Werte sind am Einbrechen, es kracht immer öfter im Fels, der Permafrost schmilzt. Mein Fernglas gleitet jetzt wieder den Hörnligrat entlang. Ich beobachte Bergsteigergruppen, die mehr herunterstolpern als heruntersteigen, gestresste Kletterer, hektisch, aggressiv. Ich spüre ein Zittern bei diesem

Anblick. Es gibt nur eine Hoffnung: Vielleicht existiert eine direkte Linie von der Schwarzsee-Kapelle «Maria zum Schnee» zum Gedenkbrunnen von Inderbinen, wo sich sämtliche Kraftfelder des Mattertals bündeln. Ich muss diese Linie finden. Ein Kraftort reinigt die Seele, habe ich gelernt. In dem Augenblick, in dem ich den Kraftort wahrnehme, bekommt er die Kraft, mein Leben zu ändern. Je aufmerksamer und bewusster ich mich auf die Wahrnehmung einlasse, umso deutlicher werde ich diesen Impuls zur Transformation spüren.

Bergdoktor im Heimatfilm

Ich schwenke jetzt mein Fernglas in Richtung Dufourspitze. Der höchste Berg der Schweiz ist bei dieser Matterhorn-Soloshow chancenlos. Das Breithorn leuchtet zwar wie ein weisser Helm in der Sonne. Chancenlos. Das Zinalrothorn ragt wie ein Haifischzahn in den Himmel. Chancenlos im grossen Imagekrieg der Bergwelt.

Die Schwingungen nehmen zu. Auf fünfzig Meter habe ich mich jetzt der Hörnlihütte genähert. Ich lege eine Pause ein, hoch über dem provisorischen Basislager, das während der Hüttenrenovierung aufgebaut worden ist. Ich beobachte zwei Air-Zermatt-Hubschrauber, die sich der Westwand nähern. Weiter unten hängt eine Seilschaft stationär im Steilhang. Ich kann es mit dem Fernglas perfekt erkennen: Einer der Kletterer trägt einen gelben Koffer, wie ein Bergdoktor in einem Heimatfilm. Was soll das? Erst später wird klar: Die Kletterer gehören zu Permasense, einer Arbeitsgemeinschaft, die herausfinden will, wie stark sich die Berge bewegen. Das Matterhorn liegt gewissermassen auf der Intensivstation: Über Mikrofone, die in Felsklüften stecken, lauschen die Wissenschaftler seinem Herzklopfen – hörbar als Knacken in den Felsen, wenn sich Spannungen abbauen. Sie

Gütsche, mi Gigant!

Gurten, so gross wie du ist keiner. Dabei bist du nicht mal ein richtiger Berg.

Von Urs Gehriger

Im Vergleich zum Matterhorn: Kümmerlich! *Ä Hügu! Ä Püggu ir Landschaft!* Letzten Sonntag im Sturm hast du mich wieder versetzt, hast mich mit deiner Magie auf deinen Rücken gelockt, trotz donnerndem Sturmhimmel, aber ich hab dir schon verziehen.

Gurten, schönster Hausberg! Prächtiger als der Üetliberg, lauschiger als der Mont Salève! Stillst jeden Tag meinen Lufthunger. Gütige Oase der Zivilisationserschöpften, 858 m ü. M., rings um dich wickelten sich die Jahrhunderte ab wie eine Schnur. Du hast dem Aaregletscher getrotzt. Römer, Franken, Burgunder – gewaltiger Gurten, du hast sie alle ausgestanden. Auch die Golfer, die sich auf einem Neun-Loch-Kurs exklusiv auf dir vergnügten. 1959 hat sie das Berner Stimmvolk vertrieben. Seither darf jeder auf dir Biken, Schwingen, Schanzen springen, im Plastikbob dir den Buckel herunterrutschen.

Grosser Gurten, du figurierst auf keiner Bovis-Energiewert-Tabelle. Wozu auch! Andere Zeugnisse verbriefen deine Kraft. «Ernsthafte Erzählung eines lustigen Tages oder der bestiegene und wieder verlassene Gurten», hiess Gotthelfs erstes Werk. Albrecht von Haller hat, inspiriert von deinem Panoramablick, in Alexandrinern «Die Alpen» besungen.

Nun hast du also auch Cypress Hill in deinen Bann gezogen: «We're posted up in #Bern #Switzerland with this incredible view getting ready to tear up #gurtenfestival tonight!!», twitterten die *old school*-Hip-Hopper aus L.A. letzte Woche. Yo!

Nie bist du berausender und nie geplagter, als wenn das Gurten-Festival tobt, wenn die Dylans und Placebos dieser Welt aufspielen, wenn 78 000 vier Tage lang wie Flöhe deinen Pelz bevölkern. Deine Bäume, Exzellenzen der erhabenen Ewigkeit, recken ihre wipfeldichten Köpfe zusammen, sichtlich verdrossen über die betrunkenen Herr-Scharen, die sich in höfischer Schattenkühle an ihren Stämmen notdürftig erleichtern. Du hingegen ignorierst

geduldig Geplärr, Geschrumm und vertrottelten Gesang.

Was will dich noch schocken? Hast die Rebellen angezogen, lange bevor der Rock'n'Roll aufheulte. An deinem Fuss flammte in den 1650er Jahren die Bauernrevolte auf, das Land erhob sich gegen die Stadt. Immer noch weht der Wind der Freiheit über dich, manchmal sogar ein Hauch von Avantgarde.

Jesus in der Kraftmulde

Es ist morgens um zwei, der Stille Has und Büne Huber sind längst in der Beiz, als ein Schauer über deinen Rücken fährt. Es passiert im Tobel auf der Waldbühne. Dort unten in

der Kraftmulde, wo jedes Jahr Neues, Unverbrauchtes aufkeimt. Jeans for Jesus heissen die, die den fauligen Musikmoder austreiben. Als Pixel-Soul hat man ihren Digital-Sound bezeichnet, weil alles einen Namen braucht. Doch die Jesus-Jeans entziehen sich den Deutungspedanten, näseln im Schleppgesang, der niemandem schmeichelt, Worte der Entfremdung von einer mate-

riell und virtuell verstopften Welt: «I weis vor luter Projektione nüm, wär ds Originau isch / [...] bisch du nur das woni y dir gseh? / Rorschachtest, Rorschachtest.»

Berner Mundart, einmal mehr, aber Lichtjahre entfernt vom Bäremani-Wohlfühl-Blues. Stattdessen lethargische Kampfansage in ironischem Nuschelton: «Occupy dyni Postoutostation in Flamatt.» Selten hat sich der Zeitgeist so subversiv in den Nerv gebohrt: «Au di huere Apps hei mr ds Warte verlehrt / Zynismus, lah mi frei, I wär gärn ehrlech.»

Niemand ist ehrlicher als das Wetter, das sich jedes Jahr über dem Festival erbricht, mit geballter Naturkraft Verrücktes wieder ins Lot fegt. Auch du siehst jetzt etwas mitgenommen aus, unrasiert, ungekämmt, schlammige Striemen auf deinem Sommerkleid. Schlaf dich aus! Chill! Dann sei mir wieder Fluchtpunkt. Dann nimm mich wieder auf. *Gütsche, mi Gigant, gäu, mir gäh nis wieder eis?* ○



Soloshow: Speed-Rekordhalter Ueli Steck, 2009.

beobachten mit Kameras die Kalkwände, überwachen mit hydraulischen Spaltenmessern jedes Zucken im Gestein. Veränderungen von Temperatur, Feuchtigkeit, elektrischer Leitfähigkeit oder Wasserdruck – nichts bleibt unbemerkt. Alle Daten rauschen im Minutentakt auf den Server der ETH in Zürich. Können diese Leute auch die Seele des Berges studieren?

Ich winke zurück

Schliesslich gibt es Kraftorte der Liebe, Kraftorte der Erkenntnis, Kraftorte der Ordnung. Ich spüre momentan nichts mehr. Keine Ordnung. Nur eine angenehme Einsamkeit am Berg. Ich bin allein – kein Wanderer weit und breit, sogar die Helikopter sind verschwunden. Für einen kurzen Augenblick wird klar: Einsamkeit wäre der perfekte Kraftzustand in unseren Alpen. Einsamkeit richtet den inneren Kompass neu. Kurz vor der Hörnlihütte halte ich an. Was soll ich dort oben? Inderbinen hätte vor einem Aufstieg gewarnt. Er hätte mir in unserer Gegenwart geraten, mich an einen Fels anzulehnen und mich demütig zurückzuhalten.

Für einen Augenblick nimmt mir jetzt die Steilheit des Geländes oder irgendein verborgenes Matterhorn-Kraftfeld den Verstand, und ich stelle die vielleicht wichtigsten wissenschaftlichen oder philosophischen Fragen, die je gestellt wurden: Sind wir Menschen wirklich allein im Universum? Und wenn nicht: Wer sind die anderen Wesen? Und würden sie nicht logischerweise zu diesem Berg kommen, in Frieden, wie im Science-Fiction-Klassiker «Unheimliche Begegnung der dritten Art»? Über mir taucht jetzt ein Gleitfallschirmspringer auf. Er winkt mir zu. Ich winke zurück. Erst dann erkenne ich den Totenkopf und die gekreuzten Knochen auf seinem Schirm. Ich schliesse die Augen. Es gibt keinen leichten Weg in eine andere Welt. ○



«Incredible view»: Gurten-Festival, 2014.

Meine Restaurants

Nicht alle der zehn Lieblings-Kraftorte unseres Kolumnisten befinden sich in der Schweiz. Aber alle weisen einen (mehr oder weniger klaren) Schweiz-Bezug auf. *Von Mark van Huissing*

Restaurant «Kaufleuten», Zürich

Über fast nichts lässt sich so gut streiten wie über ein Lieblingsrestaurant. Vielleicht sonst noch über den Lieblingsfußballklub. Und wie es Leute gibt, die immer den Verein mögen, der gerade an der Tabellenspitze ist, gibt es auch Fans des jeweils neusten Restaurants. Ich gehöre nicht dazu. Und gehe darum seit zwanzig Jahren am liebsten ins «Kaufleuten». Weil ich das Schnitzel, die Avocado mit Rüeblisalat und Ingwer sowie den Rotwein Haut-Blanville aus dem Languedoc mag. Und weil ich die Gewissheit habe, dass, falls gerade interessante Leute aus dem Ausland unterwegs in Zürich sind, sie im «Kaufleuten» am Nebentisch essen werden.

Pelikanplatz, Zürich, Telefon 044 225 33 33

Restaurant «China Tang» (im «Dorchester»-Hotel), London

Ein Restaurant, wie es dies zwingend in Zürich nicht geben kann. Zu gross, zu glanzvoll, zu weltstädtisch und zu preiswert – kein Witz, obwohl an Londons feinsten Adresse gelegen, kostet die feinste Pekingente ausserhalb Chinas, die ich kenne, umgerechnet und für zwei Personen zirka 100 Franken. Man betritt das im Sousparterre gelegene Lokal (muss so sein – oder gibt es Opiumhöhlen mit Sonnenlicht?) durch die Bar, in der es aussieht, wie es wohl 1921 in Schanghai aussah. Und ist überrascht, dass man sich in einem Restaurant und nicht auf einem Filmset befindet. *Welcome to London for connoisseurs*. Das Hotel «Dorchester» und das «China Tang» nebenbei sind wohl auch so gut, weil der General Manager ein Schweizer ist.

53 Park Lane, London, Telefon +44 207 629 99 88

Restaurant «Obere Flühgasse», Zürich

Ich bin keiner, der findet, früher sei alles besser gewesen. Ich finde, das meiste ist heute besser. Ausnahme: Restaurants wie die «Obere Flühgasse» gab es früher vermutlich viele. Und heute gibt es, mit Sicherheit, nur noch wenige solche Betriebe. Am leichtesten lässt die «Flühgasse» sich folglich beschreiben mit dem Begriff *old school*. Und am besten lässt sie sich erleben am einem Sonntagmittag, wenn, nebenbei, wenig gute Restaurants in der Stadt geöffnet sind: selbstgemachte Bouillon aus der Silberschale, mit Flädli, danach gemischten Salat und schliesslich Leberli mit Rösti, im Haus gemacht, nicht bloss selbstgekauft bzw. die Packung aufgerissen. Im Sommer sitzt man draussen, im Winter an dem Tisch mit Ofenbänkli.

Flühgasse 69, Zürich, Telefon 044 381 11 10

Restaurant «Degenried», Zürich

Man muss sich das vorstellen: Man fährt mit dem Auto oder dem ÖV zum «Dolder Grand»-Hotel, biegt dort ab in den Wald – und nach fünf Minuten kommt man auf eine Lichtung, auf der sich ein Haus befindet, das fast nur aus Fenstern besteht. Und bei dem es sich um ein Restaurant handelt, das die meisten Leute nicht kennen und das Schweizer Küche anbietet. Und zwar sieben Tage die Woche. Ich empfehle Hackbraten. Und, für die, die zu Fuss gekommen sind, ein Millefeuille. Diese sind, erstens, in Handarbeit hergestellt und, zweitens, so fein, dass oft keines mehr erhältlich ist, wenn man es bestellt. Darum rate ich, beim Reservieren lassen des Tisches (am Fenster, bitte) eine Option auf den Bezug einer Cremeschnitte anzumelden.

Degenriedstrasse 135, Zürich, Telefon 044 381 51 80

Restaurant «Hiltl», Zürich

Einfacher lässt sich eine Diskussion kaum anreissen und als Sieger daraus hervorgehen, als wenn man sagt, man fände, das beste Essen

Zürichs gebe es im – «Hiltl». Wie schön, Gourmets, Gourmands und andere Ess- und Weinkenner dann ausführen zu hören, dass das ja wohl nicht sein könne, weil das «Mesa» oder «The Restaurant» im «Dolder» einen Haufen Punkte im «Gault Millau» habe plus Sterne im «Michelin»... Stimmt alles. Doch ich mag nicht gerne Taube oder Aal, und Lachs muss meinetwegen nicht in Schaumform daherkommen. Über diese und andere (komische) Tiere müssen wir nicht reden, wenn es um die vegetarischen «Hiltl»-Restaurants geht. Worüber wir reden müssen, ist das unwahrscheinlich einfallsreiche sowie reiche Angebot an Gerichten aus der ganzen Welt, die es im «Hiltl» jeden Tag gibt. Zudem in den allermeisten Fällen, finde ich, sind sie besser zubereitet als im Ursprungsland.

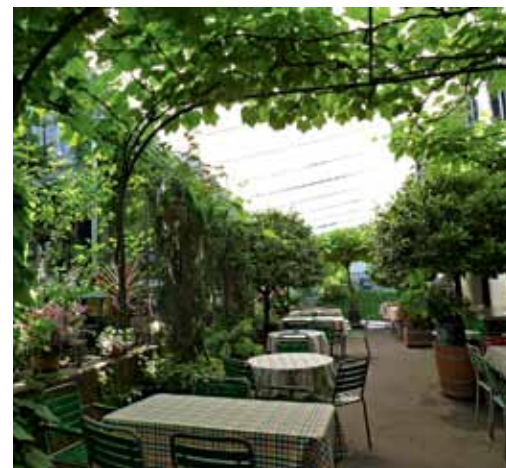
Sihlstrasse 28, Zürich, Telefon 044 227 70 00

Restaurant/Alphütte «Clavadatsch», Suvretta, St. Moritz

In der Gastronomie, sagt man, gebe es keine Standortnachteile. Nur schlechte Betriebe.



Interessante Leute: Restaurant «Kaufleuten».



Old school: Garten der «Obere Flühgasse».



Wie ein Filmset: «China Tang» in London.



Haus aus Fenstern: Restaurant «Degenried».



Keine (komischen) Tiere: «Hiltl»-Restaurant.



Stange: Lobby im «Gstaad Palace».



Ohne Standortnachteile: «Clavadatsch»-Hütte.



Schweizer Wirt/Koch: das «La Scala» auf Ibiza.



Zeitungskiosk: Museum Palais de Tokyo, Paris.



Hügel mit Aussicht: im Zürcher Kreis 8.

Stimmt wahrscheinlich. Ganz sicher aber, bezogen auf die Alphütte «Clavadatsch» – sonst wäre ein Restaurant, das man zu Fuss in vierzig Minuten (ab St. Moritz Dorf) erreicht respektive auf Ski oder Snowboards nach einem kleinen Umweg und dem Überwinden schnee-ärmer Passagen, immer leer. Ist es aber nicht. Wegen der Aussicht, der Bedienung, der Bratwurstschnecke mit Ratatouille und Feigen-senf und, und, und. Bevor ich es vergesse: geöffnet wieder ab 18. Dezember 2014. Wer nicht so lange warten will, kann die ganze Hütte (inklusive Catering) mieten.

Suvretta, St. Moritz. Infos über Hotel «Schweizerhof», Telefon 081 837 07 07

Coffee-Shop/Zeitungskiosk im Museum Palais de Tokyo, Paris

Man geht nicht ins Museum wegen des Zeitungskiosks – obwohl es dort die schönsten, interessantesten, überflüssigsten Zeitschriften der Welt gibt. Und auch nicht wegen des Cafés – obwohl es dort die schönsten Mädchen/Kunststudentinnen/Künstlerinnen der Stadt und also möglicherweise der Welt gibt. Schon klar. Aber wenn die Ausstellungen, die gezeigt werden, grosser Mist sind in den Augen des Betrachters (Thomas-Hirschhorn-Ausstellung «Flamme éternelle», ging am 23. Juni zu Ende) respektive zu klein (Hiroshi-Sugimoto-Ausstellung «Aujourd’hui, le

monde est mort», bis 7. Sept.), dann ist es gut, ein gutes Café mit gutem Kaffee und einem guten Kiosk in nächster Nähe zu haben.

13, Avenue du Président Wilson, Paris, Telefon +33 1 81 97 35 88

Bar in der Halle des «Gstaad Palace»-Hotels, Gstaad

Was ist eigentlich eine Bar? Sprachlich besehen eine Stange und, im übertragenen Sinn, ein Lokal, in das man geht, weil man annehmen darf, dass man dort jemanden kennt (oder eben gerade nicht) sowie möglicherweise jemanden kennenlernt. Und wo man Alkohol, idealerweise in seiner angenehmsten Darreichungsform, konsumiert. Wem das alles zu kompliziert ist, der stellt sich einfach an die Stange, die Theke, die es in der Halle des «Palace» gibt, bestellt einen Gin Tonic (zum Beispiel Tanqueray mit Fever Tree) – und findet heraus, wer da ist, wer kommt, wer geht sowie was passiert.

Palacestrasse 28, Gstaad, Telefon 033 748 50 00

Restaurant «La Scala», Altstadt, Ibiza

Es steht vielleicht nicht zuoberst auf der To-do-Liste vieler Touristen, in einem Sommerresort bei tagsüber 35 und abends 25 Grad Rindsfilet essen zu gehen. Aber falls, dann gibt es wohl kein besseres Restaurant dafür als das gutversteckte – unter Bäumen und zwischen Häusern gelegene – «La Scala» in Dalt Vila, der Altstadt von Ibiza. Der Wirt/Koch heisst Beda und ist Schweizer. Natürlich gibt es im Grunde keinen Grund, weshalb man als Schweizer, wenn man nicht in der Schweiz ist, zu einem Schweizer essen gehen sollte. Doch in diesem Fall gibt einen: das Fleisch, das bei Beda auf den Tisch beziehungsweise Teller kommt. Es ist möglicherweise das beste der Insel. Und am besten, wenn auch nicht am schweizerischsten zubereitet zudem.

Carrer de sa Carossa 7, Ibiza, Telefon +34 971 30 03 83

Hügel/Aussichtspunkt hinter dem Burghölzli, Zürich

Der erste Tipp, bei dem es sich, von mir aus gesehen, wirklich um einen Kraftort handelt. Nicht einfach zu finden, aber auch nicht sehr schwer (vom Restaurant auf dem Burghölzli-Gelände hundert Meter nach hinten und dann dem ansteigenden Weg in den kleinen Wald folgen) – sonst gäbe es keine Familiengrillstelle sowie kein Holzhaus, in dem wohl einmal Erfrischungen angeboten wurden. Man nimmt Platz auf einer Bank, blickt über Riesbach, das Zürichhorn und, natürlich, auf den Zürichsee. Wer Gedichte schreiben oder sonst schöpferisch tätig werden möchte, aber irgendwie nichts aufs Papier respektive die Reihe bringt, sollte hingehen und herausfinden, ob ihm der Ort eine Eingebung verleiht. Falls nicht, wird es wohl schwierig, das Vorhaben umzusetzen. ○



«Alles im Leben ist Energie»: Lara Gut an ihrem Kraftort, dem Hotel «Chedi» in Andermatt.

Lara lacht

Wunderkind, Schätzchen, Zicke. Keine Sportlerin generiert so grosse Begeisterung und schürt so viel Irritation wie Lara Gut. Und keine beherrscht die Facetten der Heiterkeit so virtuos wie das Tessiner Ski-Ass. Betrachtung eines Schweizer Sonderfalls der Extrastrahlkraft. *Von Urs Gehriger und Philipp Rohner (Bilder)*

Man erzählt von einem launischen Wesen. Gelangweilt spiele sie mit den Waffen der Hochnäsigkeit, besonders im Umgang mit Journalisten. Kaum zwei Sätze könne man in eine Frage packen, ehe auf ihren azurblauen Augen ein Schleier der Süffisanz aufziehe. Und erst ihr Lachen! Am tückischsten sei ihr Lachen. Vor ihm gelte es sich besonders in Acht zu nehmen.

So wurde ich gewarnt, von Kollegen aus der Sportabteilung, ehe ich ihr gegenübertrat. Lautlos kam sie durch die Hotellobby des «Chedi» in Andermatt spaziert, ihr Haar blendend blond unter der schmalen Krempe eines grauen Trilby-Huts über die Schulter fallend, um den Hals ein silberner Schneekristall an feiner Kette.

«Ciao, i bi d Lara.»

Lara Gut, 23, Ausnahmetalent im Schweizer Skizirkus. Letzten Winter erreichte sie sieben Siege. Neun Mal fuhr sie aufs Podest. 1101 Weltcup-Punkte – fast ein Drittel aller von Swiss-Ski-Frauen gewonnenen Zähler –

gingen auf ihr Konto. Zur Krönung hat sie uns mit dem Gewinn der Kristallkugel im Super-G den Winter versüsst. Das Gespräch werde sich nicht um Sport im engeren Sinn drehen, nicht um Drifttechnik, Konditionstraining und Kantenschliff, erklärte ich vorab. Wir möchten ihre Energiefelder ausloten und dabei, vielleicht, das Geheimnis ihres Erfolgs ergründen.

Lara, woher beziehst du die Kraft für deinen alpinen Hochleistungsakt?

Man sagt, alles im Leben ist Energie. Wenn man mit einer positiven Einstellung durchs Leben geht, ist alles immer einfacher. Auf der anderen Seite kannst du nicht erwarten, dass alles immer einfach läuft. Du musst in allen Bereichen kämpfen. Ich glaube, Kämpfen ist Energie.

Wie sammelst du dich für den Kampf?

Für eine Athletin gibt es drei wichtige Sachen: Training, Ernährung und Erholung. Du musst wissen, du kannst nicht 24 Stunden am Tag vollen Einsatz geben. Im Ziel erwarten

die Medien Antworten, du musst noch versuchen, schlau zu sein, also musst du wach bleiben. Danach brauche ich Ruhe. Man muss einen Fluchtpunkt haben, wenn alles zu viel wird. Einige gehen in den Garten. Ich lese, oder ich koche, da kannst du an nichts anderes denken. Hast du einen Kuchen im Ofen, dann musst du aufpassen, dass er nicht anbrennt.

Da war es, das Lachen. Unvermittelt schallte es aus ihr und verschwand gleich wieder, wie eine Windböe in sich zusammensackt. Laras Lachen war das Erste, was die Schweiz von dem Teenager aus dem Tessin zu sehen und zu hören bekam, als sie im Februar 2008 wie ein Blitz aus heiterem Himmel am Bildschirm auftauchte. In ihrer ersten Weltcup-Abfahrt überhaupt fuhr Lara – bloss sechzehn Jahre alt – in St. Moritz gleich auf Rang drei. Und dies trotz Sturz vor der Ziellinie. «Das ist die verrückteste Geschichte, seit ich Skirennen kommentiere», schrie der SRF-Kommentator entzückt ins Mikrofon.



An Laras linkem Fuss fehlte der Ski, ihr Körper muss ein einziger blauer Fleck gewesen sein, aber sie lachte. «Das ist mir noch nie passiert, geil oder?» Über Nacht wurde das sonnige Gemüt zur Hoffnungsträgerin. Alle rissen sich um das neue «Schätzchen der Nation». Lara hat dieser Kosename nie gefallen. Heute hasst sie ihn immer noch: «Ich bin kein Ski-Schätzchen», sagt sie. «Man nennt Beat Feuz auch nicht Ski-Buebli.»

Artikel über Lara Gut, liest du das?

Nicht wirklich, ab und zu, doch schon, aber ich rege mich immer auf.

Negative Energie?

Nein, das nicht, aber selbst wenn jemand Mega-Fan ist von mir, setzt er manchmal ein Komma, das nicht wirklich richtig ist. Ich merke, dass diese Kleinigkeiten mich ein bisschen verletzen, und deswegen probiere ich auf das Lesen zu verzichten. Immer wieder wühlt man im Negativen. Warum kann man sich nicht auf das Schöne konzentrieren? Auf das Negative kannst du nicht bauen, nur auf das Positive.

Ohne Kritik kommt man aber auch nicht weiter, oder?

Ich habe so viele Leute, die mir zum Glück helfen. Auf dem Berg bin ich nicht allein, ich habe Trainer, Serviceleute, Konditionstrainer, eine ganze Mannschaft. All die anderen sogenannten Experten rundherum

haben nicht den ganzen Prozess gesehen. Wie kannst du etwas beurteilen, wenn du nicht alles weisst? Das ist unmöglich und als Athletin oft schwer zu akzeptieren.

Lara ist ein Sonderfall seit dem Tag, als sie in den Weltcup stürmte. Sie hat mehr Talent als der Rest, kann alle vier alpinen Disziplinen fahren, spricht fünf Sprachen. Bald fragte sich die ganze Schweiz: Wie macht sie das bloss? Wird sie dem Druck standhalten?

In ihrem zweiten Weltcup-Winter 2009 lernten die Zuschauer eine neue Lara kennen:

**«Ich bin kein Ski-Schätzchen.
Man nennt Beat Feuz
auch nicht Ski-Buebli.»**

Lara, die Unbekümmerte, die selbst ein WM-Rennen nicht aus der Ruhe bringt. Während sich die Konkurrentinnen am Start konzentriert in sich kehren, mit geschlossenen Augen den Kurs visualisieren und dabei den Kopf hin und her wiegen wie Stevie Wonder am Klavier, schäkert Lara mit ihrem Servicemann. Und lacht, laut und herzlich. Um dann, wie in Val-d'Isère, locker zweimal WM-Silber herauszufahren.

Vor dem Start scheinst du völlig unbeschwert. Wie kommt das?

Mir bringt es echt nichts, wenn ich schon eine halbe Stunde vorher voll konzentriert bin, denn ich verliere Energie. Wenn es losgeht, geht es los.

Stört das andere nicht, wenn du vor dem Rennen daherplauderst?

Ab und zu schon. Einmal fragte mich Lindsey Vonn oder Anja Pärson, ob ich ruhiger sein könne, die beiden sollten gleich vor mir starten. Ich war sofort still, aber das lehrte mich, dass man Rennen schon vor dem Start verlieren kann, wenn man sich aus dem Konzept bringen lässt.

Viele Sportler sind abergläubisch. Hast du einen Tick?

Nein, damit schränkst du dich nur ein. Einmal dachte ich auch, ich würde besser fahren, wenn ich die Fingernägel schwarz anstriche. Aber dann merkte ich: «So ein Blödsinn!» Ich habe Besseres zu tun.

Schminken sich die Frauen eigentlich vor dem Rennen?

Ich brauche Nagellack, Mascara, denn ich habe helle Wimpern, und ich färbe mir die Augenbrauen. Aber sonst eher selten.

Das Lachen, das jetzt Laras Gesicht aufklärt, ist von kecker Heiterkeit und rötet ihre Wangen. Dank Laras Leistungen figurierte das Schweizer Frauenteam letzte Saison auf Rang zwei in der Nationenwertung. Ohne ihre Punkte hätte es für die Schweizerinnen nur für den

enttäuschenden fünften Platz gereicht. Laras Parforce-Fahrten zahlen sich aus. Ihr Preisgeld lässt die Kassen von Swiss Ski klingeln.

Ist es ein gutes Gefühl, wenn du aus eigener Kraft einen solch frappanten Unterschied ausmachst? Oder spürst du Neid?

Neid nicht, denn wir hatten eine gute Saison. Aber ich wäre froh, wenn Swiss Ski das verstehen würde, wenn ein paar Leute checken würden, dass sie ohne die tausend Punkte, die ich geholt habe, nicht so viel Geld verdient hätten, und mich nicht nur als Gegnerin sehen würden, wäre es sehr wahrscheinlich für alle einfacher.

Das wissen sie doch.

Das wissen sie, aber sie geben mir nicht wirklich viel zurück. Ich bezahle sowieso mein Training allein. Ich finde, sie sind schon ein bisschen Schlitzohren.

Im Skizirkus hat es immer wieder Athleten gegeben, die mit Privatteams den Erfolg suchen: Ski-Nomade Bode Miller im eigenen Wohnmobil, Alberto Tomba «la bomba». Auch die Schweizerin Sonja Nef trainierte jahrelang in einem Sonderteam mit dem Österreicher Sepp Brunner. Doch niemand setzte so stark auf die eigene Familie wie Lara Gut.

Vater Pauli Gut ist mit seiner Tochter schon früh eigene Wege gegangen. Seit Lara zwei Jahre alt war, hat er mit ihr fast jede freie Minute auf den Ski verbracht. Vor ein paar Jahren gab er seinen Lehrerjob an der Gewerbeschule in Lugano auf, um Lara ein

«Einmal dachte ich, ich würde besser fahren, wenn ich die Fingernägel schwarz anstriche.»

ideales sportliches Umfeld zu bieten. Pauli amtiert als Trainer und kümmert sich um Sponsorenkontakte. Und Mutter Gabriella hält das Team hinter den Kulissen am Laufen, in dem auch Laras jüngerer Bruder Ian auf FIS-Rennen-Stufe fährt.

Training und Management aus eigener Kraft, ist das nicht eine Riesenbelastung?

Man muss unterscheiden zwischen Sommer und Winter. Vor zwanzig Jahren hatten wir Schweizer und Österreicher Heimvorteil. Da wir überall Schnee haben, war es ziemlich logisch, dass wir zu den Besten gehörten. Aber jetzt sind wir nicht mehr allein. Die Amerikaner investieren Geld, die Spanier, die Franzosen, wir können nicht erwarten, dass wir mit den gleichen Mitteln wie vor zwanzig Jahren den gleichen Erfolg haben. Es ist klar: In einem Einzelsport musst du auch einzeln arbeiten. Bei den Amerikanern hat praktisch jede Athletin ihren eigenen Trainer. Wir



Seit sie zweijährig gewesen ist, verbringt sie fast jede freie Minute auf den Ski: Allrounderin Gut.

können nicht hoffen, besser als sie zu sein, wenn wir nicht besser arbeiten.

Besser heisst allein?

Das mag nicht für jede Athletin gelten, aber für mich ist individuell zu trainieren die beste Möglichkeit. Ich kann jeden Tag selber bestimmen, was das Beste ist für mich. Wenn du in einem Team integriert bist, musst du auch sehen, was die anderen brauchen, dann wird das Resultat irgendwie mittelmässig sein. Ich trainiere den ganzen Sommer mit wenigen Leuten in Harmonie. Dann komme ich plötzlich in das Team, da gibt es so viele Spannungen, das bringt mich schon ab und zu aus der Ruhe. Dabei hat die Unruhe meistens gar nichts mit mir zu tun.

Wer sich unter Sportreportern umhört, bekommt immer wieder Ähnliches zu hören. Lara sei eine «Prinzessin». Sie sei beratungsresistent und eigensinnig. Sie verstecke sich nach Niederlagen hinter Gemeinplätzen und schnippischen Bemerkungen. Sie tanze ihrem Vater und Trainer auf der Nase herum. Lara bezeichnet diese Einschätzungen als «frech und respektlos».



Wenn Frauen Bischof werden dürfen, möchte ich Synchronschwimmer werden.

Kaum im Rampenlicht, hat sie sich mit den Medien angelegt, sie regt sich über Journalisten auf, die sie mit intimen Fragen nerven oder mit Kritik provozieren. Kenner des Alpensports wiederum sehen die Konfrontation mit Medien und Konkurrenz gar als eine von Laras Kraftquellen. «Sie braucht den Konflikt, um ihre Kräfte zu bündeln, um sich zu neuen Höchstleistungen aufzustacheln», sagt ein Journalistenkollege mit langjähriger Weltcup-Erfahrung.

Stimmt es, dass unter den Athletinnen manchmal Zickenkrieg herrscht, dass Rivalitäten böse ausgetragen werden?

Nein, das nicht. Es ist so: Du musst verstehen, dass du das alles für dich selber machst. Wenn du jemandem helfen kannst, sollst du das machen, aber sonst musst du auf deinem Weg gehen. Die anderen werden nicht bremsen, nur weil du nett warst zu ihnen. Am Ende zählt nur das Resultat. Es tönt hart, aber es ist so. Je schneller du das verstehst, desto einfacher wird es.

Lara sitzt in einer Nische des mondänen «Chedi»-Hotels im vernebelten Andermatt. Vor ihr eine Schale Fruchtsalat, die sie zackig ausbaggert. Man kann dieses Skigebiet als Lara Guts Kraftort bezeichnen. Nach dem grossen Rückschlag in ihrer Karriere stand sie in Andermatt erstmals wieder auf den Brettern.

Bei einem Sturz im Training in Saas-Fee hatte sie sich 2009 das rechte Hüftgelenk ausgekugelt. Statt in Vancouver um olympisches Gold zu rasen, watete sie mit Physiotherapeuten durchs Hallenbad. Lara musste begreifen, dass Talent, Unbeschwertheit und Ehrgeiz nicht genügen, um ein Superstar zu werden. Während der erzwungenen Auszeit ist ihre Persönlichkeit ge-

wachsen. Sie hat Wege gefunden, um den Rummel um ihre Person in ihrem Sinne zu kanalisieren. Medienwirksam engagiert sie sich für Karitatives, unterstützt ein Projekt für Brunnenbau im Kongo, macht sich im Namen von Amnesty International für Frauenrechte stark. Sie tut, was andere Sportler gerne meiden: Sie nimmt politisch kein Blatt vor den Mund. Sotschi sei ein Ort, «an dem es überhaupt nicht um Sport geht», sagte sie, ehe dort im Februar das olympische Feuer entflammte. Ausserdem bewirtschaftet sie effektiv die «sozialen Medien», postet auch schon mal ein freizügiges Foto, wie sie im Bikini für die Matur büffelt (die sie im Juni mit Erfolg absolviert hat). Dabei öffnet sie die Tür in die Privatsphäre bloss einen klitzekleinen Spalt, zu wenig, um ihr Innenleben zu offenbaren, aber genug, damit die Kamera dauernd auf ihr bleibt.

Kannst du die Faszination erklären, die deine Person auslöst?

Ich weiss nicht genau, wie das funktioniert. Da ich mit siebzehn bereits im Rampenlicht stand, musste ich schnell lernen, damit umzugehen. Aber ich kann nicht sagen, ich habe meine Balance gefunden. Sobald ich aufstehe, habe ich das Gefühl, ich müsse aufpassen, was ich sage, denn es kann irgendwo wieder auftauchen. Selbst wenn ich lache, habe ich im Hinterkopf, dass die Leute denken könnten: «Das hat sie im falschen Moment gemacht.»

Lachen – seit Aristoteles gilt es als Merkmal von Menschlichkeit überhaupt. Durch das Christentum erfuhr es eine Abwertung. Jesus hat nicht gelacht. In der christlichen Religion wurden Gelächter und Witz mit Zügellosigkeit gleichgesetzt. «Das ist ein wichtiger Grund, warum Frauen beim Lachen Zurückhaltung auferlegt wurde», sagt Helga Kotthoff, Sprachwissenschaftlerin an der Uni Freiburg. «Ein lautes Weiberlachen kann immer noch bedrohlich wirken, weil es antiautoritäre Züge hat.»

Vielleicht liegt es daran, dass Laras Lachen viele ebenso begeistert wie irritiert. Lara beherrscht die ganze Klaviatur des expressiven Frohsinns. Mal tönt ihr Lachen laut und schnippisch. Dann wieder herzlich und ansteckend. Mal schallt es wie eine Vuvuzela, dann wieder aufbrausend wie ein Kisag-Bläser, der einem Dessert das Sahnehäubchen aufsetzt.

Dabei kennt sie auch das Gegenteil, das Tal der bitteren Tränen. «Das tut weh. Es ist Scheisse, ganz ehrlich», schluchzte Lara, als sie in Sotschi im Super-Kombi-Slalom abschied und eine Olympiemedaille verpasste. Wie immer war es Vater Pauli, der zur Stelle war, um seine Tochter zu trösten.

Du arbeitest seit jüngsten Jahren sehr eng mit den Eltern zusammen. Hattest du nie

das Bedürfnis, aus der familiären Enge auszubrechen?

Als ich mit siebzehn viel erreicht hatte, mich aber megaallein gefühlt habe, habe ich gemerkt: Die einzigen Menschen, welchen ich schlussendlich wirklich vertrauen kann, sind meine Eltern. Egal was passiert, ich kann sie immer anrufen, wenn ich etwas brauche. Oft sind wir unterschiedlicher Meinung. Aber sie werden mir nie sagen: «Nein, mit dir will ich nie mehr etwas zu tun haben.»

Ist der Vater deine grösste Stütze?

Mein Dad ist mein bester Trainer, denn er kennt mich am besten, mit ihm kann ich wirklich offen reden. Er hat mich gelehrt, erwachsener zu werden, zu verstehen, was mein Körper braucht.

Ist er auch dein härtester Kritiker?

Mein härtester Kritiker bin ich selbst. Ich bin die Einzige, die schlussendlich weiss, bis wohin ich gehen kann.

Furchtlosigkeit, Wille, Lockerheit sind die zentralen Attribute, die den Charakter der Siegerin ausmachen. Ihr unerschütterliches

«Die einzigen Menschen, welchen ich wirklich vertrauen kann, sind meine Eltern.»

Selbstbewusstsein jedoch scheint der entscheidende Puzzlestein zu sein, durch den sie sich von der Konkurrenz abhebt und der aus dem Multitalent Lara Gut eine Championne macht.

Doch Lara, flink und fintenreich, entzieht sich, kaum wähnt man sich ihrem Geheimnis auf der Spur. «Weisst du, es ist nicht das Selbstbewusstsein, das den Unterschied macht.» Was ist es dann? «Es erstaunt mich immer, wie viele Leute unsicher sind, obwohl sie jeden Tag dasselbe tun», sagt sie in maniert verblüfftem Ton. «Während des Trainings sind die Athletinnen alle konzentriert bei der Sache, aber kaum beginnt das Rennen, und die Kameras laufen, werden sie unsicher.» Und was ist Laras Zauberformel gegen Nervenflattern? «Du musst einfach machen, was du schon im Training gemacht hast.» Sonst nichts? «Schnell fahren, schneller als die anderen.» Dann lacht sie noch einmal, diesmal mild und zufrieden, als sei das Gesagte das Selbstverständlichste auf Erden, steht auf und verschwindet durch den Gotthard ins Tessin in den Krafraum.

«La donna è mobile! – Die Frau ist launisch», gewiss, «wie Federn im Wind», als hätte Verdi seine berühmte Kanzone im «Rigoletto» Lara auf den Leib geschrieben. Aber das Kapriziöse ist bloss ein Aspekt dieser Person, die sich nur in Facetten offenbart. An diesem vernebelten Sommertag ist sie wie ein Bergbach, rauschend und erfrischend. Ein Kraftwerk der Heiterkeit mit einem Lachen von unergründlicher, aber mitreissender Ambivalenz.

Fussball

Pfosten Gottes

Von Andreas Thiel — Die Wege des Balls sind unergründlich.



Dzemaili (l.) trifft gegen Argentinien – den Pfosten.

Eigentlich hätte Blerim Dzemaili kurz vor dem Schlusspfiff gegen Argentinien noch ein Tor schiessen sollen. Aber Gott stellte ihm einen Pfosten in den Weg. Davon jedenfalls sind die Argentinier überzeugt. Biblisch gesprochen versetzt der Glaube Tore. Auch Lionel Messi sprach vom Pfosten Gottes. Aber theologisch betrachtet ist da bloss die Hand Maradonas im Spiel. Denn Gott winkt vielleicht mit Zaunpfählen, aber nicht mit Torpfosten. Sonst hätte Gott zwar den Achtelfinal gegen die Schweiz gewonnen, aber den Final gegen Deutschland verloren. Deutschland wäre jetzt an Gottes Stelle Weltmeister, und das, obwohl der Papst Argentinier ist. Eine Hiobsbotschaft wäre das: «Deutschland ist nicht mehr Papst, aber hat Gott mit 1:0 besiegt.»

Was fragte Bildad von Suah den Hiob (8, 11)? «Wächst hoch das Schilfrohr, wo kein Sumpf ist?» Und ist denn die Fifa kein Sumpf? Und spielen da nicht in jedem Spiel elf Millionäre gegen elf Millionäre? Und werden die Ärmsten nicht geschöpft, damit man für die Millionäre Fussballstadien bauen kann? Und müssen die Ärmsten dann nicht ein Vermögen hinblättern, wenn sie den Millionären beim Fussballspielen zuschauen wollen? Und spielen die Millionäre nicht auch noch so, wie man es von Millionären nicht anders erwarten würde? Nämlich mit Foulen, Beissen und Spucken? Beisst Gott etwa Millionäre? Vielleicht.

Natürlich ist Fussball etwas Göttliches, vielleicht sogar Katholisches. Die deutsche Nationalmannschaft besteht immerhin zu siebzig Prozent aus dem FC Bayern München. Überhaupt sind immer alle, die irgendwie Erfolg hatten, vom FC Bayern München. Und dessen Chef Uli Hoeness sitzt im Knast. Ich weiss nicht, ob Gott den Fussball erfunden hat, aber die Steuerbehörde war nicht seine Idee. Und am Ende des langen Arms des Finanzamtes schaut kaum die Hand Gottes aus dem Ärmel. Gott hat uns zur Strafe vielleicht Eveline Widmer-Schlumpf geschickt, aber der Torpfosten stand schon da, bevor Dzemailis Ball kam.

«Wir sind Ärzte, keine Totengräber»

Der Schweizer Spitzendiplomat Tim Guldemann, 64, kämpft an brisanten Aussenfronten in Europa und in der Ukraine. Der bekennende Sozialdemokrat ist zur Zielscheibe der Rechten geworden. Hier spricht er offen über seinen Dienst, seine Schweiz und seine Werte. *Von Roger Köppel und Tanja Demarmels (Bilder)*

Herr Guldemann, wir sind hier im wunderschönen Engadin, in einer zauberhaften, fast romantischen Landschaft. Was ist die Bedeutung dieser Gegend im bewegten Leben eines Botschafters, der an mehreren Konfliktschauplätzen tätig ist?

Ramosch ist für meine Familie und mich vielleicht *der* Ort in der Schweiz. Es ist auch diese Landschaft, die mir in der Schweiz am besten gefällt.

Was macht die Magie aus?

Das Engadin ist anders als die übrige Schweiz, weil der Fluss, der Inn, nicht nach Norden oder ins Mittelmeer, sondern nach Osten fliesst ins Schwarze Meer. Und dahinter beginnt bereits der Orient. Das Unterengadin ist wilder, schroffer, nicht so anmutig wie das Oberengadin, auch nicht so mondän. Das alles gefällt mir.

Sie haben ein intensives erstes halbes Jahr hinter sich. Zuerst kam die Masseneinwanderungsinitiative, dann der Konflikt in der Ukraine. Waren Sie überrascht, als Sie Didier Burkhalter Ende Februar zu seinem persönlichen Beauftragten für die Ukraine ernannte?

Schon an der Münchner Sicherheitskonferenz hatte der Bundespräsident eine solche Möglichkeit erwähnt. Das war Ende Januar. Als es konkret wurde, konnte und wollte ich nicht nein sagen. Für diese Aufgabe kann ich zwei Dinge einbringen: zum einen meine eigenen Erfahrungen. Ich habe drei OSZE-Missionen geleitet, in Tschechien, in Kroatien und im Kosovo. Zum andern meine Kontakte in Berlin. Die deutsche Regierung hat sich sehr für eine Lösung des Ukraine-Konflikts im Rahmen der OSZE eingesetzt. Dabei entwickelte sich eine sehr enge Zusammenarbeit des schweizerischen Vorsitzes mit Berlin.

Der Ukraine-Konflikt wird im Westen als Neuaufgabe des Kalten Kriegs gesehen. Zu Recht?

Ich halte es für fatal, alte Denkmuster auf die Gegenwart zu übertragen. Natürlich geht es um eine Auseinandersetzung mit Russland, aber unter ganz anderen Umständen als im Kalten Krieg.

Wie muss man die Situation deuten?

In der bipolaren Welt des Kalten Krieges begegneten sich Ost und West auf Augenhöhe und hielten sich in Schach. Es gab Respekt zwischen beiden Seiten und akzeptierte Spielregeln. Der Untergang der

Sowjetunion ist für Russland ein demütigender Verlust. Ein Grund für die Haltung Moskaus im heutigen Konflikt liegt darin, dass sich die Russen seit 1989 nicht mehr respektiert fühlen und die Ausdehnung der Nato als bedrohlich empfinden. Die OSZE ist für Moskau deshalb akzeptabel, ja sogar willkommen. Denn in der OSZE fühlen sich die Russen nicht an den Pranger gestellt. Sie sitzen gleichberechtigt am Tisch, und alles muss im Konsens geregelt werden.

Was hat die Schweiz konkret bewirkt in dieser Auseinandersetzung, die uns ja eigentlich nichts angeht?

Sicherheit und Stabilität in Europa und seinen Nachbarregionen ist im Interesse der Schweiz und ist deshalb eine Priorität unserer Aussenpolitik. Die Schweiz und Bundespräsident Burkhalter haben sich in der Ukraine-Krise internationale Achtung erworben. Die Position des Bundespräsidenten gegenüber Moskau war klar: Die Anne-

«Ein Grund für den Konflikt liegt darin, dass sich die Russen nicht mehr respektiert fühlen.»

xion der Krim war ein Bruch des Völkerrechts. Wenn wir in diesem Punkt heute nicht weiterkommen, versuchen wir jetzt den Konflikt in der Ostukraine anzugehen. Dafür konnten in der OSZE sehr rasch Strukturen für eine mögliche Verständigung geschaffen werden. Rund 250 OSZE-Beobachter sind die Augen und Ohren der internationalen Gemeinschaft in diesem Konflikt. Und über den Waffenstillstand verhandelt eine Kontaktgruppe, an der nebst dem ukrainischen Aussenminister und dem russischen Botschafter seitens der OSZE die Schweizerin Heidi Tagliavini teilnimmt.

Die Ukraine ist ein instabiles Gebilde, zerrissen. Sind die Russen der Aggressor? Oder hat sich durch die bröckelnde Staatenruine Ukraine ein Vakuum ergeben, das sich den Russen gleichsam aufdrängte?

Die Ukraine ist ein souveräner Staat, kein Vakuum. Nach meiner Einschätzung gab es auf der Krim eine klar geplante Aktion der Russen. Am 27. Februar, morgens um 4 Uhr 29 besetzten offensichtlich russische Einheiten ohne Truppenabzeichen gleichzeitig Regierungsgebäude und Parlament in Simferopol. Dann folgte die Annexion. Das unter-

scheidet sich von der Situation in der Ostukraine.

Will sich Russland die Ostukraine einverleiben?

Dagegen sprechen für mich verschiedene Gründe. Erstens scheut Moskau die Reaktionen des Westens, insbesondere Wirtschaftssanktionen, die allein schon bei ihrer Ankündigung einen gewaltigen Kapitalabfluss bewirkt haben. Zweitens hat Moskau heute keine vollständige Kontrolle über seine befreundeten Akteure im Osten. Drittens ist schon die Integration der Krim eine wirtschaftliche Belastung. Die Integration der Ostukraine wäre unfassbar teurer. Und viertens dürften wir die Auswirkungen auf Nachbarstaaten Russlands nicht unterschätzen, wo ja auch russische Minderheiten leben. Schon jetzt werden einige dieser Regierungen nervös. Selbst China ist kritisch. Es gibt für Russland keine Allianzpartner, wenn es darum geht, widerrechtlich Grenzen zu verschieben. Aber gleichzeitig möchte Putin auch nicht, dass die Ukraine ein Vorposten des Westens wird, womöglich ein Nato-Staat. Deshalb empfindet Moskau allein schon die ukrainische Annäherung an Brüssel als Bedrohung.

Ist Putin ein gefährlicher Mann?

Bundespräsident Burkhalter traf den russischen Präsidenten in Moskau am 7. Mai und hat seine Ideen zur Beruhigung der Lage, insbesondere zur Bedeutung der Präsidentschaftswahlen vom 25. Mai, dargelegt. Der Erfolg unseres Besuchs bestand darin, dass Putin von seinem Widerstand gegen diese Wahlen abgerückt ist. Er hat seither Poroschenko als neuen ukrainischen Präsidenten anerkannt. Der Austausch war offen und vertrauensvoll. Ich war überrascht, dass Putin den Ausführungen Burkhalters vorbehaltlos zustimmte. Zwar sind die Signale aus Moskau weiterhin widersprüchlich, aber in einer solchen Situation geht es darum, die positiven Signale aufzunehmen und zu schauen, ob sie tragfähig sind.

Welchen Eindruck vermittelt Putin, wenn man ihn in Gesprächen hautnah erlebt?

Was auffällt: Putin spricht leise und schnell. Aber lassen Sie uns auf das Grundsätzliche kommen. Die Krise in der Ukraine drängt uns die Frage auf, wie wir in Europa mit Russland umgehen. Man hat diese Frage lange verdrängt. Man war lange froh, sich nicht mit Russland befassen zu müssen. >>>



«Das Unterengadin ist wilder, schroffer, nicht so mondän. Das gefällt mir»: Botschafter Guldemann in Ramosch, Juli 2014.



«Da überschätzen Sie sich»: Guldemann und die Biografie des Liedermachers Mani Matter.

Wie muss man Russland behandeln?

Die Frage stellt sich heute vor allem für Deutschland. Die deutsche und die russische Geschichte sind eng miteinander verbunden. Das unterscheidet Deutschland klar von den westlichen Staaten in der EU. Eine Eskalation des Konflikts würde Deutschland in ein grosses Dilemma führen: transatlantische Solidarität oder – was sich in Umfragen ja schon andeutet – ein neues Bekenntnis zur Mittelmacht, die man gar nicht sein will. Deshalb setzt Berlin alles daran, den Konflikt zu entschärfen. Es geht dabei auch um die Frage einer neuen Sicherheitsarchitektur in Europa, die nur im Dialog mit Moskau entwickelt werden kann. Und das ist unter den heutigen Umständen schwierig. Dafür braucht es einen Konsens unter den EU-Staaten.

Interessanterweise hat der Ukraine-Konflikt auch die Aktualität der schweizerischen Neutralität bekräftigt.

Bleiben wir auf dem Teppich. Die Schweiz wirkt nicht als Vermittlerin zwischen Brüssel und Moskau. Entscheidend ist, dass die Schweiz mit ihren speziellen Eigenschaften den OSZE-Vorsitz übernommen hat. Die Schweiz ist nicht Nato-Mitglied, und sie ist auch nicht in der EU. Das verschafft ihr vor allem in Moskau Glaubwürdigkeit und Achtung.

Sie sind ein erklärter Befürworter eines Schweizer EU-Beitritts und erklärter Fan Deutschlands. Hat man Sie in Russland nicht zu sehr als Briefträger Berlins wahrgenommen?

Nein. Das ist eine abwegige Sicht. Der OSZE-Vorsitzende Didier Burkhalter

spielte die entscheidende Rolle. Es war seine Idee, nach Moskau zu fliegen. Ich war zunächst skeptisch. Aber es klappte.

Anfänglich sprachen Sie und Didier Burkhalter von der Notwendigkeit von Sanktionen und Signalen gegen Russland. Täuscht der Eindruck, oder sind Sie beide «neutraler» geworden?

Sie schrieben sogar, Bundesrat Burkhalter habe dank der *Weltwoche* seine Position verändert. (*Lacht*) Da überschätzen Sie sich! Die Schweiz hat vor der Übernahme des OSZE-Vorsitzes erklärt, dass sie die Funktion einer Brückenbauerin übernehmen will. Wie gegenüber allen Partnern bedeutet das auch gegenüber Russland die Notwendigkeit, diesem Staat und seinen Repräsentanten mit Respekt zu begegnen. Tatsache ist, dass der Ukraine-Konflikt gezeigt hat, dass ein neutraler Staat wie die Schweiz nützliche Dienste verrichten kann.

Dass ausgerechnet Sie, der sozialdemokratische Neutralitätskritiker Tim Guldemann, die Renaissance der Neutralität verkörpern, ist fast schon eine Pointe. Mussten Sie nicht selber schmunzeln?

(*Lacht*) Da lassen Sie sich jetzt von Ihrem Wunschdenken davontragen! Wir sprechen vom Vorsitz der Schweiz in der OSZE. Es geht darum, dass der Vorsitzende von Moskau als Gesprächspartner respektiert und ästiniert wird.

Weil er eben nicht Teil eines militärischen Bündnisses, also neutral ist. Sie sind die Widerlegung Ihrer eigenen Neutralitätskritik.

Ich war persönlich nie für einen Nato-Beitritt der Schweiz. Wenn das Neutralität bedeutet, dann bin ich sehr dafür.

Aber Sie wären doch auch dann für die Russen als Gesprächspartner suspekt geworden, wenn die Schweiz EU-Mitglied wäre.

Das ist nicht gesagt. Das muss differenziert gesehen werden. Zentral für den russischen Präsidenten sind die Sicherheitsarchitektur in Europa und darin die eigene Rolle und jene der Nato. Moskau ist nicht prinzipiell gegen das Assoziierungsabkommen zwischen der EU und der Ukraine, aber die Russen wollen, dass man mit ihnen darüber spricht. In Moskau wurde mir wiederholt gesagt: Bei der Aufnahme von Kroatien in die EU hat Brüssel mit Moskau über die Auswirkungen auf den russischen Handel mit Kroatien gesprochen. In der viel wichtigeren Frage der Ukraine empfand Moskau die Haltung der EU als respektlos: Man habe ihnen in Brüssel den Dialog dazu verweigert.

Die Rückkehr der Machtpolitik – wenn sie denn je weg gewesen wäre – hat doch den Nutzen der Neutralität aufgezeigt. Warum stimmen Sie dieser Einschätzung nicht zu?

Weil sie in der Folgerung nicht stimmt. Natürlich dient die Tatsache, dass die Schweiz nicht Nato-Mitglied ist, unseren Beziehungen zu Russland. Und natürlich haben wir uns auch bei den europäischen Partnern mit unserer Rolle in der OSZE Respekt und Ansehen verschafft. Aber Ihre Frage impliziert, dass wir uns dafür in unserer Auseinandersetzung mit der EU einen

Tim Guldemann

Wir treffen den bekanntesten Schweizer Diplomaten in seinem stilvoll renovierten Haus im Unterengadin. Seine Frau Christiane, stellvertretende Leiterin des *Spiegel*-Hauptstadtbüros in Berlin, ist da, ebenso seine zwei schulpflichtigen Töchter. Der 64-jährige, jünger wirkende Guldemann ist guter Laune. Wir unterhalten uns über sein Mandat als Sonderbeauftragter der OSZE in der Ukraine und die jüngsten Eskalationen. Als Botschafter in Berlin ist Guldemann besorgt über die blockierten bilateralen Beziehungen. Wir kommen auf seine kritischen Aussagen zur Schweiz zu sprechen, die anlässlich eines Vortrags vor der SP in Zürich für Wirbel sorgten. Guldemann ist nach wie vor für einen Schweizer EU-Beitritt. Dass er jetzt für den «Bilateralismus» kämpft, sieht er nicht als Widerspruch. Interessant ist seine Lebensgeschichte: Er wuchs als Sohn eines hohen Luftfahrtsbeamten bei Zürich auf, studierte Ökonomie, wurde Marxist, studierte in der Sowjetunion, bereiste Lateinamerika und Schweden. Heute bezeichnet er sich ironisch als «biederer Sozialdemokraten». Er denkt darüber nach, 2015 für den Nationalrat zu kandidieren. (*rk*)

konkreten Nutzen erwarten können. Das ist nicht so.

Kommen wir zur EU und zu unseren angeblichen Problemen mit Brüssel wegen der Personenfreizügigkeit. Das Nicht-EU-Mitglied Schweiz möchte einen Teilvertrag mit der EU etwas modifizieren. Mehr nicht. Viele haben heute den Eindruck, dass gerade Bundesrat Burkhalter und auch Sie die Sache dramatisieren.

Entschuldigung, wir haben konkrete Probleme mit der EU, über deren Lösung wir mit der EU verhandeln müssen.

Marcel Duchamps: «Es gibt keine Lösung, weil es kein Problem gibt. Die Schweiz will nur ihre Zuwanderung selber steuern – was die EU an ihren Aussengrenzen ja auch praktiziert.

Klingt schön, nur leider sind die Probleme auf dem Tisch, und es geht für die andere Seite nicht darum, «einen Teilvertrag etwas zu modifizieren», wie Sie sagen, sondern darum, dass wir mit der Personenfreizügigkeit eine tragende Säule des Binnenmarktes in Frage stellen. Ich habe schon letztes Jahr meine Gesprächspartner in Berlin auf das Problem der Zuwanderung in der Schweiz hingewiesen. Dabei habe ich davor gewarnt, dass das Volk in einer Abstimmung seine Akzeptanz aufkündigen könnte. Damals hatte der Botschafter der EU-Kommission in Berlin diese Gefahr mit dem Bild zweier Lokomotiven beschrieben, die mit Volldampf auf eine Kollision zurasen. Natürlich verstehe ich, dass die Zuwanderung in unserem Land grosse Probleme schafft, die wir vielleicht zu wenig ernst genommen haben. Die Schweiz hat eine doppelt so hohe Zuwanderung pro Kopf wie Deutschland und eine grössere Immigration als die traditionellen Immigrationsländer USA, Kanada oder Australien. Das ist immens.

Sie sagen es. Die Europäer verstehen doch, dass man auf Dauer nicht so viele Zuwanderer verkraften kann.

Das sage ich den Politikern in Berlin auch. Umgerechnet wären das in Deutschland über zwanzig Millionen Ausländer. In einer Volksabstimmung gäbe es dort wohl nicht mehr Toleranz als bei uns. Das verstehen die Deutschen. Aber deutsche Politiker halten klar am Prinzip der Personenfreizügigkeit fest. Gleichzeitig will man die Schweiz nicht auf Vorrat bestrafen und auch gerne behilflich bei einer Lösung sein.

Die Schweiz ist nicht EU-Mitglied, deshalb können EU-Prinzipien nicht so universell gültig sein wie in EU-Staaten.

Gewiss. Aber mit dem Argument: «Ihr müsst doch verstehen, dass...», lösen wir die Probleme noch nicht. Da geht es zuerst einmal um das erwähnte Prinzip. Aus der Sicht der EU wollen wir eine Extrawurst.

Im Moment sieht es nicht so aus, dass uns unsere Partner sagen: «Diese Extrawurst ist aber teuer.» Denn dann könnten wir ja darüber verhandeln. Aber unsere Partner bestehen heute auf dem Prinzip.

Wie erklären Sie sich dieses sture Beharren? Gemäss Personenfreizügigkeitsvertrag darf Brüssel der Schweiz die Verhandlungen gar nicht verweigern.

Dafür gibt es Motive, die nichts mit der Schweiz zu tun haben. So wird in Deutschland befürchtet, dass durch eine solche Diskussion mit uns eine innenpolitische Debatte über die Zuwanderung im eigenen

«Die Schweiz hat eine doppelt so hohe Zuwanderung pro Kopf wie Deutschland. Das ist immens.»

Land ausgelöst würde. Gleichzeitig will man andern EU-Staaten, wie Grossbritannien, keine Argumente für Extrawürste liefern. Ganz abgesehen davon ist heute nicht absehbar, wer uns in der EU unterstützt, damit wir solche Verhandlungen überhaupt aufnehmen können. Und schliesslich ist die EU-Verwaltung in Brüssel nach den Parlamentswahlen wohl bis Ende des Jahres mit sich selbst beschäftigt.

Haben Sie nicht etwas zu viel Verständnis für die Brüsseler Positionen?

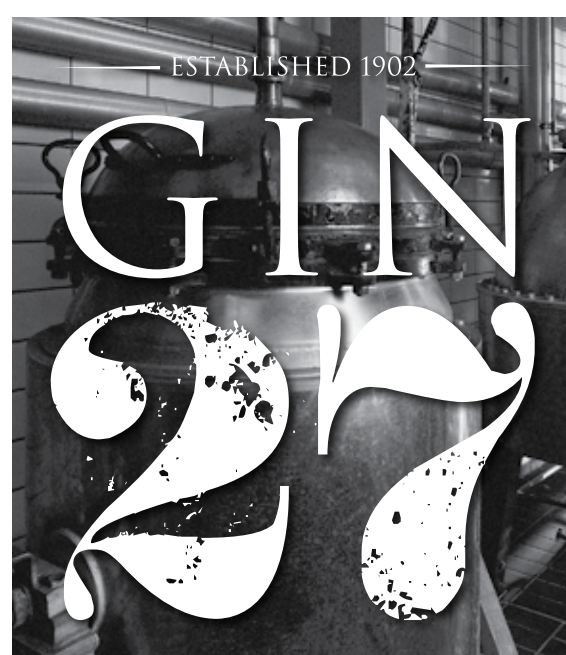
Unsinn. Wir haben den Auftrag des Volkes, den Verfassungsartikel umzusetzen. Dazu brauchen wir einen innenpolitischen Konsens. Diesen zu erarbeiten, wird im Vorfeld der Parlamentswahlen im nächsten Jahr nicht einfach. Nur dürfen wir uns dabei über die erwähnten Probleme an der Aussenfront keine Illusionen machen. Ich rede hier nicht dem Pessimismus das Wort, aber wir stehen erst am Anfang eines schwierigen Prozesses.

Was hat Sie geritten, als Sie auf dem Weg von Berlin nach Kiew noch einen Zwischenhalt in Zürich eingeschaltet haben, um einen Vortrag vor der SP zu halten? Sie sagten unter anderem, der Sonderfall Schweiz sei Ihnen peinlich. Wie undiplomatisch darf ein Diplomat gegenüber seinem Arbeitgeber sein?

Ich präzisiere: Ich habe gesagt, wir seien anders als andere. Aber es sei mir peinlich, das andere als das Besondere zu bezeichnen. Etwas Besonderes meint natürlich: etwas Besseres. Diese Selbstüberhöhung ist mir peinlich.

Natürlich schwingt im Wort Sonderfall auch etwas Stolz mit auf das Eigene. Was ist so falsch daran, beim eigenen Land gewisse erhabene Gefühle zu verspüren?

Wir müssen einfach aufpassen, wie unsere erhabenen Gefühle im Ausland ankommen. Ich stehe voll dazu, dass wir eine andere politische Kultur haben als andere Län-



PREMIUM
APPENZELLER
DRY GIN



Appenzeller Alpenbitter AG
CH-9050 Appenzell
www.gin27.ch

der. Aber will mich deswegen nicht als etwas Besseres fühlen.

Leiden Sie an der Schweiz?

Nein. Es gibt vieles, wofür ich die Schweiz bewundere. Aber was mir fehlt in der Schweiz und was ich umgekehrt an der deutschen Position schätze, ist das Eintreten für Europa. Deutsche Politik versteht sich immer in einer europapolitischen Dimension, die über das rein nationale Interesse hinausgeht. Dieses Bewusstsein, verantwortlich zu sein für Europa und sich dafür in die europäische Innenpolitik einzubringen, fasziniert mich.

Deutschland hat plausible Gründe, die Schweiz ist ein ganz anderer Fall.

Die Schweiz ist ja auch sehr weltoffen, und das ist ein Grund für meinen Patriotismus. Wir sind Teil von drei grossen Kulturräumen in Europa. Hier profitieren wir von der Kreativität, die an den Grenzen im interkulturellen Austausch entsteht. Wir haben auch gegenüber den Einwanderern in den letzten Jahren eine gewaltige Integrationsleistung vollbracht, wir haben keine Banlieue- und Getto-Probleme. Unsere Kultur hat immer von der Immigration profitiert, denken wir nur an die deutsche Geisteselite, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu uns gekommen ist. Gleichzeitig stehen unsere eigenen Kulturschaffenden seit je mit einem Fuss im Ausland, in Paris, New York oder Berlin, und mit dem andern Fuss zu Hause. Das ist die andere kreative Schweiz, auf die ich stolz bin und die ich dem rechtspopulistischen Heimatbild entgegenhalte.

Sind die Schweizer demnach doch Rosinenpicker, Schlaumeier?

Den Vorwurf der Rosinenpickerei durch unsere bilateralen Verträge dürfen wir uns nicht gefallen lassen. Ein Vertrag ist Ausdruck ausgeglichener Interessen, sonst wird er nicht abgeschlossen. Nachträglich soll keiner der Vertragspartner dem andern vorwerfen, er profitiere ungerechtfertigterweise vom Vertrag. Etwas anderes sehe ich in einem nationalen Charakterzug, den man wohl am besten mit einem Begriff aus dem Schulhofvokabular umschreibt: «heimlifeiss». Ein Bekannter aus der Romandie gab mir dazu die französische Übersetzung: «boire en suisse». Die Schweizer Söldner in französischen Diensten sollen ihren Wein immer alleine getrunken haben. Unser Bankgeheimnis diente zwar in seiner Entstehung dem Schutz des Vermögens von politisch verfolgten Menschen. Sein Missbrauch zur Steuerhinterziehung fällt aber in dieses Kapitel schweizerischer Schlaumeierei, die dem Land grossen Schaden zugefügt hat.

Alle Staaten «schlaumeiern». Jeder will seine Interessen nach vorne bringen.

Ich bin kein naiver Anbeter der Europäischen Union. Ich sehe auch die kritischen Aspekte. Aber ich stehe dazu, Idealist zu sein: Ich möchte, dass die Schweiz an der europäischen Innenpolitik mit all ihren Unzulänglichkeiten teilnimmt. Zum einen, weil die Schweiz in vielem so viel besser funktioniert und diese Erfahrung einbringen könnte. Zum andern, weil wir so unsere eigenen Interessen in Europa besser vertreten könnten. Das wäre mir lieber als dieses latent schadenfrohe Abwarten und Draussenbleiben, wenn die EU mit wachsenden Problemen konfrontiert ist.

Sind Sie als ausdrücklicher Befürworter eines Schweizer EU-Beitritts der richtige Mann, um die Interessen der Schweiz gegen die EU zu vertreten?

Eine kritische Stellungnahme zur Innenpolitik ist das eine. Etwas anderes ist es, sich für die Interessen der Schweiz auf diploma-

«Ich bin kein naiver Anbeter der Europäischen Union. Aber ich stehe dazu, Idealist zu sein.»

tischer Ebene gegenüber dem Ausland einzusetzen. Das widerspricht sich nicht.

Warum sind Sie eigentlich noch immer für einen EU-Beitritt der Schweiz?

Der EU-Beitritt steht heute gar nicht zur Diskussion. Die Befürworter sind auf eine kleine Minderheit geschrumpft. Drei Viertel der Bevölkerung wollen den Bilateralismus fortsetzen. Das ist heute Ziel und Auftrag.

Sind Sie für den «bilateralen Weg», weil er in die von Ihnen so geschätzte EU führt?

Diese Unterstellung wird nicht richtiger, wenn man sie immer wieder behauptet. Meine Überzeugung ist es, dass wir uns jetzt für die bestmögliche bilaterale Lösung mit Brüssel einsetzen müssen, um unsere Teilnahme am Binnenmarkt zu sichern. Dafür müssen wir innenpolitisch den Konsens gegen die rechtspopulistische Isolation stärken. Einige meiner Parteikollegen bei der SP sind gegen den Bilateralismus, weil sie schon heute in die EU wollen, und behaupten, der Bilateralismus gefährde auf lange Zeit den Beitritt. Diese Position halte ich für gefährlich, weil sie den innenpolitischen Konsens weiter untergräbt und uns mit einer Rechts-links-Allianz in eine Blockade führt. Oberstes Ziel ist es, unsere nationalen Interessen wahrzunehmen. Wenn wir alle Probleme mit der EU bilateral lösen können, bleibt der Beitritt das Anliegen von Idealisten wie mir selbst. Gelingt uns aber dieser Bilateralismus nicht, gilt es – so auch der Bundesrat in einem seiner letzten Aussenpolitischen Berichte –, Alternativen zu prüfen. Auch den Beitritt. Dann schlägt vielleicht die Stunde der Beitrittsbefürworter.

Glauben Sie, dass die EU in ihrer heutigen Form überleben kann?

Nein, deshalb wird sie sich anpassen und weiterentwickeln. Ich bin nicht euphorisch über die zu erwartende Entwicklung, sie wird vielleicht schwierig. In jedem Fall bleibt der Binnenmarkt eine Realität. Für unsere wirtschaftliche Zukunft und für den Produktionsstandort Schweiz ist entscheidend, ob und wie wir weiter an diesem Binnenmarkt teilnehmen können. Oder ob wir uns ausgrenzen oder ausgegrenzt werden. Zu glauben, wir könnten unsere Beziehungen zum Binnenmarkt auf den Freihandel reduzieren, um den Produktionsstandort zum politischen Nulltarif zu sichern, ist eine gefährliche Illusion.

Sollten die Verhandlungen zur Personenfreizügigkeit scheitern, was wäre das schlimmste Szenario?

Ich will darüber nicht spekulieren. Europa ist unser grösster Absatzmarkt. Wir können es uns nicht leisten, von dieser Lebensader abgeschnitten zu werden.

Die EU hat doch kein Interesse, einen ihrer besten Kunden zu plagen.

Diplomaten wollen den Bilateralismus bewahren und stärken, im Interesse der Schweiz. Sie sind Ärzte, keine Totengräber. Stellen Sie diese Frage also lieber den Gegnern des Bilateralismus. Sie sind die Totengräber. Und fragen Sie auch nach der Verantwortung.

Was macht für Sie die Schweiz zur Schweiz?

Nebst der Kreativität dank der Offenheit ist für mich die horizontale politische Kultur das Bestimmende. Taucht in Deutschland ein Problem auf, wird nach der Vorschrift gesucht. In der Schweiz suchen wir nach der Lösung. Wir glauben weniger, dass neue Vorschriften automatisch die Probleme lösen. Dieses Bodenständige, dieses Pragmatische macht für mich die Schweiz aus. Man versucht, die Probleme dort zu lösen, wo sie anfallen. Man schiebt nicht einfach alles nach oben ab.

Der Schriftsteller Gottfried Keller schrieb, ein guter Schweizer müsse nicht in der Schweiz geboren sein, aber er stehe zur Unabhängigkeit und Freiheit des Landes.

Als Diplomat erlebe ich andere Qualitäten, die in multilateralen Beziehungen wichtig





Aufsteigender Stern: Diplomat Guldemann und Tschetschenien 1996, links Staatschef Jelzin.

sind. Dank unserer politischen Kultur bringen wir etwas mit, was sehr nützlich ist: nämlich so zu denken und zu handeln, dass sich alle am Tisch einbringen können und eine Verständigung mit allen gesucht wird. Gleichzeitig: Wir Schweizer lassen uns auch nichts bieten. Wir sind nicht so obrigkeitgläubig.

Warum erwähnen Sie die Volkssouveränität nicht? Die direkte Demokratie haben Sie sogar öffentlich kritisiert.

Nein, das war eine Unterstellung der *Weltwoche*. Die direkte Demokratie ist ein Schwerpunkt meiner Öffentlichkeitsarbeit in Deutschland, wo die Mehrheit den Ausbau plebiszitärer Sachentscheide fordert. Dabei erkläre ich, dass unsere Volkssouveränität etwas anderes ist als die Bürgerbeteiligung in Deutschland. Diese ist nur ein Korrektiv zum Parlament. Die direkte Demokratie ist der Kern unserer horizontalen politischen Kultur, auf die ich stolz bin.

Und die Unabhängigkeit?

Die enge internationale Verflechtung der Schweiz bringt unweigerlich Souveränitätsverluste mit sich. Die Schweiz ist keine Insel. Machen wir uns keine Illusionen. Wir beschwören unsere Souveränität, aber wir machen den autonomen Nachvollzug europäischen Rechts stillschweigend mit.

Zu dem wir auch nein sagen könnten.

Wir könnten immer nein sagen, aber wir tun es nicht. Wir glauben, autonom zu sein, aber wir sind es in der Realität nicht. Internationale Verflechtung ist die Grundlage unseres Wohlstandes. Sie kostet Autonomie. Wenn wir uns aktiv einbringen, können wir diese Verflechtung mitgestal-

ten. Es geht nicht um die Alternative: selbstständig oder ohnmächtig.

Ist eine Schweiz innerhalb der EU noch die Schweiz?

Die Schweiz bleibt die Schweiz, unabhängig davon, wie sie sich gegenüber der EU entscheidet.

Kommen wir auf Sie persönlich zu sprechen: Sie bezeichnen sich als später Achtundsechziger, engagierten sich stark für die Dritte Welt, bereisten Lateinamerika, Schweden, Kuba, studierten in der Sowjetunion und arbeiteten beim berühmten linken Philosophen Habermas. Wie kommt ein so politischer Mensch zur Diplomatie, die ja auf politische Abstinenz setzt?

Ich sehe darin keinen Widerspruch. Ich interessierte mich immer für internationale Politik und wollte einmal für die Uno arbeiten. Das war für Bürger eines damaligen Nicht-Uno-Mitglieds kaum möglich. So landete ich im Aussendepartement als schwieriger Neuling in einer Bürokratie, an die ich mich gewöhnen musste.

Waren Sie so etwas wie das trojanische Pferd der Linken in einem damals noch bürgerlich dominierten Staatsdienst?

Nein. Im liberalen Verständnis der schweizerischen Diplomatie war mein politisches Engagement nie ein Problem. Bevor ich Präsident der aussenpolitischen Kommission der SP wurde, stellte sich die Frage, ob ich dieses Amt als Diplomat übernehmen dürfte. Damals unterstützte mich der damalige Staatssekretär Edouard Brunner gegen die Bedenkenträger vom Dienst.

Heute gehören Sie zu den bekanntesten Diplomaten der Schweiz, erfolgreich, beneidet. Was zeichnet Sie aus?

Ich habe mich immer darum bemüht, die andere Seite zu verstehen. Ich habe immer mit grossem Aufwand Fremdsprachen gelernt. Nicht, weil mir die Schweiz zu eng gewesen wäre, aber ich interessierte mich für die weiteren Zusammenhänge und für eine aktive Rolle der Schweiz. In meiner Studienzeit war mir die als Neutralität getarnte Passivität unverständlich und suspekt.

Ehrlich: Wie stark haben Sie vom linken Zeitgeist im EDA profitiert?

Ich hoffe nicht. Es ging mir persönlich ja auch um andere Fragen, die nichts mit links oder rechts zu tun haben. Ich habe mich lange mit dem Islam beschäftigt und Arabisch gelernt. Das half mir bei meinen Missionen in Tschetschenien und Teheran.

Was ist das Interessanteste an Ihrem Beruf?

Dass man sich immer wieder mit Neuem beschäftigen und sehr selbständig arbeiten kann. Schweizer Diplomatie ist liberal. Man kann viel selber gestalten, man ist nicht an der engen Leine und bekommt von der Zentrale auch wenige Instruktionen.

Hand aufs Herz: Eigentlich sind Sie kein Diplomat, sondern ein Missionar, der so diplomatisch missioniert, dass der Missionierte gar nicht merkt, wie er missioniert wird.

(Lacht) Sie irren sich. In der Schweiz kann ich meine politische Position als Staatsbürger mit dem Beruf der Diplomatie vereinbaren. In einer Konkurrenzdemokratie mit parteipolitisch ausgerichtetem Regierungsprogramm wäre das schwieriger.

Wo ziehen Sie die Grenze zwischen dem Missionar und dem Botschafter?

Ich kann mich an keine Überzeugungskonflikte in meiner Arbeit erinnern. Ich hatte allenfalls Probleme mit Teilen meiner Partei, zum Beispiel, als ich mich für das Steuerabkommen mit Deutschland einsetzte.

Was ist das grösste innenpolitische Problem der Schweiz?

Meine grösste Sorge ist, dass gegenwärtig unsere Konsenskultur zerstört wird. Dadurch blockieren wir uns und werden für das Ausland unberechenbar. Die Schuld sehe ich in erster Linie in einem konfrontativen Rechtspopulismus, der direktdemokratische Instrumente missbraucht. Wir verlieren im medial inszenierten Hickhack den Blick auf unsere nationalen Interessen. Hier spielt auch die *Weltwoche* eine böse Rolle. Trotzdem lese ich Ihr Blatt, weil ich es schätze, wenn gängige Gewissheiten in Frage gestellt werden. Auch wenn ich anderer Meinung bin.

Hier spricht der frühere Rebell, der heute zum Establishment gehört.

Eine charmante Interpretation, ich sehe die SP aber nicht bei den Etablierten. Heute plädiere ich dafür, dass wir einen Mittel-links-Konsens aufbauen, um damit die Probleme des Landes zu lösen. >>>



Den Spruch «Anything goes» halte ich für gefährlich: Guldemann vor seiner Küche.

Ist es nicht Ausdruck der Vitalität unseres Landes, dass nicht alle gleich denken?

Ich rede hier nicht der Besänftigung, der Mittelmässigkeit, das Wort. Ich bin für Klartext. Und mich beschäftigt die Frage, ob die Schweiz ihre hervorragende Position halten kann. Dafür müssen wir entscheidungsfähig sein, aber wir blockieren uns.

Die Schweiz ist doch äusserst entscheidungsfähig, siehe 9. Februar. Aber der Souverän entscheidet halt nicht immer so, wie es die Eliten gerne hätten.

Nichts gegen Volksentscheide. Die Möglichkeit, nein zu sagen, finde ich gut. Die Politik muss sich dem Volk anpassen. Nur:

«Ich habe grossen Respekt vor Leuten, die sagen: <Stopp. Bis hierher und nicht weiter.>»

Unsere politische Kultur setzt sich zu wenig mit Europa auseinander. Unser Blick beschränkt sich auf unser Land. Gesellschaftlich, wirtschaftlich und kulturell sind wir mit dem Ausland stärker verflochten als die meisten andern Staaten. Politisch hingegen grenzen wir uns ab. Dies bezeichne ich als unsere Abgrenzungsschizophrenie. Deshalb haben wir auch Mühe, zu verstehen, wie die EU auf unsere Ablehnung der Personenfreizügigkeit reagiert.

Man hat lesen können, Sie wollen im nächsten Jahr für den Nationalrat kandidieren. Stimmt die Meldung?

Kontakte haben stattgefunden, und ich habe dabei mein Interesse geäussert, aber darüber wird beidseitig erst im nächsten Jahr entschieden. Ich glaube, dass in unse-

rer Politik ein Standpunkt nützlich sein könnte, der gleichsam von aussen eingebracht wird. Ich bleibe in Berlin und damit Auslandschweizer. Von denen gibt es 780 000. Die könnten und sollten sich verstärkt politisch engagieren.

Was für eine Art Sozialdemokrat sind Sie?

Soziale Gerechtigkeit ist für mich zentral, aber ich bin liberaler als der linke Mainstream und – nach über drei Jahrzehnten im Staatsdienst – auch weniger staatsgläubig. Wirtschaftspolitisch ist für mich die wichtigste Frage: Wie stellen wir sicher, dass unser Produktivitäts- und Technologievorsprung grösser bleibt als die Lohndifferenz gegenüber der ausländischen, vor allem der asiatischen Konkurrenz. Soziale Gerechtigkeit verlangt hohe Löhne und dafür auch flankierende Massnahmen. Das bedeutet für die Wirtschaft hohe Kosten, die nur getragen werden können, wenn Planungssicherheit und Flexibilität gewährleistet sind. Dafür braucht es auch von linker Seite Kompromissbereitschaft.

In der Jugend ist man links, mit zunehmendem Alter eher rechts. Warum hat dieser Prozess bei Ihnen nicht stattgefunden?

Oh doch, ich habe mich vom überzeugten Marxisten zum biedereren Sozialdemokraten durchgemausert, und selbst als solcher sehe ich ein, dass der Staat nicht alle Probleme löst, indem er alles besteuert, reguliert oder subventioniert.

Haben Sie ein Lebensmotto?

Eher eine Lebensfrage: Wie kann man sich verständigen? Damit meine ich nicht: versöhnen. Feinde können sich verständigen, wenn sie einen Waffenstillstand beschliessen. Respekt ist entscheidend. Er schafft die

Grundlage für die Lösung von Konflikten. Dabei bedeutet, den anderen zu verstehen, noch lange nicht, dessen Position zu übernehmen.

Was ist die wichtigste philosophische Frage der Gegenwart?

Wo ziehe ich die Grenze zwischen absoluten Normen, die respektiert werden müssen, und dem Recht auf andere Meinungen? Es gibt Grundsätze, die nicht zur Disposition gestellt werden können. Aber man muss auch kulturelle Eigenarten respektieren. Das ist schwer abzugrenzen. Wir loben in der heutigen Versöhnungskultur zu rasch Toleranz. Die Richter, die Ankläger, die Polizei, die Strengen kommen zu schlecht weg. Es braucht aber beides: die Toleranz und die Strengen.

Leute, die nicht alles durchgehen lassen.

Ich habe grossen Respekt vor Leuten, die sagen: «Stopp. Bis hierher und nicht weiter.»

Also geben Sie doch zu, dass Sie der direkten Demokratie Schranken setzen wollen.

Ja, und Sie stellen mit dieser Frage den Volkswillen über alles, damit auch über den Rechtsstaat. Warum fordern Sie nicht das fakultative Referendum für Bundesgerichtsentscheide?

Wer soll denn die Macht haben, diese Schranken festzusetzen?

Das Spannungsverhältnis zwischen Volkswillen und Rechtsstaat, Volkswillen und zwingendem Völkerrecht muss offen diskutiert werden. Ich halte es für sehr gefährlich und inakzeptabel, dass heute allein schon diese Diskussion als undemokratisch bekämpft wird.

Sie wollen es eben nicht diskutieren, Sie wollen den Vorrang des Völkerrechts vor dem Landesrecht.

Nein, es geht darum, gleichzeitig Demokratie, Rechtsstaat und Völkerrecht zu sichern und zu stärken. Das ist ein laufender Prozess ohne Erfolgsgarantie. Ich habe längst die Illusion aufgegeben, dass es nach der Aufklärung mit der Menschheit nur aufwärtsgeht. Im 20. Jahrhundert erfolgte der Rückfall in die Barbarei – Hitler, Stalin, Mao. Das Völkerrecht darf nicht geschwächt werden. Wir haben eine Verantwortung, die über die Landesgrenzen hinausgeht.

Unser System setzt Mehrheit vor Wahrheit, Sie wollen Ihre Wahrheit vor Mehrheit.

Nein. Es geht nicht um die Wahrheit, sondern um das Recht des Individuums. Es darf nicht durch die Mehrheit zur Disposition gestellt werden. Es gibt Normen mit universeller Gültigkeit, und es gibt rechtsstaatliche und demokratische Verfahren für die weitere Entwicklung dieser Normen. Darin bin ich ein alter Dogmatiker. Den frivolen, auch immer mal wieder von links lancierten Spruch «Anything goes» halte ich für gefährlich. ○



Wine & Dine:

Château-Montrose-Dinner bei Arvi

Geniessen Sie in fachkundiger Gesellschaft bei Arvi in Melano, Tessin, die besten Château-Montrose-Jahrgänge.

Während dieses exklusiven Dinners verkosten Sie einige der besten Jahrgänge von Château Montrose. Das berühmte Weingut liegt im Gebiet von St-Estèphe in der Appellation Médoc und wurde 1855 als Deuxième Cru klassifiziert. Ein Titel, dem Montrose alle Ehre macht.

Für diesen aussergewöhnlichen Anlass hat Arvi zusammen mit Hervé Berland, dem Geschäftsführer von Château Montrose, eine Auswahl von seinen Lieblingsweinen zusammengestellt – inklusive der mit je 100 PP als perfekt gewerteten Jahrgänge 1990 und 2009. Ein unvergessliches Erlebnis für Bordeaux-Kenner und -Liebhaber!



Die Weinliste:

- Dame de Montrose 2005 – *Wine Spectator*: 89
- Montrose 2010 – Robert Parker: 99
- Montrose 2009 – Robert Parker: 100
- Montrose 2005 – René Gabriel: 19
- Montrose 2003 – René Gabriel: 19
- Montrose 2000 – Robert Parker: 95+
- Montrose 1990 – Robert Parker: 100
- Montrose 1989 – *Wine Spectator*: 96

Platin-Club-Spezialangebot

Château-Montrose-Wein-Dinner:
Degustation und exklusives Dinner

Datum:
Freitag, 12. September 2014, 19 Uhr

Veranstaltungsort:
Arvi SA, Melano TI

Preis:
Fr. 650.– pro Person (inkl. 8% MwSt.)

Sie haben die Möglichkeit, bei Ihrer Anmeldung gleichzeitig ein Doppelzimmer für Fr. 450.– (inkl. MwSt.) im Hotel «Principe Leopoldo» in Lugano zu buchen. Frühstück inbegriffen.

Anmeldung:
Reservieren Sie Ihren Platz unter events@arvi.ch oder über Tel. 091 649 68 88.

Veranstalter:
Arvi SA
Via Pedemonte 1
6818 Melano
www.arvi.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



«Ich will ein lebendiger Fisch sein»

Neben Nicolas Hayek gilt Jean-Claude Biver als grosser Retter der Schweizer Uhrenindustrie. Der 64-jährige Unternehmer sagt, warum er Zürich bewundert und wie man der Konkurrenz immer einen Schritt voraus bleibt. Von *Philipp Gut und Lea Meienberg (Bilder)*

Bei Hublot ist immer noch WM. Betritt man die Manufaktur im waadtländischen Nyon, schreitet der Besucher über einen grünen Teppich, der aussieht wie Rasen. Drinnen grüsst Luiz Felipe Scolari, der Trainer der brasilianischen Nationalmannschaft. Fast glaubt man der lebensgrossen Pappfigur die Melancholie nach dem 1:7-Waterloo im Halbfinal gegen Deutschland anzusehen. Hublot wird es verkraften: Der traumatischen Niederlage des prominenten Markenbotschafters steht ein weltweiter Erfolg der Schweizer Uhrenfirma gegenüber. Milliarden Zuschauer auf allen Kontinenten haben die stilisierte Uhr und den Hublot-Schriftzug gesehen, wenn jeweils die Nachspielzeit angezeigt oder ein Spieler ausgewechselt wurde. Der Mann, der diesen Coup landete, stürmt jetzt mit schnellen Schritten und ausholenden Gebärden auf den Gast zu. Jean-Claude Biver, 65, ist der Paradiesvogel und der Magier unter den Schweizer Uhrenmanagern. Er hat vor Hublot schon der eingeschlafenen Edelmarke Blancpain wieder neues Leben eingehaucht. Heute leitet Biver den gesamten Uhrenbereich des französischen Luxuskonzerns LVMH, zu dem neben Hublot auch TAG Heuer und Zenith gehören.

Herr Biver, mit der neuartigen Werbung an der Fussball-WM in Brasilien haben Sie wieder einmal alle ändern ausgetrickst.

Wir sind als erster Luxusuhrenmacher 2006 in den Fussball eingestiegen. Wir haben vergleichsweise bescheiden begonnen, als Sponsor der Schweizer Nationalmannschaft. Wir haben 200 Uhren mit Schweizer Kreuz hergestellt und sofort verkauft. Dieser Erfolg brachte uns auf die Idee, uns auch bei der Euro 2008 zu engagieren. Ich bin zu Michel Platini von der Uefa gegangen, die ihren Sitz wie wir in Nyon hat – quasi ein Nachbar. Platini war hochofrenet. Er hatte zuvor einige bedeutende Schweizer Uhrenmacher angeschrieben, aber keiner zeigte Interesse, als Sponsor aufzutreten.

Weil der Fussball zu proletarisch ist?

Zu populär. Man glaubt, wer im Luxussegment arbeitet, müsse nur die Elite ansprechen. Unsinn! Wenn man so populär ist wie beispielsweise Ferrari, bedeutet das noch lange nicht, dass die Ware nicht von hoher Qualität und Exklusivität ist.



«Wir müssen aufpassen, dass wir frei, leicht, flexibel bleiben»: Manager Biver in seinem Büro in Nyon.

Wie kamen Sie auf die geniale Idee mit der Anzeigetafel?

Das war gar nicht meine Idee! Weil wir Sponsor der Euro 08 wurden, bot uns die Uefa viele Rechte an. Platini sagte zu mir: «Du kannst auch die Banderole in der Ecke haben, gleich neben der UBS.» Ich antwortete, wir hätten bereits genug, wir bräuchten diese Bandenwerbung nicht.

Sie verzichteten freiwillig? Andere zahlen dafür Millionen.

Genau. Ich schlug vor, unsere Werbefläche einer Stiftung zur Verfügung zu stellen. Platini prüfte das. Seither sehen Sie den Schriftzug der Stiftung «No to Racism» bei jedem Spiel.

Sie verschenkten den besten Werbeplatz.

Es lohnte sich! Weil wir dieses Geschenk machten, kam der Uefa-Marketing-Direktor zu mir und sagte, wir müssten doch irgendwie am Fernsehen präsent sein. Wenigstens auf diesen kleinen Anzeigetafeln.

Gutes schafft Gutes.

Deshalb erzähle ich diese Story.

Jean-Claude Biver ist in seinem Element. Er redet so leidenschaftlich und laut, dass man ihn auf der ganzen Etage hört. Die Tür zu seinem Büro steht offen. Die Mitarbeiter sollen jederzeit Zugang zum Chef haben. In atemlosen Sätzen skizziert er die Fortsetzung der Erfolgsgeschichte. Im Jahr 2009 traf sich Biver mit Fifa-Boss Sepp Blatter. Er unterschrieb einen langfristigen Vertrag bis zur WM 2022. Und er fragte Blatter, ob die offizielle Tafel nicht eine etwas andere Form haben könnte. Sechs Wochen vor Beginn der WM kam das Plakat der zuständigen Schiedsrichterkommission.

Sie haben als erste Luxusmarke den Fussball entdeckt. Ziehen die andern nach?

Wir haben vorgesorgt. Die nächsten Welt- und Europameisterschaften sind fixiert. Auch mit den besten Clubs in Europa haben wir Verträge abgeschlossen: mit Bayern München, Juventus Turin, Paris Saint-Germain. Die Legenden Pelé und Maradona werben für uns. Alle, die Charisma haben, Trainer, sogar Schiedsrichter wie Howard Webb, der Engländer mit der Glatze, der beste Referee der Welt. Das Feld ist abgesteckt, die Konkurrenz draussen.

Etwas Ähnliches machten Sie bei der Musik: Während andere Edelmarken auf Klassik setzen, erobern Sie den Rock. Die Rolling Stones trugen bei ihrem jüngsten Schweizer Auftritt Hublot-Uhren.

Rock ist wie Fussball: Er ist populär von Jung bis Alt, bei Arm und Reich. Deswegen sind wir auch dort als Erste präsent.

Welche Musik hören Sie privat?

Ich liebe die Schweizer Volksmusik. Im Flugzeug höre ich nichts anderes. Sie ver-



«So ist die Schweiz: schneller und besser...



...als die anderen»: Produktion bei Hublot.

bindet mich auch in der Ferne mit den Alpen, mit meinem Land. Daneben höre ich klassischen Blues und Rock, die Rolling Stones, die Beatles, auch Frank Sinatra, Ray Charles. So alte, sanfte Musik.

Wenn Sie einen persönlichen Schweizer Kraftort nennen müssten – wo läge er?

In Zürich! Es liegt in der Schweiz, wirkt aber nicht nur wie eine Schweizer Stadt. Zürich hat eine unglaubliche Dynamik, Kunst, Modernität. Zürich ist eine Metropole. Zürich gibt den Ton an. Phänomenal.

Das sehen nicht alle Romands so.

Die sehen manchmal nicht weit genug. Sie sehen vielleicht nur Genf und Lausanne und nicht, wie modern die Deutschschweiz ist, wie sehr sie mit der Zukunft verbunden ist.

Sie widersprechen dem Bild vom hinterwäldlerischen, vergangenheitsbesessenen Deutschschweizer.

Absolut. Ich richte mich nach den beiden Leitsätzen: «Ohne Tradition gibt es keine

Zukunft.» Und: «Ohne Innovation gibt es keine Zukunft.» Die Deutschschweiz hat beides. Man sieht unglaublich viel Tradition, sogar bei den Jungen. Bei den Romands ist das weniger ausgeprägt.

Welche Werte zeichnen den typischen Schweizer aus?

Der Schweizer ist pünktlich, präzise. Man kann sich auf ihn verlassen, er ist ehrlich, treu. Aber auch erfindungsreich. Wir haben eine Politik, die Unzufriedenheit beseitigt, weil wir immer den Konsens suchen müssen. Wir pflegen eine Demokratie, in der uns die Unterschiede reich machen, und eine Politik, die verschiedene Kulturen und Religionen integriert. Dasselbe gilt für die Ausländer. Sie fühlen sich integriert und trotzdem frei, ihre Nationalität zu leben.

Beobachten Sie Trübungen des positiven Bilds?

Wir folgen dem internationalen Trend, zu viel zu regulieren. Wenn man als Unternehmer eine Firma gründen will, dauert das in der Schweiz einen Tag. In Deutschland eine Woche. In Frankreich einen Monat. Wir haben Arbeitsfrieden. Wenn wir mit den Gewerkschaften reden, geht das meist reibungslos. Aber ich sehe die Tendenz in Bern, immer mehr vorzuschreiben und zu zentralisieren. Wir müssen aufpassen, dass wir frei, leicht, flexibel bleiben.

Viele Wirtschaftsführer halten Beschränkungen der Zuwanderung für Gift. Teilen Sie diese Ansicht?

Ich habe die Erfahrung aus der Zeit vor der Personenfreizügigkeit. Wir hatten nie ein Problem, Ausländer anzustellen. Das wird auch in Zukunft so sein. Ich war kürzlich in China, wo das erste Freihandelsabkommen unterzeichnet wurde. Wir waren Sponsor, haben eine spezielle Uhr für diesen Tag herausgebracht. So ist die Schweiz: schneller und besser als die andern.

Die Weltoffenheit der Schweiz, die Biver beschreibt, spiegelt sich auch in seiner Biografie. Sein Vater war Luxemburger, die Mutter Französin. «Ich bin ein typischer integrierter Ausländer», sagt er. Auf seinem Privatgrundstück am Genfersee lässt Biver Käse herstellen. Er wuchs in Morges auf, später studierte er an der Universität Lausanne.

Welche Werte und Überzeugungen gaben Ihnen Ihre Eltern mit?

Der wichtigste Wert aus meiner Kindheit ist die Liebe. Ich wurde mit Liebe behandelt. Und mir wurde ethisches Handeln gelehrt. «Wenn du teilst, wirst du reich», haben meine Eltern und Grosseltern immer gesagt. Ich dachte, die spinnen: Wenn ich teile, habe ich doch weniger, nicht mehr. Heute weiss ich, dass sie Recht hatten. Nehmen Sie das Beispiel mit der Bandenwerbung für «No to Ra-

Wir finden die Wahrheit.

Jeden Donnerstag fundierte Recherchen und interessante Artikel aus Politik, Gesellschaft und Kultur. Sie haben noch kein Abo? Jetzt bestellen über Telefon 043 444 57 01 oder www.weltwoche.ch/probeabo. Selbstverständlich auch online und übers Handy verfügbar.

DIE WELTWOCH



cism». Ich habe geteilt und bekam etwas zurück.

Was hat Ihr Vater gemacht?

Er hat Schuhe verkauft. Er hatte die Bally-Vertretung für Luxemburg.

Wo spüren Sie den Einfluss Ihrer Mutter?

Beim bäurischen Element! Sie stammte aus dem Burgund. Der Burgunder genießt das Leben, isst gern, trinkt gern. Er liebt die Natur und hat beide Füße auf der Erde.

Was haben Sie gelernt, seit Sie einen Bauernhof besitzen?

Ich arbeite nicht selber auf dem Bauernhof, ich genieße es nur, dort zu leben. Ich habe gemerkt, dass die Arbeitswoche ein Konzept der Industrie ist. Die Wirtschaft bestimmt, dass die Woche fünf Tage hat und wie viele Wochen Ferien es gibt. Für den Bauern gibt es so etwas nicht. Er arbeitet 365 Tage im Jahr. Er kann den Kü-

«Wir konnten nicht einfach nur dasitzen, die Natur anschauen und Marihuana rauchen.»

hen nicht sagen: «Ihr werdet nicht gemolken, weil ich jetzt in die Ferien fahre oder Ski fahren gehe.» Deshalb haben auch so viele Bauern Probleme mit der Nachfolge. Der Bauer kann nie rasten. Gelernt habe ich auch, wie wichtig Gedächtnis und Erinnerung sind. Der Bauer hat ein unglaubliches Wissen, das sich aus Beobachtungen nährt und das über Generationen weitergegeben wird. Schliesslich muss er auch langfristig denken. Er kann nicht opportunistisch sein. Er muss die Zeit richtig nutzen. Der Bauer ist ein Manager. Im Französischen spricht man gern vom «dummen Bauern». Das ist Unsinn. Bauern sind klug.

Wenn es einen Unternehmer gibt, der die Renaissance der Schweizer Uhrenindustrie nach der Quartz-Katastrophe in den achtziger Jahren verkörpert, dann ist es, neben Nicolas Hayek, Jean-Claude Biver. An der amerikanischen Harvard Business School ist der Wiedererwecker der einst scheinotenen Marken Blancpain und Hublot längst zum Studienobjekt avanciert. An seinem Beispiel lernen zukünftige Topshots, wie man aus einer technologischen Sackgasse findet und wieder ganz nach vorne kommt.

Herr Biver, was ist Ihr persönliches Erfolgsrezept?

Ich versuche, ein lebendiger Fisch zu sein. Konfuzius hat gesagt – das habe ich um 1968 gelesen –, dass nur der tote Fisch mit dem Strom schwimmt.

Waren Sie ein 68er?

Ja.

Kommunist?

Nein. Aber Hippie und grün. Hippies waren damals ja nicht politisch, eher idealistisch.

Heute sind Sie so etwas wie ein Hippie im Anzug.

Wenn Sie so wollen, ja: romantisch sein, die Natur respektieren. Jedenfalls habe ich gelernt, dass man kein toter Fisch sein sollte. Dieses Bild hat mir die Augen geöffnet. Ein lebendiger Fisch sucht neue Wege, schert links und rechts aus. Damals habe ich mir gesagt: Du darfst nie ein konventioneller Mensch sein, du darfst nie machen, was andere schon machen.

Diese Lebensmaxime haben Sie auf das Geschäft übertragen. Ihr ökonomischer Leitspruch lautet: «Zuerst sein, einzigartig sein, anders sein».

Wir hatten noch eine andere Lebensmaxime als Hippies. Wir haben gesagt: «Wenn du lebst, musst du leben, um den Tag deines Todes vorzubereiten.» Wenn ich mit 90 zurückschaue, will ich zwei Spuren erkennen. Eine ist die Liebesspur oder die Spur der Ethik. Alles, was du geteilt hast, was du gegeben hast, die Liebe für deine Kinder und die Familie. Dann muss man auch die Spur sehen, die man im Beruf hinterlässt.

Nicht ganz typisch Hippie, die Arbeit so ernst zu nehmen.

Wir hatten keine Wahl, weil Anfang der siebziger Jahre die Krise kam. Wir konnten nicht einfach nur dasitzen, die Natur anschauen und Marihuana rauchen. Wir mussten aktiv sein.

Lebten Sie damals in einer Kommune?

Ja, in Lausanne. Wir haben vier oder fünf Jahre zu viert gelebt, zwei Männer und zwei Frauen in einer Dreizimmerwohnung. Alle haben nachts gearbeitet. Ich auf der Post. Mein Freund war Arzt, er arbeitete im Spital. So haben wir Geld gemacht. Die Frauen haben studiert und tagsüber Sekretärinnen-



Jobs übernommen oder Nachhilfeunterricht erteilt. Wir haben einiges Geld zusammengebracht und alles in einen Topf geworfen.

Gab es nicht Streit, wenn der Arzt mehr Geld heimbrachte als Sie?

Der Arzt war immer mein bester Freund.

Teilten Sie auch in der Liebe?

Nein, nein! Die Ethik des Teilens hat ihre Grenzen. Die Liebe zu einer Frau, die teile ich allein mit ihr.

Ist es denkbar, dass Sie noch einmal von vorn anfangen und eine vergessene Uhrenmarke zurück zum Erfolg führen?

Ausgeschlossen! Eine Frau braucht für ein Kind neun Monate. Für eine Firma braucht man – bis zur Konsolidierung – zehn Jahre. Ich bin zu alt, um noch einmal etwas Neues anzufangen. Nicht zu alt im Kopf oder Herz. Aber körperlich weiss ich nicht, was die Zukunft bringt.

Trotzdem: Ist Ihre jetzige Position nicht etwas weit entfernt von der Front?

Als Chef der «Watch Division» von LVMH sitze ich ja nicht den ganzen Tag im Büro. Dann wäre ich nur ein administrativer Chef. Dafür kann man Leute und Computer finden. Meine Rolle ist es, ein dynamischer Chef zu sein, die Leute zu motivieren, Ideen und Anreize zu geben, innovativ zu sein.

Wo haben Sie die besten Ideen?

Auf Reisen im Flugzeug. Da kommen mir plötzlich zwei, drei Ideen. Die schreibe ich schnell auf. Es ist wie bei einer Kuh: Die frisst das Gras, dann lässt sie es ruhen, und später kommt es wieder hoch. (Lacht)

«The Art of Fusion» – so heisst der Werbespruch von Hublot. Er passt zu Biver, dem Bodenständigen, Weltläufigen. Auch äusserlich. Er trägt ein blau-weiss gestreiftes Hemd, darüber ein schwarzes Gilet mit dem Schriftzug der «Big-Bang»-Uhrenkollektion, eine Jeans, schwere Schuhe. An der Wand ein Ferrari-Plakat. Auf dem Tisch ein Foto mit Basketball-Stars wie LeBron James und Kobe Bryant. Die Möbel sind dunkel, viele schwarz. Dazwischen farbige Blumen.

Stimmt es, dass Sie jeden Monat Tausende von Franken für Blumen ausgeben?

Es ist wichtig, dass man mit den Mitarbeitern spricht, wenn man sie sieht, dass man höflich ist, dass man sie respektiert, dass man Blumen in die Firma bringt. Das machen wir jeden Montag, für 3000 oder 4000 Franken. Frische Blumen bringen Hoffnung.

Es heisst, Sie seien ein bisschen verrückt.

Das ist ein Kompliment! Es bedeutet, dass ich kein toter Fisch bin.

Was lesen Sie?

Die Fabeln von La Fontaine. Die lese ich sehr gern. Mit Bildern von Tieren sagen sie alles, was der Mensch ist. Sie sagen die Wahrheit. ○

DIE GESCHICHTE DER SCHWEIZ

VON MIX & REMIX

PROLOG



4300 V. CHR :
AM SEEUFER LEBTEN PFAHLBAUER



58 V. CHR : GESCHEITERTE AUSWANDERUNG
DER HELVETIER, DIE IN IHR LAND
ZURÜCKKEHREN MÜSSEN



1032 : DIE SCHWEIZ GEHÖRT ZUM HEILIGEN
RÖMISCHEN REICH DEUTSCHER NATION



1291 : URI, SCHWYZ UND UNTERWALDEN
SCHLIESSEN SICH ZUSAMMEN



DIE WALDSTÄTTE BESIEGEN
DIE HABSBURGER



1848 :
GEBURT DER MODERNEN SCHWEIZ



SEIT 1848 : DIE SCHWEIZ HÄLT SICH
RAUS AUS KONFLIKTEN



ZWISCHENKRIEGSZEIT : NACH DER
WIRTSCHAFTSKRISE DER ARBEITSFRIEDEN



**58 V. CHR - 400 N. CHR :
RÖMISCHE BESATZUNG**



**GEGEN 350 :
DIE ANKUNFT DES CHRISTENTUMS**



**GEGEN 500 :
BEGINN DES RÜSTIGRABENS**



**1515 : NIEDERLAGE DER EIDGENOSSEN
BEI MARIIGNANO**



**ANFANG 16. JAHRHUNDERT :
DIE REFORMATION ERREICHT DIE SCHWEIZ**



**1798 - 1813 : DAS LAND STEHT
UNTER FRANZÖSISCHER HERRSCHAFT**



**1971 :
SCHWEIZWEITES FRAUENSTIMMRECHT**



**1992: DAS NEIN DER SCHWEIZ
ZUM EWR-BEITRITT**



Mix & Remix

Er gehört zu den brilliantesten Cartoonisten der Schweiz: Mix & Remix alias Philippe Becquelin. Wir haben den Walliser, der in Lausanne lebt, gebeten, die Geschichte der Schweiz zu zeichnen als Poster in der Mitte des Hefts. Wir danken dem hoch geschätzten Kollegen, der sonst für L'Hebdo tätig ist, für die Mitarbeit!



«Mein Schlaf ist zum Glück sehr gut»

Tausende Male ist Herzchirurg Thierry Carrel schon zum Kraftzentrum des Menschen vorgedrungen. Trotzdem ist der Klinikleiter am Berner Inselspital vor manchen Eingriffen besonders angespannt. Aber was bringt ihn richtig ins Schwitzen? Von Alex Reichmuth und Remo Nägeli (Bild)

Thierry Carrel, träumen Sie manchmal von Herzoperationen?

Kaum. Es gibt zwar Nächte, in denen ich an meine Arbeit denke – etwa vor einer besonders anspruchsvollen Operation. Aber Träume, in denen alles falsch läuft und man dann mit Schrecken erwacht, habe ich nicht. Ich bin physisch und mental robust. Mein Schlaf ist zum Glück sehr gut.

Ist Gut-abschalten-Können nach der Arbeit unabdingbar für einen Herzchirurgen?

Ja. Während einer Herzoperation bin ich extrem konzentriert. Ist sie vorbei, muss ich mich entspannen können. Natürlich bin ich auch nach einem Eingriff in Sorge um den Patienten. Denn ich bin ja zum Herz dieses Menschen vorgedrungen, also in sein Innerstes. Da bleibt eine spezielle Bindung zu ihm.

Vor welchen Operationen sind Sie besonders angespannt?

Vor solchen, die technisch sehr anspruchsvoll sind und lange dauern, zum Beispiel sechs bis acht Stunden. Mehrere aufeinanderfolgende Standardoperationen können zwar auch einen ganzen Tag in Anspruch nehmen, sind aber dennoch nicht so belastend. Vor schwierigen Eingriffen informiere ich mich ausführlich über Erfahrungen anderer Ärzte – etwa anhand von Publikationen oder über spezielle Portale, wo ich Videos zu Operationen anschauen kann.

Ist ein heikler Eingriff für Sie vor allem eine fachliche Herausforderung? Oder denken Sie daran, dass der Patient nicht überleben könnte?

Oft ist es beides. Bei Standardoperationen kommen böse Überraschungen glücklicherweise selten vor. In manchen Situationen geht das Operationsteam aber bewusst ein höheres Risiko ein – etwa dann, wenn der Patient sein Leben ohne Verbesserung als nicht mehr lebenswert empfindet. Das passiert aber nur nach sorgfältiger Absprache mit dem Betroffenen und seinen Angehörigen.

Was bringt Sie ins Schwitzen während einer Operation?

Etwa, wenn das Gewebe eines Patienten in einem schlechteren Zustand als erwartet ist. Dann kann es vorkommen, dass Blutgefässe, die ich zusammengenäht habe, wieder reissen. Schwierig ist auch, wenn ein Patient die Narkose schlecht erträgt oder wenn die Pumpleistung des Herzens

vor dem Eingriff sehr schwach ist. Natürlich kenne ich für solche Situationen Methoden, um die Probleme zu meistern.

Wie fühlen Sie sich, wenn ein Patient eine Operation nicht überlebt hat?

Zum Glück kommt das selten vor. Der Tod eines Patienten ist immer eine grosse Belastung. Auch nach 25 Jahren als Herzchirurg lässt mich das nicht kalt. Meist haben wir dann stundenlang im Operationssaal gekämpft und sind erschöpft. Besonders schwierig ist in einer solchen Situation, den Angehörigen die schlechte Botschaft zu überbringen. Umgekehrt muss ich mit diesen Belastungen umgehen können. Sonst wäre ich im falschen Beruf.

Gibt es Todesfälle, die Sie besonders belasten?

Etwas einfacher ist es bei Patienten, deren Überlebenschance schon vor der Operation sehr gering war. Etwa, wenn jemand mit einer gerissenen Hauptschlagader notfallmässig im Spital eingetroffen ist. Viel schwieriger ist es, wenn während einer Operation, die ich eigentlich als problemlos erachtet habe, plötzlich eine schwere Kom-

«Schuldgefühle würde ich empfinden, wenn ich wissentlich etwas Falsches gemacht hätte.»

pplikation eintritt. Ich muss dann oft Angehörigen gegenüber treten, die überhaupt nicht auf den Tod vorbereitet sind.

Wie kommen Sie darüber hinweg?

Am besten funktioniert das im Team. Wenn mir zum Beispiel andere Ärzte vor Augen halten, dass Vorbereitung und Durchführung der Operation einwandfrei waren, hilft mir das sehr. Zudem führen wir jeden Monat mehrere Besprechungen durch, um solche Fälle fachlich aufzuarbeiten.

Haben Sie manchmal Schuldgefühle?

Schuldgefühle würde ich empfinden, wenn ich wissentlich etwas Falsches gemacht hätte. Zum Beispiel, wenn ich falsche Blutgefässe zusammennähen würde. Solche Fehler sind aber praktisch auszuschliessen, weil meine Assistenten und Oberärzte mich sofort darauf aufmerksam machen würden. Jeder am Operationstisch ist extrem wachsam. Realistischer ist, dass ich den richtigen Zeitpunkt für eine Operation falsch einschätzen könnte und der Patient während des Herzeingriffs stirbt. Der Tod könnte dann auch kurz da-

nach wegen Versagens eines anderen Organs eintreten, ohne dass ich beim Eingriff einen Fehler begangen hätte.

Gibt es einen Vorfall, der Ihnen besonders in Erinnerung geblieben ist?

Ich habe als Klinikdirektor vor vielen Jahren etwas erlebt, was mich an die Grenzen der Belastbarkeit gebracht hat. Ein Techniker hatte Schläuche der Herz-Lungen-Maschine falsch angeschlossen und der Patient ist kurz nach dem Eingriff gestorben. Die Herausforderungen waren enorm. Wir mussten mit Angehörigen sprechen, der Polizei und dem Untersuchungsrichter Erklärungen liefern und dann auch noch verunsicherte Patienten beruhigen, die neu ins Spital eintraten. Wir haben damals entschieden, den Fehler publik zu machen. Ich habe einige Nächte kaum geschlafen.

Haben Sie damals bereut, die Medien informiert zu haben?

Nein. Es wäre fatal gewesen, wenn der Vorfall durch Gerüchte an die Öffentlichkeit gekommen wäre. Einen so unbestreitbaren Fehler muss man transparent machen.

Können Sie notfalls psychologische Hilfe in Anspruch nehmen?

Nein, damals musste ich das selber bewältigen. Heute würden wir solche Probleme im Ärzte- und Pflegeteam verarbeiten.

Ist das gut so?

Ja, weil der Zusammenhalt in den Teams sehr gross ist. Wenn nach einem belastenden Vorfall jemand einige Tage pausieren will, springt sofort ein Kollege ein.

Können Sie sich auch während einer Operation ablösen lassen – etwa, wenn Sie sich zu müde fühlen?

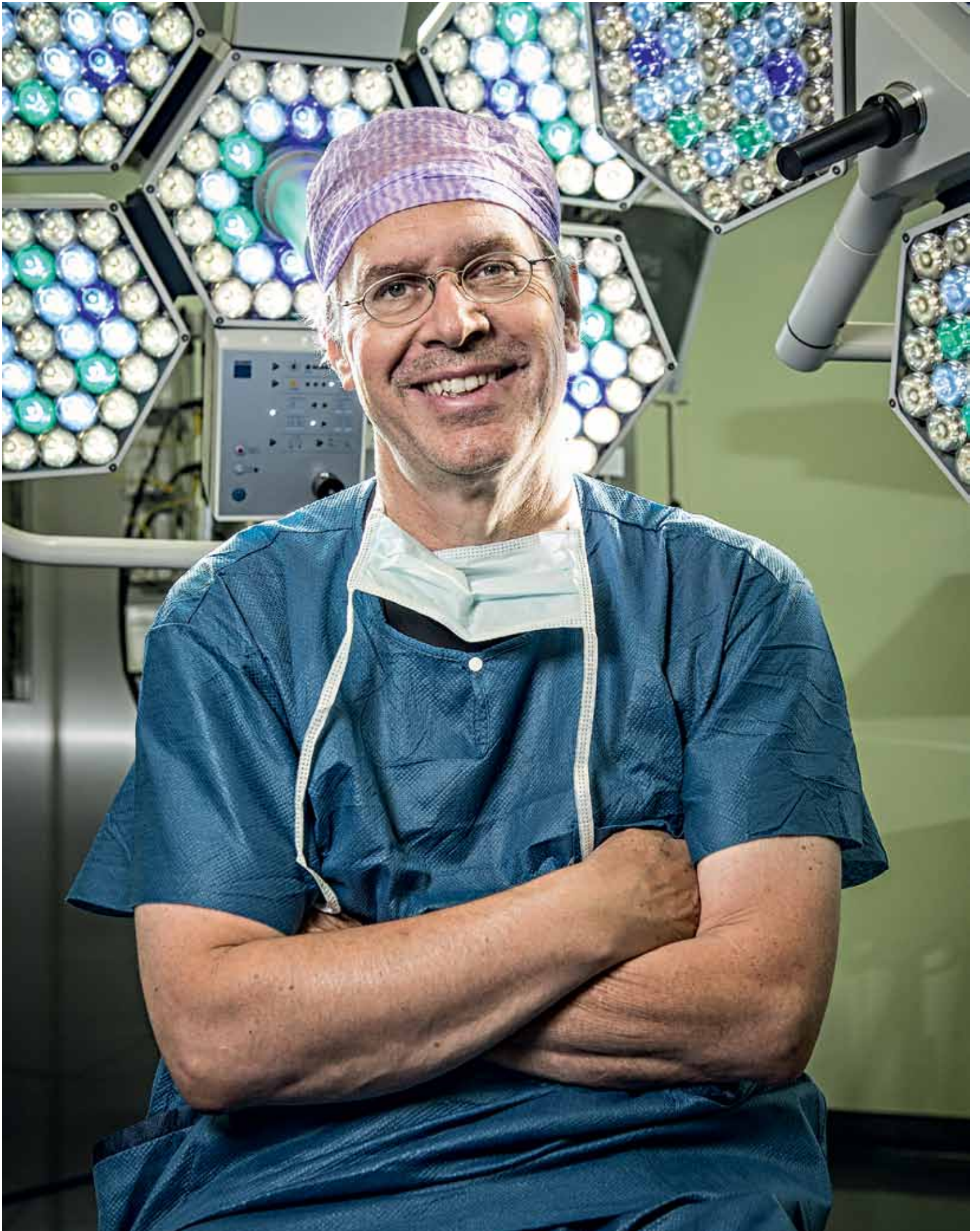
Das ist denkbar. Wir Ärzte sind uns zwar lange Arbeitszeiten gewohnt. Während eines Eingriffs sind wir voll konzentriert und spüren selten Müdigkeit. Aber wenn es nicht mehr geht, übernimmt jemand anderes.

Haben Sie schon Operationen kurzfristig abgesagt?

Ganz selten kommt das vor – etwa, wenn ich eine ganze Nacht an der Arbeit war. Dann verschiebe ich geplante Operationen am nächsten Vormittag. Können diese nicht aufgeschoben werden, springt ein Kollege ein.

Akzeptieren die Patienten, wenn sie nicht wie angekündigt von Thierry Carrel operiert werden?

Das kann zu Diskussionen führen und braucht manchmal etwas Überzeugungsarbeit. Man-



«Manche Patienten möchten unbedingt von mir operiert werden»: Spitzenmediziner Carrel, 54.

che Patienten möchten unbedingt von mir operiert werden. Aber mein Team funktioniert auch ohne mich sehr gut. Ich stelle darum bei Auftritten in den Medien bewusst das Herzzentrum des Inselspitals ins Zentrum, nicht mich. Als 2008 der damalige Bundesrat Hans-Rudolf Merz ins Inselspital eingeliefert wurde, hatte ich gerade Dienst. Wäre der Vorfall eine Woche später passiert, hätte mein Stellvertreter Merz operiert.

Ist ein Eingriff speziell, wenn ein Prominenter auf dem Operationstisch liegt?

Nein. Aber der Aufwand vor und nach der Operation kann grösser sein, etwa wenn man Pressekonferenzen durchführen muss. Ich habe aber auch mehrfach bekannte Persönlichkeiten operiert, wenn niemand in der Öffentlichkeit davon wusste.

Ist Herzchirurgie eine Kunst – oder einfach ein Handwerk?

Beides. Ich muss mir im Voraus die Strukturen, auf die ich treffe, dreidimensional vorstellen können. Das ist eine intellektuelle Leistung. Handwerkliches Geschick ist auf jeden Fall nötig. Um dieses zu erlangen, braucht es vor allem Übung und ständige Weiterbildung. Eine Kunst ist die Chirurgie dann, wenn ich während eines Eingriffs etwas Unerwartetes antreffe.

Haben Sie Lieblingsoperationen – und solche, die Sie weniger gern durchführen?

Sagen wir es so: Manche Eingriffe stellen eine grössere Herausforderung dar als andere. Bypass-Operationen etwa sind in der Regel wenig fordernd. Spektakulärer sind Operationen an der Hauptschlagader, wenn die Blutversorgung des Gehirns speziell geschützt werden muss. Auch Kunstherzen einzusetzen oder angeborene Herzfehler zu korrigieren, ist sehr anspruchsvoll. Nur wenige Herzzentren machen das. Unsere Klinik bietet das ganze Repertoire an Eingriffen an.

Welches sind die wichtigsten Entwicklungen der Herzchirurgie der letzten Jahre?

Es sind vor allem Fortschritte in der Technologie, die wichtig sind. Diese sind nicht so sehr Ärzten zu verdanken, sondern vor allem Ingenieuren in Unternehmen, die auf Medizinaltechnik spezialisiert sind. Besonders die Verkleinerung von Geräten ist spektakulär – etwa die von Herz-Lungen-Maschinen oder Kunstherzen. Bei einigen Eingriffen kann die Knopflochchirurgie genutzt werden. Bei dieser ist nur ein kleiner Schnitt nötig. Und die Sicht des Arztes auf das Gewebe, das operiert werden muss, ist dank einer eingeführten Kamera sehr gut. Bei Katheter-Eingriffen wiederum dringen wir über Blutgefässe zum Herz vor, statt den Brustkorb zu öffnen. Das alles ist nur dank Miniaturisierung möglich.

Wird man bald alle Herzoperationen durch Kathetereingriffe ersetzen können?

Alle sicher nicht. Technologisch ist aber noch einiges möglich. Allgemein stösst man bei neuen Verfahren aber zunehmend an finanzielle Grenzen. Neue Geräte und neue Materialien sind oft deutlich teurer. Unsere Gesellschaft muss darum vermehrt diskutieren und entscheiden, welche Eingriffe in welchen Situationen vorgenommen werden sollen.

Gilt die Herzchirurgie zu Recht als Königsdisziplin der Medizin?

Na ja. Einen Laien beeindruckt es sicher mehr, wenn er in einer Operation ein schlagendes Herz sieht, als wenn er verfolgt, wie ein Stück Darm entfernt wird. Das Herz hat eine hohe symbolische Bedeutung. Aber eine Lebertransplantation kann zum Beispiel komplizierter sein als eine Herztransplantation. Umgekehrt gab es in der Herzmedizin in den letzten Jahrzehnten in der Tat viele spektakuläre Fortschritte.

Ist das Herz der Kern des Menschen?

Das Herz ist unbestritten ein zentrales Organ, weil es das Blut in den ganzen Körper verteilt und damit auch die Nährstoffe, die benötigt werden. Es schlägt immer, Tag und Nacht, etwa drei Milliarden Mal im Leben. Im Gegensatz zu anderen Organen spürt der Mensch sein Herz durch den Pulsschlag. Aber natürlich sind auch alle anderen Organe lebenswichtig.

«Als 2008 Bundesrat Merz ins Inselspital eingeliefert wurde, hatte ich gerade Dienst.»

Ist das Herz der Sitz der Gefühle?

Lassen wir doch die Gefühle im Hirn entstehen. Ich habe jedenfalls noch keine Seele in einem Herz gefunden.

Aber das Herz schlägt zum Beispiel schneller, wenn man aufgeregt ist.

Natürlich reagiert das Herz bei Gefühlslagen wie Angst, Stress oder Verliebtsein. Aber gesteuert wird es durch Signale aus dem Hirn. Nichtsdestotrotz gibt es viele Redewendungen, die das Herz mit Gefühlen verbinden. Man hat ein «grosses Herz» oder leidet an einem «gebrochenen Herzen». Interessant finde ich das Herzsymbold. Dieses symmetrische Symbol mit der typischen Spitze existiert seit Jahrtausenden. Niemand weiss zwar genau, wie es entstanden ist. Aber in jeder Kultur kennt man es.

Wie entwickelt sich das Herz bei einem Ungeborenen?

Nach etwa drei Wochen der Schwangerschaft bildet sich ein sogenannter Herzschauch, der Vorläufer des Blutkreislaufs. In der vierten und fünften Woche entsteht die Herzstruktur mit vier Höhlen, den späteren Herzkammern und ihren Vorhöfen. Schon sehr früh zirkulieren Blutzellen in diesem Schlauch. Bis zum Ende des dritten Schwangerschaftsmonats

vollzieht das zukünftige Herz mehrere Drehungen. Danach entstehen die Trennwände zwischen der linken und der rechten Herzseite und schliesslich die Herzklappen. Diese Entwicklung ist hochkomplex. Dass sie fast immer perfekt abläuft, ist phänomenal.

Sie sind einer der bekanntesten Ärzte der Schweiz. Freut Sie das?

Ich bin stolz darauf, dass ich meine heutige Position aus eigener Kraft erreicht habe. Ich war nie auf «Vitamin B» angewiesen. In meiner Familie studierte sonst niemand Medizin, es gab keine Akademiker. Als ich 1980 als Westschweizer nach Bern kam, um zu studieren, konnte ich kaum Deutsch. Ich habe damals alle Vorlesungsskripts auf Französisch übersetzt. Ähnlich ging es mir 1989, als ich als bereits bestandener Assistent an das Universitätsspital Zürich wechselte. Auch damals kam ich von aussen und musste mich integrieren. Aber Fleiss und Disziplin liegen mir. Das wurde mir während meiner sieben Jahre im Jesuitengymnasium St. Michael in Freiburg eingeprägt.

Sie treten oft auf – nicht nur in Fachkreisen. Was treibt Sie dabei an?

Ich interessiere mich sehr für gesundheitspolitische und allgemeine gesellschaftliche Themen und referiere etwa unter Titeln wie «Mut zum Risiko», «Führung, Verantwortung und Zuverlässigkeit» oder «Entscheiden unter Zeitdruck» darüber. Das mache ich, weil ich mich nicht in den Elfenbeinturm der Wissenschaft zurückziehen möchte. Ich wettete ja immer gegen Fachidioten.

Sie sind seit fünfzehn Jahren Professor und Leiter der Klinik für Herz- und Gefässchirurgie am Inselspital Bern. Mehrfach bekamen Sie attraktive Stellenangebote aus dem Ausland. Warum sind Sie geblieben?

Die Vorteile eines Wechsels an eine andere Klinik waren für mich jeweils zu wenig erkennbar. Obwohl die Herzklinik hier am Inselspital die grösste der Schweiz ist, ist sie überschaubar. Das gefällt mir. Manche Kliniken im Ausland sind vielleicht etwas grösser, aber entsprechend unpersönlicher und weniger übersichtlich.

Fühlen Sie sich speziell verbunden mit der Schweiz?

Durchaus. Wir haben hier wunderbare Möglichkeiten, Medizin zu praktizieren.

Sie kandidierten 2011 als FDP-Kandidat für den Nationalrat. Wie hätten Sie das Amt zeitlich bewältigt?

Mit der Universität Bern und dem Inselspital war vereinbart, dass ich mein Pensum wesentlich reduzieren würde. Den Bereich Forschung und Lehre hätte ich wohl abgegeben. Mich hätte vor allem die parlamentarische Kommissionsarbeit interessiert, weniger das Palaver im Ratssaal.

Treten Sie 2015 erneut an?

Nein. Ich habe beschlossen, meine Kräfte voll für die Medizin einzusetzen. ○

Mutter Helvetia aus Memphis

Der Abend wurde legendär, die damals noch «junge» Othella Dallas tanzte auf den Bartischen im «Dolder». Und wir damals noch Minderjährigen wussten nicht mehr, wer hier nun eigentlich den jugendlichen Esprit versprühte. *Eine Würdigung von Christian Jott Jenny*

Musik verbindet. Geschlechter, Rassen, Generationen. Diese Tatsache wurde mir nie klarer vor Augen geführt als damals, als ich mit zarten sechzehn Jahren auf eine amerikanische Jazzsängerin und Tänzerin mit Basler Wohnsitz aufmerksam wurde. Eine Gruppe von ähnlich durchgedrehten Teenagern wie ich versuchte damals, neben dem Gymnasium Bebop zu spielen und dazu noch Konzerte im altherwürdigen Hotel «Dolder Grand» zu veranstalten. Gerne erinnere ich mich an einen Telefonanruf und, darauf folgend, einen 24 Seiten langen Fax eines älteren Herren mit dem wohlklingenden Namen van der Haegen, seines Zeichens Intendant von Jazz & Blues Basel, der mir auf sehr höfliche Art und Weise eine noch viel ältere Dame verkaufen wollte, die offenbar noch gut singen und tanzen konnte.

Das Wagnis

Othella Dallas sei ihr Name, ein Superstar in den USA, sie hätte mit Nat King Cole auf der Bühne gestanden, Duke Ellington habe für sie Songs geschrieben und überhaupt: Wir sollten sie doch einfach mal einplanen. Nachdem ich noch mit diversen CDs eingedeckt wurde und diese auch akribisch durchgehört hatte, entschloss ich mich, das Wagnis einzugehen. Etwas mulmig war mir schon dabei, eine Siebzigjährige für eine «frische, junge» Jazz-Reihe zu engagieren. Meine Achtung vor dem Alter war aber stärker, und die Biografie dieser Frau Dallas schien ja doch sehr bewegt zu sein. Stark gekürzt, klingt das so:

Im Jahr 1925 in Memphis geboren, wird sie mit neunzehn von der Choreografin Katherine Dunham entdeckt und bereist als Solotänzerin in deren Tanzensemble Südamerika und Europa. Auf einer dieser Tourneen, 1950, lernt sie in Paris den Schweizer Peter Wydler kennen und heiratet diesen kurz darauf. Bald schon leitet sie in Paris und in Zürich eigene Tanzschulen.

Gefördert von ihrem Ehemann (und Manager), lanciert sie eine zweite Karriere als Jazzsängerin, anfänglich in den angesagten Pariser Jazz-Klubs. Lange dauert es nicht, und sie findet sich auf der Bühne neben Grössen wie Edith Piaf wieder. Im Verlauf der fünfziger Jahre wird dieses zweite Standbein immer wichtiger, der legendäre Sänger und Komponist Phil Moore unterstützt sie mit starken Songs und weiteren Tourneen von Kanada über die USA bis nach Kuba. Bis 1959 arbeitet sie – wie erwähnt – mit Weltstars wie Nat King Cole, Quincy Jones und Duke Ellington, um



Othella Dallas sei ihr Name: Die Jazzsängerin tritt dieses Jahr in St. Moritz auf.

nur einige zu nennen, und erklimmt somit selbst den Jazz-Olymp.

Im Jahr 1960 folgt der neuerliche Wohnsitzwechsel über den Atlantik. Othella Dallas kommt endgültig in der Schweiz an. Ihre Familie wird nun langsam zu ihrem zentralen Lebensinhalt. Trotzdem tourt sie auch in dieser Zeit regelmässig – einfach etwas entspannter. Man könnte denken, sie hätte bereits 1960 gewusst, dass man mit den Energien etwas gemächlicher haushalten muss, wenn man gut fünfzig Jahre später, also 2014, noch immer auf Bühnen rumturnen will. Doch wer Othella heute sieht, spürt immer noch das kleine Mädchen aus Memphis, welches sich keinen Deut um schwindende Energien schert.

Zauberhafte Freundschaft

Zurück ins «Dolder» der neunziger Jahre: Ich bezirzte den damaligen Hoteldirektor Henry Hunold. Auch dieser war sich der Sache nicht ganz sicher. «Ein singendes und tanzendes Altersheim im «Dolder»? – Kommt das gut, Herr Jenny?» – Ich bestand darauf, den Ballon aufzublasen. Irgendetwas sagte mir, dass diese Frau Dallas mehr kann, als wir zu glauben wagten. Der Rest ist Geschichte: Der Abend wurde legendär, die damals noch «junge» Othella Dallas tanzte auf den Bartischen im «Dolder» und nahm den verstaubten Laden auseinander. Und wir damals noch Minderjäh-

rigen wussten nicht mehr, wer hier nun eigentlich den jugendlichen Esprit versprühte.

Unterdessen hat sich eine zauberhafte Freundschaft entwickelt, die auf den ersten Blick das Verhältnis Grossmutter–Enkel widerspiegelt, aber viel mehr ist. Seit dem ersten Festival da Jazz St. Moritz, dessen erstes Konzert sie sang, hat sie bei mir eine Carte blanche. Sie darf tun und lassen, was sie will. Die Konzerte sind jedes Jahr anders; mal energiereicher, mal melancholischer. Aber stets sofort ausverkauft. Dieses Jahr feiern wir mit Othellas Konzert, welches live von SRF 2 Kultur übertragen wird, den Nationalfeiertag; nächstes Jahr feiern wir Othellas neunzigsten Geburtstag anlässlich des achten Festival da Jazz St. Moritz. Die einzige Bedingung, die Othella Dallas in einer ruhigen Minute an mich stellte, war folgende: Ich solle ihr sagen, wenn sie aufhören muss. Wenn es nicht mehr geht. Wenn es peinlich würde. Diesen Wunsch werde ich ihr erfüllen, ich hoffe aber, noch lange nicht: «The show must go on», Othella Dallas-Wydler. Für mich bist du eine echte Mutter Helvetia. Unser Land soll stolz auf dich sein. Danke.



Christian Jott Jenny ist Gründer und künstlerischer Leiter des Festival da Jazz St. Moritz. www.festivaldajazz.ch Othella Dallas tritt am 1. August im «Dracula Club» auf. Eine Live-Übertragung findet auf SRF 2 Kultur um 21 Uhr statt.

Freudvoll leiden

Bei ihr wird das Übel der Welt zur Lachnummer. Ob Hitler, Leprakranke oder der Gebärmutterkanal – nichts macht vor dem messerscharfen Humor Hazel Brugger halt. Von Rico Bandle und Christian Schnur (Bild)

Geht es nach ihren eigenen Worten, ist Hazel Brugger ein biologisches Wunder. Oder ein Fehler der Natur. Humor sei etwas, bei dem man alles riskieren müsse, erklärte sie kürzlich in einem Radiointerview, und die Biologie habe nicht vorgesehen, dass eine Frau etwas derart Dummes macht. «Eine Frau opfert sich nicht für etwas so Unwichtiges wie einen Lacher, setzt sich nicht der Gefahr aus, ihr Antlitz für eine Pointe zu beschmutzen», sagte sie. Dies sei der Grund, weshalb es so wenige gute Humoristinnen gebe.

Sie selbst hat keinerlei Mühe, sich angreifbar zu machen, sie geniesst es sogar. In dem Interview auf SRF 3 setzte sie gleich noch einen drauf: Auch in ihrem privaten Umfeld seien Männer meist lustiger als Frauen. «Das ist aber voll okay, es gibt dafür mehr Frauen, die einem am Abend um elf noch eine Tasse Tee kochen, wenn es draussen regnet. Jeder hat seine Qualitäten.» Sie meinte das durchaus ernst. «Wer biologische Unterschiede zwischen den Geschlechtern leugnet, der hat etwas nicht begriffen. Aber Biologie ist ja zum Glück auch nicht alles.»

Der Hund kommt mit

Die Zwanzigjährige gehört zu den talentiertesten Komikerinnen der Schweiz, sicher ist sie die böseste und morbideste von allen. Je toxischer das Thema, je grösser die Absturzgefahr, desto lustvoller stürzt sie sich drauf. Hitler, Breivik, Leprakranke, ihre eigene Mutter – Brugger lotet mit ihrem dunklen Humor die Randgebiete des menschlichen Daseins aus: Fortpflanzung, Leid und Tod. Auf der Bühne trägt sie immer einen schwarzen Pullover, lässt demonstrativ die Schultern hängen und setzt jenen finsternen Blick auf, den man von pubertierenden Mädchen kennt, die ihr Pickelgesicht angeekelt vor dieser Welt am liebsten hinter einem Vorhang von Haaren verstecken.

Wie so viele Humoristen ihrer Generation entstammt Brugger der Poetry-Slam-Szene, wo Autoren in einem archaisch anmutenden Wettbewerb einem johlenden Publikum ihre Kurztexte vortragen und sich von ihm auch bewerten lassen. Brugger ist amtierende Schweizer Meisterin und neben Gabriel Vetter der erfolgreichste Exponent dieses Fachs. Im ganzen deutschsprachigen Raum reist sie von Auftritt zu Auftritt, oft gleich mehrmals pro Woche. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis sie auch als Solo-Komikerin ganze Säle füllt – sie

hat zweifellos das Potenzial dazu. Grund genug, dieses Ausnahmetalent zu treffen. Brugger schlägt einen Spaziergang durch Dielsdorf vor, die Gemeinde im Zürcher Unterland, wo sie gross geworden ist, hier fühle sie sich zu Hause. Sie wartet am Bahnhof, begleitet von Harry, ihrem Hund, der nach ihrem Auszug bei den Eltern blieb. Mit dem Bus fahren wir hoch zum Schloss Regensberg.

Der Spaziergang wird überraschenderweise zu einem Hindernislauf. Ganze Strassenzüge sind aufgerissen; um ins Dorf zurückzukommen, müssen wir mehrere Bauabschränkungen überwinden. Brugger gefällt das. «Das passt doch zu mir», sagt sie. Ständig hält sie Ausschau nach dem Skurrilen, zeigt eine kindliche Freude an allem, was von der Norm abweicht. An der Universität mache sie sich einen Spass daraus, Vorlesungen und Seminare mit den eigenartigsten Titeln zu besuchen, zum Beispiel «Poetik des Atems», «Lebewesen als göttliche Maschinen» oder «Die Wahrheit der Maske». Sie studiert Philosophie und Literatur an der Universität Zürich, das könne man problemlos nebenbei machen, sonst hätte sie wohl Physik gewählt, «aber das darf man ja fast nicht sagen».

Wir setzen uns auf eine Parkbank. Nie würde sie einzelne Leute angreifen, erklärt sie, ihre Texte hätten immer allgemeinen Charakter. Oft ist sie selbst Gegenstand ihres Humors, in einer Fernsehsendung des Norddeutschen Rundfunks kündete sie zum Beispiel einen Text an, «der ist gegen meine Eltern», um dann ihre Erleichterung darüber kundzutun, wenigstens kein «natal gepresstes Sauglockenbaby» gewesen zu sein.

Dass sich der heutige Wohlstandsmensch ständig diskriminiert und in seinen Gefühlen verletzt fühlt, ist für eine Komikerin wie sie ein unerschöpflicher Fundus. Als sie letztes Jahr als einzige Frau und Ausländerin in der Endrunde der deutschen Poetry-Slam-Meisterschaft stand, ermahnte sie das Publikum: «Ihr seid natürlich alles nationalistische Sexistenschweine, wenn ich hier nicht weiterkomme.» Genüsslich macht sie sich über Frauen und Geschlechterstereotypen lustig («Es stimmt, Frauen gehören an den Herd, sollen die sich doch schon einmal dran gewöhnen, dass der Teekessel der Einzige ist, der ihnen hinterherpfeift»). – «Eine Frau kann so etwas eher sagen als ein Mann. Es ist von Vorteil für einen Komiker, einer oder gleich mehreren Minoritäten anzugehören, dann betrifft und trifft es einen gleichermassen», sagt sie.



«Eine Frau opfert sich nicht für etwas so Unwichtiges



«wie einen Lacher»: Komikerin Brigger.

Brigger erweist sich im Gespräch als präzise Analytikerin des Zeitgeists. Dass so viele Leute darauf beharrten, einer diskriminierten Minderheit anzugehören, habe damit zu tun, dass man dadurch nicht mehr selbst verantwortlich sei, wenn etwas schief laufe, sondern die Schuld einfach auf die Gesellschaft schieben könne. «Im Innersten sehnen sich viele von uns nach der Aristokratie», sagt sie. «Freiheit lässt die Leute an sich selbst zweifeln.»

Warnbilder auf Kondomschachteln

Als sie letzten Dezember in der Satiresendung «Giacobbo/Müller» des Schweizer Fernsehens zu Gast war, trug sie einen Text vor, der davon handelte, wie es wäre, wenn alle Kinder, die durch das Tragen von Kondomen je verhindert wurden, plötzlich zum Leben erwachten. «Die zehn hübschesten dürften mit dem Papst auf Missionierungs-Welttournee gehen, die zehn hässlichsten ihr Gesicht für Warnbilder auf Kondomschachteln hinhalten. Mit Slogans: «So was wie ich, das muss nicht sein, komm lieber in den Gummi rein.»» Zudem erklärte sie, wie sie selbst gezeugt worden sei – und ging dabei wenig zimperlich mit ihrer Mutter um. Wie reagierte diese darauf? «Sie sagt natürlich nicht, ich solle noch einen draufsetzen», sagt Brigger, «aber ihr gefällt durchaus, was ich mache.»

Ihre Mutter ist Englischlehrerin, der Vater Professor für Neuropsychologie an der Universität Zürich. Geboren ist Brigger in San Diego, wo ihr Vater damals arbeitete. Dass ihr trockener Humor der angelsächsischen Stand-up-Comedy viel näher ist als dem deutschsprachigen Kabarett, hat mit ihrem Geburtsort aber kaum etwas zu tun. Sie besitzt zwar einen US-Pass, die Familie zog aber in die Schweiz zurück, als sie drei Jahre alt war. Ihre Vorbilder stammen dennoch alle aus dem angelsächsischen Raum. Besonders angetan hat es ihr der US-mexikanische Komiker Louis C.K. «Er ist unglaublich roh und ehrlich», sagt sie. Was er sage, sei eigentlich gar nicht lustig, aber dermassen wahr, dass man es nur ertrage, wenn man lache.

«Existenzieller Masochismus», nennt die Philosophin Brigger ihre Art. Etwas einfacher ausgedrückt: Sie lotet freudvoll die finsternen Seiten unseres Daseins aus. Neugierig wie ein Kind, das einer Spinne die Beine rausreisst, um zu schauen, ob sie sich dann noch bewegt, untersucht sie jene Seiten des Lebens, bei denen bei den meisten Leuten der natürliche Ausweichreflex einsetzt.

Kaum sind wir mit dem Spaziergang fertig, beginnt es in Strömen zu regnen. Sie schmunzelt, schlechtes Wetter macht ihr nichts aus, der bislang kühle Sommer kam ihr gelegen. Dass sie den Winter mit seinen langen Nächten dem Sommer vorzieht, überrascht nicht. Ihre Begründung schon eher: «Berührungen im Sommer sind furchtbar.» ○



«Wir nannten sie Leintücher»: Der pensionierte Hausmeister Farinelli erklärt das Innere des Bundeshauses.

«Muss das sein?»

Fast zwanzig Jahre lang war er der oberste Hauswart der Schweiz: Roger Farinelli kennt das Bundeshaus und sein Personal wie kein Zweiter. Warum die Prachtfassade auf der Rückseite liegt und der «grösste Kindergarten der Schweiz» viel menschlicher geworden ist. Von Peter Keller und Fabian Unternährer (Bilder)

Ein Fussgängerstreifen trennt das politische Machtzentrum der Schweiz von der Welt rundherum. Hier steht Roger Farinelli und schmunzelt angriffslustig unter seinem dichten Schnauz hervor. Achtunddreissig Jahre lang war er zuerst Weibel im Nationalrat und dann der oberste Hauswart des Landes, der Concierge des Bundeshauses, wie es auf Französisch eleganter und passender heisst.

Nur nicht auffallen

Kaum einer kennt den Betrieb und sein Personal besser, als der seit März pensionierte Farinelli. Hilfsbereit und verschwiegen versah er seinen Dienst, ohne den Blick auf die Schwächen der Mächtigen zu verlieren. «Ich war im grössten Kindergarten der Schweiz tätig», sagt er heute und beschreibt damit in einem Satz das anarchisch-liebevollen Verhältnis der Schweizer zu ihren politischen Vertretern präziser als manche akademische Abhandlung. Zu seiner Verabschiedung wurde er in den Nationalratssaal gebeten. «Ich dachte zuerst: «Muss das sein?»» Als dann das ganze Parlament aufstand und applaudierte, «mir, dem Farinelli», habe es ihn doch «tschuderet» – lief es ihm kalt den Rücken runter. Typisch für die Schweiz: Die Pracht-

fassade des Bundeshauses befindet sich hinten raus, gegen die Aare. Hier thront das Parlament mit seiner mächtigen Kuppel, eingerahmt von zwei symmetrischen Anbauten, dem Bundeshaus West und Ost. Über rund dreihundert Meter erstreckt sich der ganze Gebäudekomplex.

Wer mit dem Zug nach Bern reist, kann einen kurzen Blick auf die grossartige Komposition erheischen, bevor das Gleis in der Altstadt verschwindet. Der eigentliche Haupteingang befindet sich auf der schlichteren Vorderseite. Hier duckt sich das Bundeshaus beinahe zwischen den anderen Gebäuden. Nur nicht auffallen. Nur nicht herausragen. Understatement als Staatsdoktrin, selbst in der Architektur des Regierungssitzes.

Über den Bundesplatz geht es zur schattigen Nordfassade. Ein paar Statuen und Allegorien schmücken das römisch angehauchte Portal. Dahinter, zurückversetzt, lugt die Kuppel hervor, deren Erhabenheit sich erst erschliesst, wenn der Besucher ins Haus eingetreten ist und über die Treppen zu den Parlamentssälen hinaufsteigt.

Seit ein paar Jahren belegen Natursteinplatten den Vorplatz, darin eingelassen sind Düsen, die im Sommerhalbjahr bis zu vier Meter

hohe Fontänen ausspeien. Sehr zum Vergnügen der kleinen Kinder, die kreischend in Unterhosen durch das Wasserspiel jagen. Jeden Dienstag frühmorgens wird der Platz zum Markt, wenn die Bauern aus dem Umland kommen und vom Rüebli bis zu den Kirschen alles feilbieten, was die Saison und der Boden hergeben. Durch die Stände schlängeln sich die Volksvertreter in dunklen Anzügen auf dem Weg zum Ratssaal, wo Punkt acht Uhr mit einer Glocke die Sitzung eröffnet wird. Es gehört zur Psychologie der Schweiz, dass sie die Mächtigen, wo immer möglich, zu erden versucht. Dass der Vorplatz des Bundeshauses mal ein Kinderspielfeld, mal ein Bauernmarkt ist, passt bestens in diese Strategie.

Das Bundeshaus ist ein Museum

Bundesplatz 3, 3005 Bern. Hier ist die Macht zu Hause, oder eben das, was man in der direkt-demokratischen Schweiz der Politik an Macht zugesteht. 1902 wurde das Bundeshaus fertiggestellt. Nach acht Jahren Bauzeit und einigen Querelen: Soll das Parlament eine Kuppel schmücken? Wo soll sie überhaupt zu stehen kommen? Sicher nicht über einem profanen Treppenhaus, meinten die Kritiker. Doch genau dort empfängt nun den Besucher ein Kup-



peldach mit einem Kranz von Kantonswappen aus Glas.

In der Mitte der Kuppel, gleich einer Herzkammer, pocht das Schweizer Kreuz, umgeben von zwei Spruchbändern. Auf diesen ist die Idee der Eidgenossenschaft in der grösstmöglichen Dichte beschrieben: «Unus pro omnibus – omnes pro uno». Einer für alle – alle für einen. Die Kantone bilden die Schweiz und die Schweiz ist nicht mehr als die Summe der Kantone. Anschaulicher könnte man das Prinzip Föderalismus kaum darstellen. Nur ein Wappen fehlt, es ist der Jura, der sich erst 1978 vom wenig geliebten Bern lösen konnte und nun sein eigenes Plätzchen gefunden hat: im südlichen Fensterbogen, ganz nach dem Geschmack der separatistisch veranlagten Jurassier.

Das Bundeshaus ist eine grosse historische Erzählung. Mitten in der Kuppelhalle ragen die monumentalen drei Eidgenossen empor und schauen streng auf jeden Gast herab. Unter ihren steinernen Pranken ist der Bundesbrief zu erkennen. Ihnen gegenüber sind zwei Gestalten der frühen Eidgenossenschaft platziert: Niklaus von Flüe, der Heilige, und Arnold von Winkelried, der Held. In ihm wird der Wahlspruch der Kuppel wiederaufgenommen: Mit seinem Leib drückte er die Speere der feindlichen Habsburger nieder, damit seine Kameraden durch die Bresche vordringen und ihr blutiges Handwerk siegreich vollenden konnten. Einer für alle. Winkelrieds mythische letzte Worte: «Sorget für meine Frau und meine Kinder.» Alle für einen.

Roger Farinelli nennt das Bundeshaus ein Museum. Jeden Tag finden Führungen statt. Auch während der Session sind im ganzen Gebäude

Gruppen unterwegs und schauen auf der Tribüne dem Treiben im Ratssaal zu. Rund 140 000 Besucher im Jahr. Die Leute würden protestieren, wäre das Haus geschlossen, glaubt Farinelli. Zu Recht, findet er. «Das Haus gehört immer noch dem Volk. Wir zahlen Steuern und dementsprechend zahlen wir auch keinen Eintritt.»

Was hat sich in diesen fast vierzig Jahren, die er im Bundeshaus tätig war, am meisten geändert? Mit Ausnahme der Aussenfassade, die noch immer gleich sei, fast alles, sagt Roger Farinelli. Der Papierkrieg sei anfänglich viel grösser gewesen. Jedem Ratsmitglied wurden die Zeitungen und die adressierte Post aufs Pult gelegt. «Dazu kamen die ganzen Botschaften, Kommissionsberichte und die Fahnen mit allen Anträgen und Gesetzesartikeln, die so gross waren, dass wir sie Leintücher nannten.» Pro Session seien so fünf Tonnen Papier zusammengekommen.

Wie bis vor kurzem im Ständerat wurde auch in der grossen Kammer per Hand gezählt. Für den damals jungen Weibel im Nationalrat ein durchaus amüsantes Schauspiel. Das seien regelrechte Freiübungen gewesen: aufstehen, abhocken, aufstehen, abhocken. «Am meisten Freude», schmunzelt Farinelli, «hatten wir am letzten Freitag bei den Schlussabstimmungen.» Am Abend zuvor waren die bekannten Fraktionsanlässe, die auch mal etwas länger dauern konnten. «Manche Nationalräte hatten entsprechend mehr Sitzleder am nächsten Morgen.»

Heute drücken die Parlamentarier auf die Abstimmungsanlage, die sich in einer kleinen Öffnung auf jedem der Pulte befindet. Der kleine Schacht erzählt beispielhaft, wie sich das

Haus und seine Gepflogenheiten geändert haben. Bevor die Abstimmungselektronik installiert wurde, befanden sich dort die Tintenfässchen der Ratsherren, dann hat man diese durch Aschenbecher ersetzt. Farinelli erinnert sich: «Auch im Saal wurde geraucht. Sobald der Nationalratspräsident die Sitzung beendet hatte, wurden die Zigaretten gezückt. Auch die Weibel pafften anstandslos mit.» Heute müssen sich die Raucher in ein verstecktes Zimmer im unteren Stock verdrücken. Oder nach draussen gehen auf den schmalen Balkon, der die Südfassade auf der Höhe der Wandelhalle säumt.

«Früher waren sie standesbewusster»

«Und wie ist es mit den Parlamentariern, Herr Farinelli, haben sich diese auch so verändert?» Sie seien menschlicher, offener geworden. «Früher waren sie standesbewusster.» Das Gespräch findet in der «Galérie des Alpes» statt, im hauseigenen Restaurant. Als er hier angefangen habe zu arbeiten, sei es undenkbar gewesen, dass die Mitarbeiter am gleichen Ort ihren Kaffee getrunken hätten wie die Volksvertreter. «Die Parlamentarier hörten es gerne, wenn man sie mit <Grüessech, Herr Nationalrat> oder <Grüessech, Herr Ständerat> angesprochen hat. Auch ausserhalb des Hauses.»

Aber Farinelli kannte viele Parlamentarier auch so schon aus einer anderen Perspektive. Gewissermassen in kurzen Hosen. Bis zu seiner Pensionierung gehörte er dem FC Nationalrat an, als Spieler, Coach und Masseur. Eine gute Erfahrung. «Auf dem Fussballplatz sind alle gleich.» Wenn sich einer daneben auführt, wird er schon mal mit «Tubel!» angebellt. Auch der Herr Nationalrat. ○

Lob der Nische

Schweizer trinken die Weine aus ihren vielfältigen Rebbergen fast ausnahmslos selbst.

Manchmal ohne zu merken, wie gut die geworden sind.

Die Handicaps des Schweizer Weinbaus sind seine Chance.

Von Peter Rüedi

Gibt es so etwas wie «Schweizer Wein»? Die Frage versuchte am vergangenen 20. Mai die Organisation zu klären, deren Raison d'être von ihrer positiven Beantwortung abhängt. Die Swiss Wine Promotion mit ihrem Präsidenten, dem Önologen Gilles Besse, präsentierte die neue visuelle Identität für die Schweizer Weinbranche, die sie bei der Agentur Winkreative von Tyler Brûlé in Auftrag gegeben hatte. Die operierte, anders als seinerzeit im Fall der Swiss, nicht mit dem hingeklotzten Schweizerkreuz, sondern entwickelte ein schönes Logo aus sechs gegeneinandergesetzten Schraffuren, die für die sechs Weinbauregionen des Landes stehen. Was schon das Eingeständnis einer Paradoxie war. «Schweizer Wein» gibt es so wenig wie «Schweizer Literatur». Es gibt nur Weine aus der Schweiz. *Le vin suisse n'existe pas*. Nicht im Singular.

Mutter Erde und das Terroir

Noch innerhalb der sechs Weinbauregionen (dem Wallis, der Waadt, Genf, der Drei-Seen-Region Biel–Neuenburg–Murten, der Deutschschweiz und dem Tessin) überwiegen die Differenzen den gemeinsamen Nenner. Kommt dazu, dass eine Promotion von Schweizer Wein auch ökonomisch paradox ist. Grob gesagt, trinken die Schweizer mit durchschnittlich 128 Gläsern 95 Prozent des in ihrem Land produzierten Weins selbst. Dass Weine aus der Schweiz im Ausland nach wie vor kaum wahrgenommen werden, hängt schlicht mit dem Umstand zusammen, dass für den Export kaum welche zur Verfügung stehen. «Wir produzieren nur rund 40 Prozent des in der Schweiz pro Jahr getrunkenen Weins», sagt Gilles Besse selbst, der als Partner von Jean-René Germanier in Vétroz weiss, wovon er spricht. «Die übrigen 60 Prozent werden aus unterschiedlichen Ländern importiert.» Will sagen: Schweizer trinken Weine aus der Schweiz ohnehin, wenn auch zuweilen unter deren (und ihrem eigenen) Niveau. Womit wir endlich von der Ökonomie zur Önologie kämen.

Der Schweizer Weinbau hatte, anders als derjenige Österreichs, nicht das Glück, durch



Magie des Genius Loci: Lavaux-Weinbauregion am Genfersee.

einen Skandal zu radikalem Neubeginn gezwungen zu werden (durch den sogenannten Glykol-Skandal von 1985, einen eigentlichen Image-GAU). Allein: Im Vergleich zu der durch Importhindernisse geschützten Mengenproduktion der achtziger Jahre (deren Nachhall namentlich in Deutschschweizer Köpfen noch immer die Marken Chasselas resp. Fendant kompromittiert) sind die qualitativen Fortschritte gewaltig. Bei allen individuellen lokalen, regionalen Unterschieden haben Weine aus der Schweiz insgesamt eine erstaunliche sanfte Revolution hinter sich, eine Wende von der Quantität hin zur Qualität. Noch wird sie nicht von jedem bemerkt, der diese Weine trinkt. So gesehen, geht der Swiss Wine Promotion die Arbeit nicht aus. Sie muss nicht die Hunde zum Jagen tragen, wohl aber ihnen die Beute schmackhaft reden.

Wein ist ein ganz besonderer Stoff. Materiell nichts anderes als vergorener Traubensaft, ist

sein symbolischer Hallraum mächtig. Er ist nicht nur, er bedeutet: vom liturgischen Zusammenhang in der Eucharistie (dem verdanken wir, dass im Mittelalter Mönche die Kontinuität gewahrt und das antike Erbe des Weinbaus fortgesetzt haben) bis zu spirituellen Assoziationen von naturnaher Produktion

Bei allen regionalen Unterschieden haben die Schweizer Weine eine sanfte Revolution hinter sich.

und Lebensgewohnheiten; oder, ganz banal, der Funktion von Wein als Statussymbol. Auch ohne direkten Bezug zu esoterischer Geomantie, zur Vorstellung von Kraftorten im engeren Sinn, steht Wein für die Nähe zur Erde, aus der er wächst, zu Ursprünglichkeit, Echtheit, Natürlichkeit – ein Überbau, hinter dem un schwer das Bedauern über die gekappte Nabel-



schnur zur Mutter Erde, über unsere Vertreibung aus dem Paradies auszumachen ist.

Und zwar keineswegs nur für Sandalenträger im härenen Wams und sektiererische grüne Fundis. Der zentrale Begriff (besser: Inbegriff) für Weinliebhaber säkularerer Ausrichtung ist der des Terroirs. Nicht von ungefähr avancierte er in jüngerer Zeit zum eigentlichen Modewort. Es meint durchaus nicht nur die naturwissenschaftlichen Voraussetzungen des Weinbaus wie Geologie, Bodenkunde, Bodenrelief (Topografie, Geomorphologie, Hangneigung und Hangrichtung), Klima und Mikroklima, Hydrologie oder, schon schwieriger, den Nachweis von mineralischen Spurenelementen im Wein, sondern durchaus auch schwerer Quantifizierbares: agrikulturelle Überlieferungen, Traditionen, die gesammelten Erfahrungen von Winzergenerationen, kurz: das Handwerk des Weinbauern in Geschichte und Gegenwart. Terroir

ist also nicht nur der «lokale Fingerabdruck» in einem Wein, sondern auch der dessen, der ihn zum Ausdruck bringt. Damit ist freilich nicht etwa Kellertechnik gemeint. Zur Weltanschauung der Terroiristen gehört, dass ein Wein im Rebberg entsteht, dass alle Kellertechnik nur helfende Funktion hat und allenfalls interpretierend Akzente setzen darf.

Naheliegend, dass die «Ideologie des Terroirs» eine Erfindung namentlich französischer Wein-Interpreten ist, während man sich in der Neuen Welt mehr auf die frucht- respektive sortenspezifischen Kriterien konzentriert. Umso erstaunlicher, dass eines der gründlichsten Bücher zum Thema von einem Texaner stammt, von James E. Wilson, «diesem Geologen mit dem Glas in der Hand» (Weinpapst Hugh Johnson). In «Terroir – Ein Schlüssel zum Wein. Boden, Klima und Kultur im französischen Weinbau» (deutsch bei Hallwag, 1999) geht Wilson von der Frage aus, was denn den Unterschied bei

Genuss

Kraftorte des Schweizer Weins

— Die Reben-Arena von **Urs Pircher** im Rheinbogen von Eglisau, wo unter anderem einer der schönsten (und preisgünstigsten) Blauburgunder der Ostschweiz wächst (www.weingut-pircher.ch).

— Der Rebberg von **Martha und Daniel Gantenbein** in Fläsch. In der föhnverwöhnten Bündner Herrschaft entsteht der nobelste, der «burgundischste» Pinot noir der Schweiz (www.gantenbeinwein.com).

— Das Weingut Reblaub von **Hermann «Stikel» Schwarzenbach** in Meilen am Zürichsee, dem wir unter anderem die Renaissance der alten Sorte Räuschling verdanken (www.reblaub.ch).

— Die kiesigen Kalkböden im heissen Kessel von Chamoson, in welchem **Axel und Jean-François Maye** einen der grössten Syrahs des Wallis anbauen: auf Augenhöhe mit den Spitzen von der nördlichen Rhone (www.simonmaye.ch).

— Die steilen Rebzeilen von **Marie-Thérèse Chappaz** in Fully. Die First Lady des Schweizer Weinbaus macht nicht nur überwältigende Süssweine, sondern auch einen superben Petite Arvine «Grain Noble» und einen der mineralischsten Fendants («Président Troillet») (www.chappaz.ch).

— Der Keller von **Denis Mercier** oberhalb von Siders, wo der für mich beste Cornalin der Schweiz (und damit der Welt) reift (denis.mercier@netplus.ch).

— Die Terrassen von **Pierre-Luc Leyvraz** in St-Saphorin, dessen präzise Chasselas sogar bei Parkers ehemaligem Wine-Scout David Schildknecht Begeisterung ausgelöst haben (www.leyvraz-vins.ch).

— Die Domaine La Colombe von **Raymond Paccot** an den sanften Gestaden von Féchy. Sein «Le Brez» widerlegt eindrücklich das Vorurteil, aus der Appellation La Côte käme nur harmlos dünner Chasselas (www.lacolombe.ch).

— Der Tisch in der Gartenlaube von **Christian Zündel** in Beride, an welchem sich auch über anderes reden lässt als über dessen fabelhafte Merlot-Cabernet-Cuvée «Orizzonte», ein Bordeaux-inspiriertes Monument des neuen Tessiner Weinbaus (www.zuendel.ch).

— Die Rebberge von **Mauro Ortelli** in Corteglia bei Mendrisio, von denen der süffigste, fadengrad-würzigste No-Barrique-Merlot des Sottoceneri stammt, der «Trii Pin» (ortelli.mauro@bluewin.ch).

Peter Rüedi



*Bitte spenden
Sie Ihren Schnauz,
Hans Fehr.*

So können 800 000
Menschen mit Hörproblemen
in der Schweiz besser
von Ihren Lippen ablesen.
Mehr auf pro-audito.ch.



pro audito bern
100 Jahre im Dienste hörbehinderter Menschen



Parkers Wine-Scout war begeistert: Leyvraz.



Föhnverwöhnt: Winzerpaar Gantenbein.



Blauburgunder aus dem Rheinbogen: Pircher.

benachbarten Reblagen ausmache; weshalb die eine Spitzenweine, die nur ein paar Meter entfernte andere bestenfalls Mittelmass hervorbringe. Nur um nach über dreihundert Seiten vorwiegend geologischer Exkurse vor dem Mysterium Terroir mit dem Satz zu kapitulieren: «Die Antwort liegt nicht in diesem oder jenem Element, sondern vielmehr in der Gesamtheit der Elemente des Weinberghabitats.»

Nicht anders als der esoterische Kraftort setzt die Wahrnehmung von «Terroir» ein besonderes Sensorium für die Magie des Genius Loci voraus. Die Schweizer Weinlandschaft ist insgesamt eine Summe von Nischen. Das gilt für die Terroirs wie für die auf diesen gezogenen Sorten. Zwar gibt es innerhalb der relativ beschränkten Produktion (die gesamtschweizerische Rebfläche von rund 15 000 Hektaren entspricht etwa der Hälfte von derjenigen der Champagne) dominanteren Sorten: Chasselas, Pinot und Gamay im Wallis, Pinot noir und Müller-Thurgau in der Ostschweiz, Merlot im Tessin. Aber mehr und mehr verlagert sich das Gewicht auf alte, sogenannte autochthone Sorten, namentlich im Wallis mit fabelhaftem Cornalin, Petite Arvine oder roten oder weissen Humagnes. Aber auch bei den breit vertretenen Sorten wird das möglichst scharfe Profil des lokalen Ausdrucks gesucht. Die idealtypische Traube in dieser Hinsicht ist die

Chasselas. Wandlungsfähig bis zur Charakterlosigkeit, brachte sie sich in den Jahren der Überproduktion um ihren Ruf. Mit Umsicht, das heisst mit Mengenbeschränkung und genauer Beobachtung des Reifegrades zum Lesetermin, aber drückt diese «Nutte unter den Reben» präzise wie keine ihr Terroir aus. Zwischen einem St-Saphorin oder einem Dézaley aus dem Lavaux und einem Fendant von den Walliser Rebhängen, beide auf ihre Weise grossartig, können Welten liegen.

Eine andere Art Genuss

Das erschwert die Übersicht, macht aber den grossen Reiz aus, zumindest für die Gattung des «aufgeklärten Weintrinkers». Die ist im Zug allgemein sich verändernder Konsumgewohnheiten rasant am Wachsen. Wer beim Fleisch und beim Käse auf der Verfolgbarkeit, der Herkunft des Produkts besteht, wird es als Privileg und nicht als Hindernis betrachten, wenn er sich um eine persönliche Beziehung zu seinem Weinbauern bemühen muss. Die Nische als Gegenkonzept zur Globalisierung meint ja nicht, dass ich einen grossen Malbec aus Argentinien verachten muss (tatsächlich bietet der Schweizer Weinhandel ungefähr alles an, was zu trinken sich lohnt, in allen Preissegmenten und aus allen Provenienzen). Aber es verhilft dem Wein zu einer Identität

und dem, der ihn sich beschafft, zu einer anderen Art Genuss. Aus der Vertrautheit mit seinem Winzer gewinnt er ein Gefühl für Kontinuität, für die Differenz zwischen den einzelnen Jahrgängen und eine Sensibilität für die Besonderheit einzelner Lagen, Produktionsweisen. Terroirs eben.

All das wendet vermeintliche Handicaps der Schweizer Weinlandschaft ins Gegenteil. Die Kleinteiligkeit hat ihren Preis, aber den nimmt der Kunde mit der Gleichmut in Kauf, mit der er für ein Kalbssteak aus biologischer Produktion mehr hinblättert als für eines aus dem anonymen Schlachthof. Die grösste Chance für den Schweizer Weinbau liegt im Mentalitätswandel seiner Kundschaft. Die betrachtet im Übrigen den Gegensatz lokal/global keineswegs als ultimative Glaubensfrage, sondern vielmehr im Sinn sich ergänzender Alternativen. Sie misst, zu beider Vorteil, einheimische Weine an dem, was ihr der Weinhandel aus aller Welt offeriert, und umgekehrt. Das Lob der Nische, der Wunsch, ein Produkt zum Produzenten zurückverfolgen zu können, ist also nicht mit Provinzialismus zu verwechseln.

Nur vom «Ort hinter dem Mond» aus, sagte schon Dürrenmatt, lasse sich die Welt ins Auge fassen. Freilich ohne dass der konsequente Bordeaux-Trinker für sich daraus die önologischen Konsequenzen gezogen hätte. ○



Bordeaux-inspiriertes Monument: Zündel.



First Lady des Schweizer Weinbaus: Chappaz.



Auf Augenhöhe: Axel und Jean-François Maye.

Trauriger Löwe

Das Löwendenkmal von Luzern erinnert an eine glorreich schimmernde Vergangenheit. Steht es heute für eine verzagte und zweifelnde Schweiz? Das fragt sich der Historiker Urs Altermatt.

Von Wolfgang Koydl und Jorma Müller (Bild)

Larissa weiss Bescheid. Schon vor der Abreise hat sich die Hausfrau aus Smolensk eingelesen, und deshalb kann sie ihren Töchtern nun erklären, was es mit diesem Löwen auf sich hat, der aus einer senkrecht aufragenden Sandsteinmauer herausgemeisselt wurde. Er erinnere an jene gefallenen Truppen, erzählt Larissa, die ihr Leben gaben, um die französische Krone vor einem republikanischen Mob zu schützen. Und weil russische Seelen das Melancholische lieben, fügt sie noch ein Detail hinzu: Der Teich vor dem Denkmal symbolisiere die Tränen, die für jene Männer vergossen wurden.

Heute weint auch der Himmel über Luzern dicke Tränen, und das passt zu der Stimmung vor dem Löwendenkmal. Mark Twain hat es einmal das «traurigste und bewegendste Stück Stein der Welt» genannt, und dass er es nicht spöttisch meinte, merkt man spätestens, wenn man selbst davor steht.

«Napoleon?»

Pogibschije, die Gefallenen, sagt Larissa, und aus russischem Mund erweckt das Wort zwangsläufig Assoziationen an den zweiten Weltkrieg mit seinen zahllosen Opfern. Im Tod sind alle Soldaten Opfer, er erteilt ihnen gleichsam die Absolution, egal was sie vorher getan haben. Und wenn ein Soldat gefallen ist, verstummen oft ebenfalls die Fragen, warum, wofür, wozu er krepierete.

Bei den 760 Offizieren und Soldaten, an deren Tod der sterbende Löwe von Luzern erinnert, sollte man diese Fragen freilich sehr wohl stellen. Schliesslich starben sie nicht für eidgenössische republikanische, freiheitliche Werte, sondern für einen absolutistischen Monarchen. Seine freien Schweizer waren es, die bis zuletzt «Vive le roi!» riefen, derweil die französischen Regimenter Ludwigs XVI. längst die Revolution hochleben liessen.

Vielleicht ist dieser Widerspruch der Grund, weshalb viele Schweizer die Geschichte hinter dem Mahnmahl verdrängen oder schlicht nicht kennen. «Das ist für irgendwelche Soldaten in einem Krieg, ist schon sehr lange her», erzählt eine junge Frau ihrer chinesischen Begleiterin unwirsch. Und ein junger Mann überlegt lange, bevor er mit verlegenem Lächeln endlich einen Tipp wagt: «Napoleon?»

Urs Altermatt zeigt Nachsicht, wenn er solche Bemerkungen hört. Der Luzerner Löwe stand noch nie im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Auch der emeritierte Freiburger Ge-

schichtspräsident war wie die meisten seiner Landsleute als Kind hier, mit den Eltern oder mit der Schulklasse, und später vielleicht noch ein paarmal mit auswärtigen Besuchern. Sehr beeindruckt habe ihn das damals nicht, der Löwe sei halt ein Löwe, ein Sinnbild für die Heldentaten der alten Eidgenossenschaft. Ein Gefühl der Erhabenheit habe sich jedenfalls nicht eingestellt. Allerdings staunt er nun nicht schlecht, wie viele Menschen an einem verregneten Werktag zu dem steinernen Löwen pilgern – Chinesen, Amerikaner, Russen, Inder, nur praktisch keine Schweizer.

«Es ist schon komisch, wie wenig die Söldnertradition Teil unserer heutigen Geschichtserinnerung ist», findet Altermatt. Dabei sprä-

Wofür würden die Schweizer heute tapfer und treu kämpfen? Für ein längeres Wochenende?

chen allein die nackten Zahlen dafür, dass die Massenmigration junger Schweizer in fremde Dienste die Gesellschaft nachhaltig geprägt haben muss. Rund ein Viertel der jugendlichen männlichen Bevölkerung stand – Generation für Generation – zeitweise in fremden Kriegsdiensten. Ein halbes Jahrtausend lang galten die Schweizer als die kriegstüchtigste und kriegssüchtigste Nation Europas – lange bevor sich Friedrichs Preussen diesen zweifelhaften Ruf erwarben. Sie gaben sich Kriegsnamen wie «Kopfentzwei» und «Böshans», und Erzählungen von ihrer Grausamkeit flosseten Gegnern Angst und Schrecken ein.

Umso erstaunlicher ist es, wie sehr sich dieses Bild ins Gegenteil gewandt hat: Aus einer Nation kampflustiger Krieger wurde eine Gesellschaft friedfertiger Finkenträger, die sich

neutral hinter ihren Bergen verstecken, mit neuen Kampfflugzeugen knausern und auch schon mal die Berechtigung der ganzen Armee in Frage stellen. «*Helvetiorum fidei ac virtuti*» steht über dem Löwen in den Fels gemeisselt – der Treue und Tapferkeit der Helvetier. Passt diese Losung überhaupt noch zur modernen Schweiz? Wofür würden Schweizer heute tapfer und treu kämpfen? Für den Freihandel mit China? Für ein längeres Wochenende?

«Mystifiziertes Wesensmerkmal»

Freiheit, Wohlstand, Gerechtigkeit – diese Prinzipien sind zu Selbstverständlichkeiten geworden. Darüber denkt man noch nicht einmal nach. Und wo früher Prinzipientreue herrschte, wird heute mitunter kleinkarierte Prinzipienreiterei daraus. Das Bankgeheimnis etwa, meint Altermatt mit süffisantem Lächeln, sei so ein Beispiel, an das ihn der Löwe erinnere. Man habe es «tapfer und treu» bis aufs Messer verteidigt, nachdem es schon lange obsolet gewesen sei. So wie die treuen Schweizer tapfer einen fremden König verteidigten, dessen Herrschaft sich überlebt hatte.

Das Löwendenkmal ist kein schlechter Ort, um sich über die Wehrhaftigkeit der Schweizer Gedanken zu machen, samt Gripen-Entscheid und Armee reform, und letzten Endes über die Frage, was für eine Armee die Schweiz überhaupt noch braucht. Ist sie nicht eingeehgt von lauter schrecklich guten Freunden? Andererseits: Kann man ihnen trauen? Heute Partner, morgen mordlustiges Gesindel – alles schon dagewesen. Und im Angesicht des Löwen stellt sich auch die Frage, ob eine hedonistische Wohlstandsgesellschaft noch denselben Mumm aufbrächte, ihre Freiheit und Unabhängigkeit mit dem eigenen Leben zu verteidigen, der ihre Vorfahren beseelte. Würden die Latte macchiato trinkenden Anzugträger den iPhone-Stöpsel aus dem Ohr ziehen und selbst die Knochen halten? Oder würden sie den Krieg lieber outsourcen wie Kinderbetreuung und Catering? Damit freilich würde sich auf gespenstische Weise der Kreis schliessen: Ein Land, das einst Fremde mit den eigenen Söhnen schützte, würde Fremde zum eigenen Schutz verpflichten.

Doch so weit ist es natürlich noch nicht. Altermatt ist überzeugt, dass die Armee grundsätzlich nicht angezweifelt wird. «Jeder weiss: Ein souveräner Staat wie die Schweiz braucht eine Armee, so wie er eine Polizei braucht und eine Regierung. Darin ist sich die überwiegende





«Ganz nützlich»: emeritierter Geschichtsprofessor Altermatt vor dem Löwendenkmal in Luzern.

de Zahl der Schweizer einig.» Dasselbe gelte auch für die Neutralität: «Sie ist zu einem mystifizierten Wesensmerkmal unserer Identität geworden. Obendrein kann sie manchmal ganz nützlich sein.»

Geändert hat sich aber der Blick auf die Armee. Sie genießt nicht mehr automatisch Respekt in der Gesellschaft wie noch vor wenigen Jahrzehnten, ihre Glaubwürdigkeit ist angeschlagen, ihr Prestige verflogen. Dass es sogar eine Initiative zu ihrer Abschaffung gab, war jedoch, so Altermatt, «nur insofern typisch schweizerisch, als es hier das Instrument der direkten Demokratie gibt». Das antimilitärische Sentiment habe es auch anderswo, vor allem in Deutschland, gegeben. Dort würde eine solche Initiative womöglich angenommen.

Die dramatischste Veränderung aber sieht Altermatt anderswo. Er meint, dass die Armee in der Schweiz zunehmend nicht mehr als

Bürgerarmee, sondern als Wirtschaftsunternehmen, als Staatskonzern eingeschätzt wird: Was kostet sie? Welche Investitionen lohnen? Sind die Personalkosten zu hoch? Was bekomme ich für mein Geld? Und schliesslich: Welche Rendite wirft sie ab?

Dieser neue Blick zeigte sich deutlich bei der Gripen-Abstimmung. Es ging nicht um Landesverteidigung, sondern um die Kal-

Die Schweizer Söldner gaben sich Kriegsnamen wie «Kopfentzwei» und «Böshans».

kulation. «Selbst viele meiner gutbürgerlichen Freunde haben dagegen gestimmt», erinnert sich Altermatt. «Nicht weil sie gegen eine starke Luftwaffe waren, sondern weil sich die Anschaffung nicht rechnen würde. Die

Kosten-Nutzen-Rechnung hat nicht gestimmt.»

Sicher, Neuanschaffungen für das Militär sind schon immer teuer gewesen. Aber letzten Endes gaben dann doch stets grundsätzlichere Überlegungen den Ausschlag – die Wehrbereitschaft und die Verteidigung des Landes. Heute aber verfangen Appelle an den Patriotismus offenkundig nicht mehr. Wenn sie zwischen Geld und Heimatliebe entscheiden sollen, gibt bei immer mehr Bürgern das Portemonnaie den Ausschlag. An die Stelle pflichtbewusster Bürger in Uniform sind rappenspaltende Aktionäre getreten, die auf die Dividende schauen.

So gesehen wäre der Löwe von Luzern ein bestürzend aktuelles Symbol. Dann stünde er für ein Bild und ein Selbstverständnis der Schweiz, das vom Untergang bedroht ist. In diesem Fall wäre er wirklich das traurigste Stück Stein der Welt. ○

Schönheit, die von innen kommt

Beatrice Egli ist eine der erfolgreichsten Schweizerinnen im internationalen Showgeschäft. Und eine der nettesten. Der Versuch, sie zu entschlüsseln, endet beim Befund: Die Frau ist echt. Und echt gut.

Von Yvonne Eisenring und Anatol (Illustration)

Am liebsten hat sie 16 Zentimeter. Mehr wär zu viel. Auch das war schon hartes Training. Beatrice Egli erzählt von ihrer Sucht, von Absätzen, High Heels. «Ich habe über 200 zu Hause.» Auf ein schlüpfriges Geheimnis, ein pikantes Detail, einen Mini-Skandal hofft man bei ihr vergebens. Beatrice Egli weiss, was an die Öffentlichkeit soll und was nicht. Ihr Schein ist ihr Sein. Der Schlüssel zum Erfolg.

Dies schlechtzureden, wäre die bekannte Masche. Und würde ihr nicht gerecht. Beatrice Egli ist eine der nettesten Personen, die das Showgeschäft zu bieten hat. Man will ihr zwar schon Starallüren zusprechen, weil sie eine Stunde zu spät zum vereinbarten Termin erscheint, aber wenn sie den Raum betritt und strahlend drei Küsschen verteilt – «Yvonne! Schön, dich zu sehen!» –, ist alles vergessen. Natürlich fragte sie vorher ihren Tourmanager, wie ich heisse, und natürlich freut sie sich bei jeder Journalistin. Aber Höflichkeit ist in diesem Business nicht selbstverständlich.

Mit jedem Tag erfolgreicher

Beatrice Egli kann nichts dafür. Im ganzen Zirkus spielt sie nur eine Nummer, das Programm machen andere. Aber ihre Nummer spielt sie perfekt. Oder ist es keine Nummer? Ist sie so, wie sie sich gibt? Sie zu mögen, fällt jedenfalls leicht. Sie plaudert, als wäre man seit Urzeiten befreundet, lacht über die Witze, hört aufmerksam zu und bleibt auch noch sitzen, wenn der Manager sie zum Gehen auffordert. Der Interviews überdrüssig ist sie nicht, obwohl sie seit ihrem Sieg bei der RTL-Show «Deutschland sucht den Superstar» («DSDS») vor einem Jahr fast täglich welche gibt.

Statt in der Versenkung zu verschwinden, wie man das von Casting-Siegern gewohnt ist, wurde sie mit jedem Tag erfolgreicher. Sie gewann den wichtigsten deutschen Musikpreis, den Echo, in der Kategorie «Newcomer International». Sie holte für ihr zweites Album «Pure Lebensfreude» einmal Platin und dreimal Gold. Sie ist die meistgegoogelte Schweizer Künstlerin, und weil ihr Terminkalender für das Jahr 2015 schon voll ist, muss ihr Management Buchungen für 2016 entgegennehmen. Sie ist ein Workaholic, Vierzehn-Stunden-Tage sind keine Seltenheit, «ein Glück, dass ich einen guten Schlaf habe». Pro Nacht schafft sie zwar oft nur fünf Stunden. Aber sie sei eine dieser Personen, die überall schlafen können. Als sie noch mit dem Zug zur Arbeit fuhr – sie ist gelernte Coiffeuse –, musste sie den Wecker stellen, damit sie

bei ihrer Haltestelle wieder aufwachte. Vor dem Einschlafen liest sie Liebesromane oder schaut fern, am liebsten «Grey's Anatomy» und «Shopping Queen». «Selber auf Shoppingtour zu gehen, wäre toll.» Derzeit liegt das nicht drin. Bei ihrem Bekanntheitsgrad würde sie nie bei der Kasse ankommen. Nervt es, immer angesprochen zu werden? Beatrice Egli schüttelt den Kopf. «Das gehört dazu, das habe ich mir erarbeitet!» Sie weiss, dass sie ohne Fans nichts wert ist.

Kein schlechtes Wort über Bohlen

Beatrice Egli kann man nicht auf dem falschen Fuss erwischen. Egal, wie viele Haken man schlägt. Sie bleibt souverän, überlegt sich ihre Antworten gut. Vielleicht liegt es an ihrem Tourmanager, der während des ganzen Gesprächs im Raum sitzen bleibt. Dabei müsste er nichts befürchten. Die 26-Jährige ist ein Profi. Sie sagt kein schlechtes Wort über Dieter Bohlen, der die Zusammenarbeit mit ihr im Frühling abrupt beendet hat, weil «die Chemie nicht mehr stimmte». Sie jammert auch

Sie ist ein Workaholic, Vierzehn-Stunden-Tage sind keine Seltenheit.

nicht, dass sie seit ihrem «DSDS»-Sieg nie eine Auszeit hatte. In den zwei Wochen Ferien, die sie bekam, war sie im Studio. Im Herbst kommt ihr drittes Album heraus. Im November geht sie auf Tournee. Und die werde noch grösser als die letzte.

Beatrice Egli strahlt, wenn sie über ihre Pläne spricht, und spielt aufgeregt mit ihrem Lip-

gloss, der vor ihr auf dem Tisch liegt. «Ich bin unglaublich glücklich», sagt sie immer wieder. Es nerve, dass ihr das manchmal vorgeworfen werde. Sie könne ja nichts dafür. Sie sei schon immer ein Sonnenschein gewesen.

«Manchmal rollen die Tränen»

Viele würden denken, dass sie nie traurig sein könne. Das stimmt nicht. «Auch bei mir rollen manchmal die Tränen.» Nach einem Konzert, wenn sie von der Bühne geht und sie gerührt ist und die Batterien leer sind. Oder wegen eines Films, «wenn jemand darin stirbt». Und «natürlich laufe ich nach drei Stunden Schlaf nicht wie ein Marienkäfer durch die Gegend, aber unglücklich bin ich dann noch lange nicht». Sie ist es gewohnt, hart zu arbeiten.

Ihre Eltern haben in Pfäffikon eine Metzgerei und einen Cateringservice. Dass Beatrice Egli vor ihrem Erfolg dort anpacken musste, stand in jeder Zeitung. Ihre Bodenhaftung zelebriert sie. Immer wieder betont sie, wie dankbar sie für alles ist, vor allem für ihre Familie, für den Zusammenhalt, für ihre unbeschwerte Kindheit. «Ich war ein sehr einfaches, braves Kind. Meine Mutter sagt, ich hätte stundenlang neben der Kasse gesessen und die Leute angelächelt.» Haben ihre drei Brüder gestritten, hat sie geweint, biss sie aufhörten. Sie hat Hemden gebügelt, wenn sie darum gebeten wurde, und die Wäsche gewaschen, wenn der Rest der Familie keine Zeit dazu hatte.

Heute ist Beatrice Egli nur noch selten zu Hause. Sie lebt aus dem Koffer, freut sich, wenn sie zwei Nächte hintereinander im gleichen Hotel ist. Das Hotelleben ist anstrengend. «Wer wie ich immer in Hotels ist, weiss guten Service zu schätzen.» Das Schlimmste seien schlechte Kissen: «Die sind so dünn, da merkst du gar nicht, ob du auf einem liegst oder nicht.» Auf die Vorzüge der Hotel-Spas verzichtet sie. Einmal ging sie in die Sauna. «Kaum habe ich mich gesetzt, wurde ich gefragt, ob ich nicht die Frau Egli sei.» Das will sie kein zweites Mal erleben. Sie geht lieber joggen. Oder biken.

Sich die Blondine auf einem Mountainbike vorzustellen, fällt schwer. So perfekt frisiert und geschminkt, wie sie vor mir sitzt, kann sie kaum auf Dreck und Abenteuer stehen. Oder doch? «Früher in der Primarschule benahm ich mich wie ein Junge. Ich ging Fussball und Hockey spielen, trug Bubenkleider. Ich musste halt die Sachen von meinen Brüdern nachtragen.» Heute ist das Wilde verschwunden. Die Spiele wurden ins Wohnzimmer verlegt. «Ich liebe Monopoly. Eile mit Weile. Und Ligretto!» Dieses



Selbstfindung.



«... dann bleibe ich einen Tag zu Hause»: Schlagerstar Egli.

nervöse Kartenspiel, bei dem alle durcheinander schreien? Genau. Beatrice Egli lacht. Sie lacht viel. Sie hat zwei Grübchen, wenn sie lacht.

So hellrosa, wie ihr Leben zu sein scheint, wirkt es fast grell. Unwirklich. Sie lebe ihren Traum, liest man immer wieder. Manchmal dünkt es einen, als wolle sie auch ihre Fans träumen lassen. Auf ihrem Facebook-Profil lässt sie die Masse an ihrer heilen Welt teilhaben. Postet Bilder von kleinen Tieren, Alltagsweisheiten und immer wieder auch Fotos von sich selbst, strahlend, zufrieden, sorglos. Gibt es nie einen schlechten Tag? Nie eine dunkle Stunde? «Doch, sicher. Dann bleibe ich einen Tag zu Hause,

**Wie sie redet, singt sie.
Immer in der richtigen Tonlage.
Euphorisch.**

schaue DVDs, bin im Schlabber-Look und esse Chips, Popcorn und Schoggi.» Schon oft betonte sie, dass sie nichts von Diäten halte. Und ehrlich, sie hat es auch nicht nötig. Beatrice Egli hat eine super Figur. Ihre Oberweite ist zum Neidischwerden. Sie selbst scheint es zu wissen. Auf der Bühne stellt sie ihre Reize ins Scheinwerferlicht. Ihre Ausschnitte sind tief, ihre Röcke kurz.

Privatsache

Dass sie Tausende Männer verzaubert, ist verständlich. Sie ist das süsse Mädchen mit blondem Haar und die Sexbombe in hautemem Dress in einem. An Angeboten mangelt es nicht. Ihr eine Liebesgeschichte zu entlocken, misslingt. Bemerkungen zum Thema Männer werden mit Allgemeinplätzen quittiert. Sie habe gerade gar keine Zeit für eine Beziehung. Es sei gut, wie's sei. Aber *momoll*, irgendwann mal wolle sie Kinder. Im Moment ist sie Single. Wäre sie vergeben, wüsste man das vermutlich auch nicht. «Liebe ist Privatsache», sagt sie.

Ihren Ex-Freund Reto Steiner, 37, hielt sie monatelang geheim. Die Presse schimpfte über ihn, weil er, wie man glaubte, seine Beatrice nie in Köln unterstützte. Wie sich herausstellte, reiste er aber für jede Live-Show an. Von allen gedeckt, perfekt getarnt. Seit ihrer Trennung vor einem halben Jahr hat ihr schon manche Boulevardschlagzeile einen neuen Freund beschert. «Alles falsch! Ich bin momentan single.» Aber eben: «Eine Beziehung geheim zu halten, ist einfach, wenn der Partner keine öffentliche Person ist», sagt sie und lässt vieles ungesagt. Viel zu erzählen und nichts preiszugeben, ist ihre Taktik. Ihre perfekte Fassade hat keine Risse.

Ihr Schein ist ihr Sein. Der Schlüssel zum Erfolg. Wie sie redet, singt sie. Immer in der richtigen Tonlage. Euphorisch. Sie weiss, was auf der Bühne funktioniert. Ihre Bewegungen sind nicht gewagt, aber passend. Im richtigen Moment steht sie am richtigen Ort. Sie ist im Takt, verliert nie das Gleichgewicht. Das verdient Respekt. Schliesslich steht sie auf 16 Zentimetern. ○

«Mein Kraftort ist die Nationalbank»

Die Nationalbank ist das zentrale Energiesystem, vielleicht das Herz der Schweizer Wirtschaft. Seit zwei Jahren ist Thomas Jordan Präsident: Ein Gespräch über die Weltlage, die Zukunft der Schweiz und die Stimmung vor den Sommerferien. *Von Roger Köppel, Christian Mundt und Joschi Herzog (Bild)*

Herr Jordan, komplexe Themen, kurze Fragen, kurze Antworten. Einverstanden?
Schiessen Sie los.

Sie kommen gerade aus Aserbaidschan und Turkmenistan zurück. Welche Eindrücke bringen Sie mit?

Ich war beeindruckt und überrascht von der raschen Entwicklung. Primär natürlich bei der Infrastruktur und den Immobilien. Es passiert sehr viel in diesen Ländern im Kaukasus und in Zentralasien.

Wirkt die saturierte Schweiz nicht undynamisch im Vergleich? Sind wir auf dem absteigenden Ast? Werden wir überholt?

Überhaupt nicht. Die Schweiz hat grosses Potenzial. Wichtig ist, dass wir wissen, dass die anderen nicht schlafen. Wir brauchen gute Rahmenbedingungen, um flexibel zu reagieren. Wir werden – relativ gesehen – zwar kleiner. Aber ich bin sicher, dass wir uns gut behaupten können.

Wie sehen Sie die wirtschaftliche Weltlage? Was sind die grossen Linien, was kommt auf uns zu?

Die Weltwirtschaft ist in einer Phase der Erholung nach der Finanzkrise und der grossen Rezession. Die Erholung ist zwar im historischen Vergleich schwach und holprig. Aber die Wirtschaft läuft wieder. Die Krise hat zudem viele Strukturprobleme an die Oberfläche gebracht – einige wurden angegangen, aber bei weitem noch nicht alle gelöst.

Welchen Einfluss haben die aktuellen Konflikte: Russland, Ukraine, Naher Osten?

Das sind die bekannten Unbekannten: Wenn es an einem der Brennpunkte zur Eskalation kommt, kann sich dies rasch negativ auswirken.

Verliert die Schweiz ihre gute Position? Können wir das Niveau des Wohlstands halten?

China war der grosse Motor auch unserer Wirtschaft. Geht es ungebremst weiter, oder müssen wir uns auf eine abflauende Dynamik einstellen?

China ist ein entscheidender Faktor für die Weltwirtschaft. Das Land befindet sich zurzeit in einem Reformprozess, der für die zukünftige Richtung wichtig ist. China ist zudem riesig. Selbst wenn die Wach-



«Bei uns wird kontrovers diskutiert»: Notenbank-Präsident Jordan vor dem grossen Tresor.

tumsraten zurückgehen: Entscheidend ist, ob die chinesische Wirtschaft stabil bleibt und nachhaltig wächst. Dass die Wachstumsraten kleiner werden, wenn die Wirtschaft grösser wird, gehört zur natürlichen Entwicklung. Ich sehe keinen Grund für übertriebene Beunruhigung.

Stellt China für unsere Exportwirtschaft kein Klumpenrisiko dar?

Vor zwei Jahren hiess es, Europa sei definitiv am Boden, die Schweizer Wirtschaft solle sich auf andere Märkte ausrichten. Jetzt wird offenbar Ähnliches über China erzählt. Ich halte diese «alles super oder alles katastrophal»-Ansichten für schlechte Ratgeber für die Schweiz und für ihre Unternehmen.

Seit Jahren fixieren Sie eine Untergrenze des Schweizer Frankens gegenüber dem Euro. Sie wollten ursprünglich ein Blutbad in der Schweizer Exportindustrie vermeiden. Nun melden Schweizer Exportfirmen regelmässig Rekordgewinne und Sensationsergebnisse. Wäre es nicht an der Zeit, den Franken wieder in die Freiheit zu entlassen?

Nein. Viele dieser Unternehmen wachsen gerade in Tochtergesellschaften ausserhalb der Schweiz. Wir orientieren uns zudem nicht an einzelnen Firmen. Für die Geldpolitik interessieren die aggregierten Grössen: Wie entwickelt sich unsere Wirtschaft insgesamt? Und vor allem: Was ist die Preisentwicklung in der Schweiz? Aus dieser Perspektive bleibt der Mindestkurs auf absehbare Zeit unser zentrales geldpolitische Instrument.

Wo also steht die Schweiz?

Die Schweiz ist im Vergleich mit anderen Ländern besser durch die Krise gekommen: Die Deflationsrisiken wurden abgewendet, die Finanzstabilität konnte gewahrt werden. Man darf die Situation aber nicht zu rosig sehen: Das Pro-Kopf-Wachstum ist geringer als das aggregierte BIP-Wachstum. Am stärksten wachsen die Binnensektoren.

Das sind vor allem die beiden staatsnahen Sektoren öffentliche Verwaltung und Gesundheit.

Genau. Das ist nicht ganz unproblematisch, aber zum Beispiel auch der Bau expandierte. Die Exporte hingegen wachsen seit drei Jahren wenig. Der Franken ist immer noch hoch bewertet.

Indem Sie die Franken-Grenze aufrechterhalten, nehmen Sie Reformdruck weg.

Überhaupt nicht. Unser Auftrag ist die Preisstabilität. Hinter uns liegen fast zwei Jahre negativer Preisentwicklung, die Inflationsaussichten sind nach wie vor sehr gering. Die Franken-Aufwertung über die letzten Jahre war dermassen stark, dass die meisten Firmen, die dem internationalen

Wettbewerb ausgesetzt sind, immer noch unter enormem Druck stehen.

Welche Probleme wurden seit der Finanz- und Wirtschaftskrise gelöst?

Weltweit hat man die Regulierung des Bankensystems an die Hand genommen und deutliche Fortschritte erzielt: «Basel III» wurde in vielen Staaten umgesetzt. In Europa gab es ferner Strukturreformen, die positiv zu werten sind. Das Wichtigste: Die Wirtschaftspolitik brachte es zustande, dass es keine Wiederholung der 1930er Jahre gab: Kollaps und Deflation wurden verhindert.

Wo sind die grössten ungelösten Probleme?

Die Strukturprobleme wurden längst nicht überall vollständig gelöst – nicht nur in Europa. Beispielsweise ist der Arbeitsmarkt vielerorts noch zu stark reguliert. Auch im Gütermarkt gibt es oft zu wenig Wettbewerb und

Tonnenweise hat die Notenbank ihr Gold verkauft. War das nicht ein kapitaler Fehler?

zu viele Monopole. Die Finanzen vieler Staaten sind noch nicht nachhaltig. Reformen wären aber entscheidend, um auf den Wachstumspfad zurückzukommen. In der Finanzmarktregulierung hat man zwar grosse Fortschritte gemacht, die Abwicklung von internationalen Grossbanken ist aus meiner Sicht aber noch nicht zufriedenstellend gelöst: Es braucht ein Konzept, damit im Krisenfall genügend Fremd- in Eigenkapital gewandelt werden kann und die Banken geordnet abgewickelt werden können.

Für die Finanzmärkte – schon seit je stark regulierte Märkte – fordern Sie mehr Regulierung, für andere Märkte wie den Arbeitsmarkt weniger. Ein Widerspruch?

Nein, da es zwei verschiedene Märkte sind. Die Erfahrung zeigt, dass flexible Arbeitsmärkte zu geringerer Arbeitslosigkeit führen. Bei Finanzmärkten dagegen gibt es Ansteckungsrisiken, die in anderen Märkten so nicht vorkommen. Deshalb braucht es eine andere Regulierung. Natürlich besteht das Risiko, dass zu viel reguliert wird. In der Schweiz haben wir uns aber immer dafür eingesetzt, dass wenig, aber am richtigen Ort reguliert wird: Banken brauchen vor allem genügend Kapital, um Verluste zu verkraften.

Sie sagen, die Schweiz will wenig, aber richtige Regulierung. Ist dieses Ziel weltweit erreicht?

Diese Frage kann ich nicht beantworten. Nur so viel: Unser *too big to fail*-Gesetz ist relativ schlank. In anderen Ländern gehen diese Gesetze deutlich mehr ins Detail. Aber als Teilnehmer an internationalen Finanzmärkten sind wir automatisch auch von Gesetzen anderer Länder betroffen – das gilt insbesondere für die Grossbanken.

Wie autonom ist dann die Schweiz überhaupt noch? Können wir noch eigene Lösungen durchsetzen?

Es gibt einen internationalen Rahmen, der in der Bank für Internationalen Zahlungsausgleich (BIZ) in Basel definiert wird. Diesen Mindeststandard müssen die Länder umsetzen. Darüber hinaus können Länder weitere Bestimmungen erlassen. Wenn Banken an verschiedenen Orten aktiv sind, können daher unterschiedliche Regelungen gelten, was das grenzüberschreitende Geschäft erschwert. Dessen müssen wir uns bewusst sein. Es ist leider auch so, dass bestimmte Regelungen protektionistischen Charakter haben.

In diesem Zusammenhang wurde bereits von Wirtschaftskrieg gegen die Schweiz gesprochen. Teilen Sie diese drastische Einschätzung?

Ich würde nicht von Wirtschaftskrieg sprechen. Aber für Banken, die international tätig sind, wird es zunehmend anspruchsvoller, alle verschiedenen Regelungen einzuhalten.

Ist die wirtschaftspolitische Unabhängigkeit der Schweiz gefährdet, wenn wir uns stärker in den europäischen Binnenmarkt integrieren?

Ich glaube nicht. Die Schweiz muss sich bewusst sein, worauf es ankommt. Kompromisse im Interesse des Landes sind in Ordnung. Beim internationalen Austausch von Gütern und Dienstleistungen braucht es gewisse Abmachungen, um den Handel überhaupt zu ermöglichen oder zu erleichtern.

Markt oder Binnenmarkt? – für viele ist es das Gleiche. Jetzt heisst die Devise Integration in einen Binnenmarkt. Ist eine Integration in einen Binnenmarkt für die Zukunft der Schweiz zwingend? Oder reicht Freihandel?

Wir sind nicht voll in den EU-Binnenmarkt integriert, sondern nehmen in gewissen Sektoren daran teil. Die Schweiz war und ist eine kleine, offene Volkswirtschaft. Unsere Stärke ist die Spezialisierung mit hoher Wertschöpfung. Dies sind zunehmend nicht nur Güter, sondern auch Dienstleistungen. Wenn man den Wohlstand – und auch die Unabhängigkeit – halten will, braucht es die Möglichkeit, diese Spezialisierung auch anzuwenden, sprich: exportieren zu können. Es gilt zu prüfen: Was ist nötig? Und was ist möglich? Das muss letztendlich die Politik entscheiden. Ich plädiere lediglich dafür, dass man aus solchen Fragen keine Religion macht.

Eine Erkenntnis aus der Finanzkrise war, dass das Geld zu billig war: Leute konnten sich Häuser kaufen, die sie sich nicht hätten leisten können. Jetzt ist das Geld nochmals billiger. Versucht man, den Drogensüchtigen mit noch mehr Drogen zu heilen? >>>

Ich teile diese Analyse nicht. Vor der Krise war das Geld – historisch betrachtet – nicht extrem billig. In den USA gab es aber zahlreiche Förderungsprogramme für Leute mit tiefen Einkommen, damit sie sich Häuser kaufen konnten. Risiken wurden bewusst oder unbewusst ignoriert. Es gab auch Betrugsfälle, in denen zweifelhafte Hypothekenprodukte verkauft und weiterverkauft wurden. Die Summe dieser Faktoren führte zur Krise. Um danach den Kollaps zu verhindern, war die expansive Geldpolitik nötig. Aber: Geldpolitik kann nicht alle Probleme lösen, und tiefe Zinsen können zu Verzerrungen führen.

Die Macht der Zentralbanken hat seit der Krise massiv zugenommen. Ein Problem?

Die Diskussion über die Macht der Zentralbanken ist überzogen. Zentralbanken sind bedeutende Institutionen, die aber alle innerhalb eines gesetzlichen oder sogar verfassungsmässigen Mandats arbeiten. Je nach Land wurde das Mandat unterschiedlich gefasst. In der Schweiz ist es vergleichsweise eng.

Kann die Politik die Zentralbanken überhaupt noch richtig kontrollieren?

Jede Zentralbank legt Rechenschaft über die Erfüllung ihres Mandats ab. Das kann die Öffentlichkeit jederzeit nachvollziehen. Heute heisst es, die Zentralbanken hätten zu viel Macht, weil sie die ihnen zugewiesenen Instrumente nutzen. Hätten die Zentralbanken nichts gemacht, würde darüber geklagt, dass sie nichts unternommen haben: Man würde uns Inkompetenz und Untätigkeit vorwerfen. Zentralbanken dürfen nicht davor zurückschrecken, in kritischen Situationen ihre Instrumente anzuwenden, um ihren Auftrag zu erfüllen.

Wie regelmässig telefonieren Sie mit dem Bundesrat?

Das Direktorium trifft sich drei- bis viermal pro Jahr zu einer Aussprache mit dem Wirtschaftsausschuss des Bundesrats. Daneben habe ich Gespräche nach Bedarf.

Gibt es Versuche, Sie zu beeinflussen?

Nein. Je nach Lage gibt es einen mehr oder weniger intensiven Austausch. Druck gibt es aber nicht – diesen würden wir auch nicht akzeptieren. Wir sind unabhängig.

Sie können per Knopfdruck Milliarden aus dem Nichts erzeugen. Wie stellen Sie sicher, keine Fehlentscheide zu treffen?

Man kann nie ausschliessen, dass sich ein Entscheid später als falsch herausstellt. Das ist auch aufgrund der grossen Unsicherheit gar nicht zu vermeiden. Die Schweizerische Nationalbank (SNB) ist sich dieser Problematik bewusst. Wir haben unsere Aufgaben intern so aufgeteilt, dass möglichst viele Faktoren bei einem Entscheid berücksichtigt werden.

An der Spitze der Nationalbank diskutieren Professoren mit Professoren. Das Risiko der Abgehobenheit ist gross. Ihr Auftrag ist es, die Diskussionen möglichst kontrovers zu gestalten. Tun Sie es?

Darauf können Sie sich verlassen. Wir haben auf allen Stufen kritische Mitarbeiter, die sich in die Diskussion einbringen. Auch extern wird kontrovers diskutiert. Aber im Unterschied zu diesen Beobachtern, die heute das und morgen das Gegenteil davon fordern können, müssen wir die Verantwortung für die Geldpolitik übernehmen. Diese Verantwortung beschäftigt mich 24 Stunden lang. Jeden Tag.

Die Zentralbanken sprechen sich ab, sie koordinieren alle Schritte, marschieren in die gleiche Richtung. Ein Klumpenrisiko?

Es gibt kein Kartell der Zentralbanken. Aber wir sind gut vernetzt und sprechen oft miteinander. Das hilft, um die Geldpolitik in anderen Ländern und deren Auswirkungen auf das eigene Land besser zu verstehen. In Krisensituationen kann es sein, dass gegenseitige Abkommen im Interesse beider sind. Jede Zentralbank ist jedoch letztendlich nur gegenüber ihrem eigenen Land verantwortlich.

Angenommen, die Europäische Zentralbank (EZB) oder die amerikanische Notenbank (Fed) trifft einen Entscheid, den Sie nicht nachvollziehen können oder der negative Auswirkungen auf die Schweiz hat: Können Sie nein sagen?

Es wäre naiv, zu glauben, dass das Fed oder die EZB einen Entscheid umstossen würde, nur weil er sich negativ auf die Schweiz auswirkt. Aber gerade deshalb ist der von Ihnen angesprochene Austausch wichtig, damit die Grossen sehen, welche Auswirkungen sie auf die anderen haben und welche Rückkoppelungen das allenfalls für sie haben kann.

Und im umgekehrten Fall?

Nehmen wir das Beispiel Mindestkurs. Dieser ist ein sehr ungewöhnliches Instrument, das man als verkappte Exportförderung hätte auslegen können. Wir mussten die massive Überbewertung, diese spezielle Situation erklären – was wir getan haben und was von den anderen auch verstanden wurde.

Wer ist oder war für Sie der beste Zentralbanker der Gegenwart?

Ich qualifiziere keine Kollegen. Ganz allgemein sollte man von diesem Personenkult wegkommen – er ist gefährlich. Zentralbanken sind Institutionen im Dienste der Öffentlichkeit, die von guten Leuten geführt werden müssen. Personenkult ist fehl am Platz.

Die Nationalbanken haben seit der Krise die Geldmenge massiv ausgeweitet. Wie trocken wir diese Ozeane der Liquidität wieder aus?

Man darf das nicht dramatisieren. In fast allen Ländern herrscht zurzeit Preisstabilität. In der Schweiz haben wir keine und vor kurzem hatten wir noch eine negative Inflation. In Europa ist die Inflation unter dem Ziel der EZB. Obwohl die Geldmenge stark erhöht wurde, ist die Inflation überall tief. Irgendeinmal wird diese expansive Geldpolitik allerdings korrigiert und normalisiert werden müssen. Die Möglichkeiten, das Geld aus dem Bankensystem abzuziehen, sind vorhanden. Die Herausforderung ist hier das Timing.

Was für Möglichkeiten hat die SNB, um diese Liquidität aus dem Markt zu nehmen? Und welche Gefahren sind zu beachten?

Gefahren sind zu beachten?

Die SNB kann entweder sogenannte SNB-Bills, das sind eigene Schuldverschreibungen, herausgeben oder Aktiven verkaufen. Beides führt dazu, dass sich die Liquidität im Bankensystem reduziert. Die Herausforderung liegt in der Dosierung. Die Reduktion der Liquidität muss so erfolgen, dass sich die angestrebten monetären Bedingungen einstellen und es nicht zu unnötiger Volatilität am Geldmarkt kommt.

Es gibt Befürchtungen, das Papiergeld könne in Folge der Liquiditätsschwemme wertlos werden. Dass Leute wie wild Aktien und Häuser kaufen, nährt diese Sorgen.

Es gibt überhaupt keinen Hinweis darauf, dass das Vertrauen in Zentralbankengeld schwindet. Im Gegenteil: In der Krise wollten alle Zentralbankengeld. Ich glaube, solange wir unser Mandat wahrnehmen und Preisstabilität sichern, gibt es keine Befürchtung, dass unser Geld wertlos würde.

Auf dem Immobilienmarkt ergeben sich erste Teufelskreise: Die Kredite sind günstig, die Häuserpreise steigen, die Zinsen kann man aber nicht weiter anheben, deshalb muss man mit Überregulierung in den Markt eingreifen. Sie müssen dauernd Blasen entschärfen, die Sie selber produzieren.



Auch kein Garant: Gold im SNB-Tresor.

Sie können nicht alles in einen Topf werfen: In den USA zum Beispiel sollen die tiefen Zinsen die Bewertung der Aktiven anheben und so die Wirtschaft ankurbeln. Bei stärkerem Wirtschaftswachstum würde dies wieder normalisiert. In der Schweiz haben wir wegen verschiedener Faktoren, aber insbesondere wegen der Funktion des sicheren Hafens einen hochbewerteten Franken. Das hat die monetären Bedingungen für die mit dem Ausland konkurrierenden Wirtschaftssektoren verschärft. Daher müssen wir die Zinsen bei null halten. Davon profitiert dann primär der Binnensektor. Dass in dieser Situation Ungleichgewichte im Immobilienmarkt entstehen, ist nicht neu – genauso wenig wie der Einsatz zusätzlicher Instrumente zur Stabilisierung.

Früher war das Geld an Naturalwerte gebunden, die Leute vertrauten darauf. Einst koppelte man Geld an Gold. Könnte so eine Disziplinierungsmassnahme wieder notwendig werden?

Das Vertrauen in das Papiergeld ist ausgesprochen gross. Das sieht man an der Preisstabilität und der grossen Akzeptanz des Geldes. Jedes Geldsystem braucht aber einen Anker, damit es stabil ist. Lange Zeit war dies das Gold. Aber auch Gold ist nicht perfekt: In Krisenzeiten konnte die Geldmenge nicht genügend ausgeweitet werden. Gold war auch kein Garant dafür, dass es keine Inflation oder Deflation gab. Je nach Goldfunden und Wirtschaftswachstum gab es längere Perioden von Inflation oder Deflation.

Was ist der Anker beim Papiergeld?

Eine unabhängige Zentralbank mit klarem Mandat zur Preisstabilität. So ist es möglich, flexibel auf Schocks zu reagieren. In der Geschichte des Frankens hatten wir nie eine grössere Stabilität als in den letzten Dekaden. Wenn aber der Staat sich selber über die Druckerpresse finanziert, entreisst man dem Papiergeld den Anker. Das hat man in den 1920er Jahren in Deutschland gesehen, heute sieht man es in Simbabwe.

Ist die Euro-Zone nicht daran, diesen Anker zu verlieren? Der politische Druck, den Euro zu retten, ist enorm. Die EZB ist zur Intensivstation der Einheitwährung geworden – mit dem Auftrag, notfalls Staatsschulden zu kaufen. Macht Ihnen das nicht Angst?

Keineswegs. Die EZB hat ausschliesslich ein Mandat zur Preisstabilität. Die politische Einflussnahme auf die EZB ist sehr schwierig: Einer Änderung des Mandats müssten alle Länder zustimmen – was unwahrscheinlich ist. Zudem gibt es keine einheitliche Regierung, die genügend Macht hätte, um Druck aufzubauen.

Und doch darf kein Land pleitegehen.

Die Europäische Währungsunion ist mit einigen Geburtsfehlern behaftet. Diese müssen jetzt nach und nach korrigiert werden. Möglicherweise hat man zu früh Länder integriert, die noch nicht fit genug waren. Der Euro ist gut verankert. Die Inflation ist sogar zu tief: 0,5 anstatt nahe 2 Prozent.

Warum sind zwei Prozent Inflation besser als zwei Prozent Deflation?

Erstens wird die Inflation bei der Messung eher überschätzt. Zweitens funktionieren die Wirtschaft und die Finanzmärkte bei leicht positiver Inflation besser als bei leicht negativer: Unsere Vorsorgeeinrichtungen sind auf positive Nominalerträge an den Finanzmärkten ausgerichtet – beispielsweise

Welche Spuren hat die Affäre um Jordans Vorgänger Philipp Hildebrand hinterlassen?

die AHV oder die Pensionskassen. Auch die Arbeitsmärkte funktionieren bei leicht positiver Inflation besser, weil es so nicht zu automatischen Reallohnerrhöhungen kommen kann und weil eine Kürzung des Nominallohns schwierig ist.

Die SNB hat zwischen 2000 und 2005 – politisch gewollt – 1300 Tonnen Gold verkauft. War das nicht ein Kapitalfehler?

Vor den Verkäufen wurde die SNB integral kritisiert; nur Ignoranten hielten Gold, hiess es damals. Eine Expertenkommission kam zum Schluss, dass der Goldbestand für die Bedürfnisse der Geldpolitik zu gross ist. Darum hat man die Hälfte verkauft. Die Diskussion bezüglich Goldpreis ist im Nachhinein müssig: Wäre der Goldpreis heute tiefer als damals, würde kritisiert, warum nicht alles verkauft worden sei.

Sie sind seit rund zweieinhalb Jahren Präsident der SNB. Was war die grösste Überraschung im neuen Amt?

Ich habe während meiner Karriere bei der SNB viele Positionen besetzt, war schon vorher im Direktorium. Von daher wusste ich, was auf mich zukommt.

Wirklich keine Überraschungen?

Meine Aufgabe ist heute eine andere. Der Präsident muss dafür sorgen, dass im Direktorium am Ende ein Entscheid zustande



kommt. Zudem ist er hauptverantwortlich für die Kommunikation des Entscheids.

Sie sind der Schleusenwart, der Kapitän, Sie tragen eine enorme Verantwortung. Wie hat Sie dieser Druck persönlich verändert? Wie gehen Sie damit um?

Man muss sich sehr stark mit dieser Aufgabe identifizieren. Man ist rund um die Uhr, jeden Tag Zentralbanker – auch am Feierabend oder am Wochenende und in den Ferien. Die Aufgabe ist für einen erst beendet, wenn man das Amt wieder abgibt.

Haben Sie Ratgeber?

Das sind meine Kollegen im Direktorium und unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Nationalbank. Wir haben sehr viele und sehr gut qualifizierte Mitarbeitende. Die Diskussion mit ihnen ist für uns sehr entscheidend: Wir brauchen gute Unterlagen, um zu diskutieren und zu entscheiden. Der institutionelle Rahmen ist so ausgelegt, dass wir keine Instruktionen von aussen entgegennehmen. Wir stehen aber im intensiven Dialog mit der Aussenwelt, insbesondere auch mit der Wirtschaft.

Haben Sie einen Kraftort, an dem Sie Energie für Ihre Aufgabe tanken?

Ich bin nicht esoterisch veranlagt, ich habe darum keinen Ort, an den ich pilgere, um Kraft zu tanken. Mein Kraftort, wenn Sie so wollen, ist das Direktorium der SNB. Hier versuchen wir, den jeweiligen Umständen entsprechend, richtige Entscheide zu finden. Hier schöpft die SNB Kraft.

Jeder Entscheid ist immer mehr als die Gründe, die für ihn sprechen. Es braucht Inspiration und Mut für Entscheidungen. Haben Sie den Mut, notfalls gegen Ihre Kollegen im Direktorium zu entscheiden?

Eine der wichtigsten Fähigkeiten für einen Präsidenten ist es, die Diskussion gut zu leiten und dafür zu sorgen, dass alle Aspekte genau betrachtet werden. Am Schluss einer intensiven Diskussion sollte im Gremium Konsens herrschen und gegen aussen mit einer Stimme gesprochen werden. Die SNB hat damit gute Erfahrungen gemacht. Wer sich mit ganz zentralen Entscheiden nicht identifizieren kann, müsste wohl zurücktreten.

Haben Sie noch Kontakt zu Ihrem Vorgänger Philipp Hildebrand?

Über diese ganze Episode möchte ich nicht mehr sprechen, sie ist abgeschlossen.

Welche Spuren hat die Affäre hinterlassen?

Die Nationalbank hat gezeigt, dass sie auch in schwierigen Zeiten ihren Auftrag erfüllen konnte.

Mit welchem Gefühl fahren Sie in die Sommerferien?

Die Stimmung ist verhalten optimistisch. Aber ich bin mir bewusst, dass da draussen ziemlich viele Risiken vorhanden sind, die es dauernd zu beobachten gilt. ○

Europas bestes Stück

Dass das Jungfraujoch «Top of Europe» heisst und selbst an Regentagen gegen 4000 Gäste auf den Gipfel strömen, ist sein Verdienst: Eine Bergfahrt mit Jungfrauabahn-Chef Urs Kessler zeigt, wie man die Marke Schweiz verkauft. Der Bund könnte einiges von ihm lernen. *Von Philipp Gut und Raffaella Bachmann (Bilder)*

Spätestens jetzt ist der letzte Japaner eingeschlafen. Nach der Kleinen Scheidegg – die Höhe beträgt jetzt rund 2500 Meter über Meer – wird es plötzlich dunkel. Der Lokführer fährt in eine der waghalsigsten Tunnelbauten ein, die je konstruiert worden sind. In einem weitgeschwungenen Rechtsbogen durchquert die Jungfrauabahn die «Eigerwand», passiert das «Eismeer» und hält dann am Ziel an: Jungfraujoch, «Top of Europe», 3454 Meter oder 11 333 Fuss. Bei den Zwischenstationen unterwegs sind die Japaner jeweils in Sekundenschnelle wieder hellwach gewesen. Sie haben sich in der «Eigerwand» nach vorn gebeugt, wo Löcher in den Nebelschwadern vereinzelt Blicke auf den senkrecht abfallenden Felsen freigaben. Wohliges Schauern beim Augensturz in die Tiefe.

Die japanischen Gäste kennen die Geschichte des Bergs. In Japan ist der Eiger berühmter als die Jungfrau. Das habe mit der «Japanese Direttissima» zu tun, erklärt Urs Kessler, CEO der Jungfrauabahn. Am 15. August 1969 schaffte eine japanische Bergsteigergruppe erstmals die nach ihr benannte Route, die als schwierigste gilt. Dabei war auch eine Frau, die Ärztin Michiko Imai. Sie geniesst in Japan noch heute Heldenstatus.

5000 Gäste bei Schönwetter

Der Reporter wird Zeuge eines kleinen Bergwunders, genauer: eines Marketing-Wunders, für das der Name Urs Kessler steht. Das Wetter heute ist miserabel. Unten, in Grindelwald Grund, wo wir eingestiegen sind, hat es geregnet. Hier oben schneit's. Und wenn es zwischendurch kurz aufhört, linst die Sonne so fies durch die Wolken, dass die Augen schmerzen. Kein Eiger, kein Mönch, keine Jungfrau ist in Sicht. Kein Gipfel, nirgends. Man sieht nicht einmal auf den nahen Aletschgletscher hinunter.

Gleichwohl ist Urs Kessler guter Dinge. Das hat seinen Grund, den der Gast aus dem Unterland überrascht zur Kenntnis nimmt: Die Züge aufs Joch sind trotz des Hudelwetters gut gefüllt. Auch an solchen Tagen, an denen man sich zweimal überlegt, den Hund spazieren zu führen, strömen Tausende auf den Berg – ohne Aussicht auf Aussicht. 3700 Besucher kämen im Durchschnitt an solchen Schlechtwettertagen im Juli, rechnet Kessler vor. Bei Schönwetter sind es in der Hauptsaison 5000. Mehr lassen sie nicht hinauf, um die Qualität des Erlebnisses nicht zu beeinträchtigen.

Das Erfolgsgeheimnis heisst Gruppenreisen. Und die Gruppen kommen vor allem aus Asien. Siebzig Prozent der Kunden stammen aus dem Osten. 1987, als Urs Kessler mit 25 Jahren als Mitarbeiter der Verkaufsförderung in den Dienst der Jungfrauabahn trat, waren die Japaner die einzigen asiatischen Gäste. Heute kommen diese auch aus China, Indien, Südkorea, Taiwan oder Thailand. Auf der Station Eigerwand wird Kessler von einem jungen Paar aus Singapur angesprochen: «Are you Mister Kessler?» Dann ein Foto mit dem Chef. Sie kennen ihn, weil sie den «Passport Jungfrauabahn» gelesen haben. Eine typische Marketing-Idee à la Kessler.

Das kleine rote Büchlein mit dem weissen Kreuz ist dem Schweizer Pass nachempfunden und enthält in origineller Form die wichtigsten Informationen. Mit dem Smartphone kann man sogar Filme hochladen und anschauen. «Die Idee ist, dass die Besucher den Jungfrau-Pass zu Hause ihren Freunden und Bekannten zeigen», sagt Urs Kessler. Auch im Zeitalter von Internet und Live-Stream sei die Mund-zu-Mund-Propaganda immer noch das beste Werbemittel.

Der Charme der Frauen

Der Reporter muss, während es draussen weiter schneit an diesem Julitag – minus zwei Grad zeigt das Thermometer auf dem Joch –, sein Vorurteil revidieren. Man hat sich das ziemlich einfach vorgestellt: ein Berg, der ein Mythos ist; eine Bahn, die ein Mythos ist – da läuft das Geschäft doch wie von selbst. Chef der Jungfrauabahn zu sein, das sah aus der Ferne bequem und eher dekorativ aus. Welch ein Irrtum! Die mehrstündige Führung am Berg macht deutlich, wie viel Arbeit und wie viele Ideen hinter dem Erfolg stehen. Die Konkurrenz ist gross. Selbst eine Traditionsmarke wie die Jungfrauabahn, die 2012 ihr 100-Jahr-Jubiläum feierte, erfindet sich ständig neu. «Die Markenführung wird oft unterschätzt», sagt Urs Kessler.

Der wichtigste Grundsatz? «Die Erwartungen des Gastes übertreffen.» Der Chef spricht nicht nur davon, er lebt es vor. Unterwegs liest Urs Kessler ein Papierchen vom Boden auf. Ein andermal sieht er, dass irgendwo eine Glühbirne kaputt ist. Sofort meldet er es dem Techniker. Kommunikation sei die meistunterschätzte Führungseigenschaft, erklärt Kessler. Er grüsst hier einen Reinigungsmann, dort eine Zugbegleiterin. Mit einem dritten Mitarbeiter spricht er über das gebrochene Bein der

Schwiegermutter. Beim Mittagessen im A-la-carte-Gipfelrestaurant unterhält sich Kessler mit Kellner Francis, der aus Hongkong stammt und bereits seit sechzehn Jahren hier oben arbeitet. Es sei wichtig, alle Mitarbeiter mit Namen zu kennen, auch wenn es mittlerweile über 800 sind. Freundlichkeit wird grossgeschrieben, auch gegenüber den Gästen. «Frauen helfen», sagt Kessler. Sie hätten mehr Charme als die Männer.

Manchmal begegnet das Personal Neuerungen auch mit Widerstand, den es mit Überzeu-



«Japanese Direttissima»: Bahnchef Kessler.

gungskraft zu überwinden gelte. Man spricht noch heute davon, wie Urs Kessler vor einigen Jahren mit den Lokführern verhandelte, der stolzen Elite unter den Jungfraubähnlern. Kessler wollte, dass sie die Gäste jeweils persönlich am Mikrofon begrüßen – wovon die Betroffenen zunächst nichts wissen wollten. Kessler hielt an seiner Idee fest und begleitete persönlich das zweistündige Sprechtraining im Zugdepot. Heute funktioniert die Ansage. Die Besucher wissen die persönliche Note zu schätzen.

«Auf die Bedürfnisse der Gäste eingehen»: Das ist ein weiterer Leitspruch, dem Kessler und seine Leute nachzuleben versuchen. Was banal klingen mag, erfordert in der Praxis viel Aufwand und Geld. So essen zwar die Japaner und Chinesen durchaus Bratwurst und Rösti, die Inder aber auf keinen Fall. Urs Kessler führt den Reporter in das neue indische Restaurant «Bollywood» auf dem Joch-Gipfel. In

der Küche wechselt er ein paar Worte mit den beiden indischen Köchen, die eigens eingeflogen worden sind. Auf dem Programm steht Poulet-Curry oder Tofu. Fünfzig Prozent der Inder essen vegetarisch – auch dies gilt es zu beachten. Der Aufwand zahlt sich aus: Seit das

Der wichtigste Grundsatz? «Die Erwartungen des Gastes übertreffen.»

Angebot auf die speziellen Bedürfnisse des indischen Marktes zugeschnitten ist, haben sich die Besucherzahlen aus dem Subkontinent vervielfacht.

Ausgefallene Marketing-Events tun ein Übriges. Erst vor wenigen Tagen fand der höchstgelegene Tennismatch der Geschichte statt: Roger Federer spielte gegen Skistar Lindsay Vonn, auf 3500 Metern. Zuvor hatte Urs

Kessler den Kick-off der Fussball-Europameisterschaft 2008 auf das Joch geholt. Und er liess Cricket-Superstar Kapil Dev mit seinen Indern gegen den Erzrivalen und ehemaligen Kolonialherren Grossbritannien antreten. Die Bilder gehen jeweils um die Welt. Den Show-Boxkampf zwischen Witali Klitschko und Kevin Johnson übertrugen 125 TV-Stationen rund um den Globus. Im Hintergrund sahen die Zuschauer die Jungfrau und ihre Bahn. Urs Kessler lächelt schelmisch, wenn er von solchen Coups erzählt.

Exklusiv: in der Whisky-Grotte

Der Berg allein genüge nicht mehr, ist der benadete Verkäufer überzeugt. «Attraktionen» und «Inszenierungen» heissen die Stichworte. Die neuste Gipfelschau ist kürzlich eröffnet worden: eine Schokoladenmaschine von Lindt & Sprüngli, die täglich Tausende der berühmten Lindor-Kugeln ausspuckt – als süsses Sou-



venir für die Besucher. Der Deal rechnet sich für beide: Der Schokoladenfabrikant zahlt keine Miete, die Jungfraubahn erhält kostenfreie Geschenke für die Besucher. Den Werbeeffekt teilen sie sich.

Bereits fest etabliert sind zwei andere Jungfrau-Produkte. Ein hochwertiger Balsamico-Essig, der in einer Gletscherhöhle gelagert wird und im Edelkaufhaus Harrod's in London zu kaufen ist. Sowie ein Whisky der Spitzenklasse, der kürzlich im Whisky-Mutterland Schottland den ersten Preis bei einem Wettbewerb gewann. Durch eine im Normalfall verschlossene Tür führt Urs Kessler den Reporter eine steile Treppe hinauf. Oben öffnet sich ein hellblau leuchtender Saal mit einer Bartheke und Kristallskulpturen – alles aus Eis. Tausende glitzernder Eisplättchen verleihen der Decke ein zauberhaftes Aussehen. Das sei ganz natürlich entstanden und komme vom Atem der Besucher, erklärt der Cheftechniker der Bahn, während er uns an der Eistheke einen Jungfrau-Whisky ein-schenkt.

Eigenes Vertreternetz in Asien

Die Basis des steigenden Erfolgs der Jungfraubahn, die seit einigen Jahren börsenkotiert ist und in den letzten fünf Jahren jeweils ein Rekordergebnis vorlegte, liegt neben permanenter Markenarbeit in einem eigenen Vertreternetz in Asien. CEO Kessler führte dieses in der asiatischen Wirtschafts- und Finanzkrise 1997/98 im Sinn einer anti-zyklischen Massnahme ein.

Die Vertreter in Japan, China, Taiwan, Thailand und Indien stellen den Nachschub an den so wichtigen Gruppenreisen sicher. Auch dort, auf der andern Seite der Erdkugel, sei so etwas wie der Familiengeist des Unternehmens spürbar, sagt Kessler. Ausser in China arbeiten in den asiatischen Ländern immer noch dieselben Mitarbeiter wie bei der Lancierung des Vertreternetzes Ende der neunziger Jahre.

Und wie verkauft man die Marke Schweiz? Der gewiefte Fachmann sieht die offiziellen Bundesaktivitäten – etwa von Schweiz Tourismus oder Präsenz Schweiz – durchaus kritisch. Abgesehen von Doppelspurigkeiten kritisiert



Bei jedem Hudelwetter: Blick zum Eiger.



«Die Alpen dürfen kein Disneyland werden»: Urs Kessler.

Kessler den Versuch, fast zwanghaft eine «moderne» Schweiz vermitteln zu wollen, was immer damit gemeint ist. Auf seinen Auslandsreisen stellt Kessler fest, dass die Besucher genau jene Traditionen und klassischen Werte suchen, welche Bern fast verschämt anpreist: die Alpen, die Uhren, die Schokolade, den Käse. «Der Gast will Alphornklänge, er freut sich, wenn man ihn in Trachten bedient.» Dafür brauche man sich nicht zu schämen. Überhaupt sei das Bild der Schweiz bei den ausländischen Touristen hervorragend. In Asien beispielsweise geniesse die Eidgenossenschaft beinahe Kultstatus, so Kessler. Die Zahlen der Jungfraubahn geben ihm Recht.

Während das Sommergeschäft boomt, sieht Urs Kessler für den Wintersport schwarz – es sei denn, es werde kräftig investiert und das Angebot um innovative Produkte erweitert. Trotz Lauberhornrennen, das jedes Jahr Zehntausende Zuschauer anzieht, gelte der Slogan «Alles fährt Ski» schon lange nicht mehr. Die Gründe lägen in der starken europäischen Konkurrenz, aber auch in einem Wandel im Inland. Es fänden immer weniger Skilager statt. Und die Multikulti-Gesellschaft habe dazu geführt, dass viele Junge gar nicht mehr Ski fahren. Es fehle schlicht der Nachwuchs.

Bedenken aus der Pionierzeit

Die Jungfrau-Region wagt deshalb den grossen Sprung nach vorn. Das sogenannte V-Bahn-Projekt der Jungfraubahn und der Männlichenbahn soll das Skigebiet mit modernsten Anlagen wieder auf internationalen Stand hieven. Oberstes Ziel sei es, die Qualität zu erhöhen und Perspektiven für die Zukunft der Region zu schaffen. Die Anbindung an den öffentlichen Verkehr ist dabei ein zentrales Element. Kostenpunkt für die Jungfraubahn-Gruppe: 250 Millionen Franken. Noch gilt es, die Bevölkerung für das Projekt zu gewinnen und auf Einsparungen einzugehen. Dabei erinnern die Argumente der Gegner an die Bedenken aus der Pionierzeit, als der Zürcher Industrielle Adolf Guyer-Zeller auf einer Wanderung mit seiner Tochter auf die Idee zur Jungfraubahn kam. Nachts im Hotel machte er mit Bleistift erste kühne Skizzen. Als das Projekt publik wurde,

war die Reaktion zwiespältig. «In wenigen Jahren wird man der Jungfrau scharenweise auf den Buckel steigen. Wo sonst feierliche Stille herrschte, wird gepfiffen und gelärmt werden», monierte ein Mitglied des Schweizerischen Alpen-Clubs.

Ähnliche Bedenken gibt es auch heute noch – über hundert Jahre nachdem der erste Zug durch die Eigerwand in Richtung Jungfrau fuhr. Auch Urs Kessler, der davon spricht, Wanderwege zu «inszenieren» und den Besuchern Attraktionen und Events zu bieten, ist sich der Gratwanderung bewusst: Die Alpen dürften nicht zu einem Disneyland werden. Die Natur bleibe das wichtigste Kapital. ○

Die Energie Hayeks

Einst brave FDPLer, befürworten die Gründer der Partei «up!» nun die Personenfreizügigkeit und wollen, dass jeder dem Sozialstaat kündigen darf. Von Florian Schwab und Filipa Peixeiro (Bild)

Äusserlich sind Brenda Mäder und Silvan Amberg, Gründungspräsidenten der klassisch liberalen Unabhängigkeitspartei («up!»), unverdächtig. Zum Treffen im Zürcher Prime Tower erscheinen die Unternehmensberaterin und der Wirtschaftsprüfer, beide mit einem Abschluss an der Universität St. Gallen (HSG), in ganz normaler Businesskluft. Damit hat es sich aber auch schon mit der vorgeblichen Harmlosigkeit der abtrünnigen FDPLer.

Die Ziele der vor einem Monat in Zürich gegründeten Partei sind untypisch. Zunächst einmal will sie nicht in die Regierung – sie verbietet ihren Mitgliedern sogar die Annahme von Exekutivämtern. «Da wäre man nur ein ausführendes Organ des sozialdemokratischen Zeitgeists», sagt Mäder. Stattdessen möchte die «up!» in die Parlamente, wo die Gesetze gemacht werden, welche die Exekutivpolitiker dann anwenden.

«Das Problem ist der Sozialstaat»

Inhaltlich vertritt das Duo Mäder und Amberg explosive Positionen. Hätte er politisch einen Wunsch frei, so würde Amberg die Möglichkeit schaffen, dass jeder von sich aus dem Sozialstaat kündigen kann und damit sowohl Ansprüche als auch Verpflichtungen abgibt.

Ähnliches sollte auch für Ausländer gelten: Wer selbst für sich sorgen kann, der sei willkommen. Amberg und Mäder waren gegen die Masseneinwanderungsinitiative der SVP. Sie kritisieren, dass mit Sozialleistungen Einwanderer angelockt werden. «Das Problem ist aber der Sozialstaat, nicht die Einwanderung.» Es sei daher der falsche Weg, die liberale Einwanderungspolitik zu beenden. Den Einwand, dass die Abschaffung des Sozialstaats utopisch sei, lassen sie nicht gelten: «Akzeptiert man dieses Argument, dann kommt man in einen Teufelskreis der Regulierung. Weil die ursprüngliche Regulierung Probleme aufwirft, kommen immer neue Folge-Regulierungen dazu.»

Sollte jeder auf seinem Grund und Boden einen Prime Tower hinpflanzen können, egal ob in die gediegene Villenlandschaft des Zürichbergs oder in das hochalpine Dorf? «Im Prinzip ja», sagt Amberg unbekümmert. Und Brenda Mäder, die beruflich für eine französische Unternehmensberatung arbeitet, schiebt nach: «Wir bewegen uns in der Schweiz rasant auf französische Zustände zu, was die Regulierung betrifft.» Das sei eher eine Frage von Jahren als von Jahrzehnten. Die Unabhängigkeitspartei «up!» will Gegensteuer geben.

Mäder und Amberg kennen sich seit der HSG-Studienzeit, als sie bei den Jungfreisinnigen Schweiz politisch aktiv waren. Mäder brachte es bis zur schweizweiten Präsidentin der Jungpartei und zur Nationalratskandidatin auf der FDP-Liste im Kanton Thurgau. Amberg, Offizier in der Schweizer Armee, war bei den Jungfreisinnigen früher zuständig für Fragen der Sozialpolitik und zeitweise Präsident der Homosexuellengruppe der FDP.

«Der Versuch, die Schweiz in die EU einzugliedern, ist sofort zu stoppen.»

Mäder bestellt ein Glas Weisswein, Amberg trinkt einen Gin Tonic. Abgesehen von der durchaus FDP-kompatiblen Getränkewahl haben sich die «up!»-Leute von der FDP und ihren Gebräuchen losgesagt. Es habe Bestrebungen gegeben, erzählen die beiden, in der FDP eine interne Aktionsgruppe ins Leben zu rufen, um die Partei auf den Pfad der klassisch liberalen Staatsskepsis zurückzuführen. Mit verschiedenen profilierten Exponenten habe man gesprochen und auch Sympathie für das Ziel erfahren, doch «keiner hat sich getraut, den Kopf hervorstrecken». Dann also eine eigene Partei!



«Keiner hat sich getraut»: Brenda Mäder (l.) und Silvan Amberg beim Zürcher Prime Tower.

Wie stehen die Chancen? Man habe sich ein bis zwei Jahre Zeit gegeben, um politische Resultate zu erzielen. Derzeit stellen sie ihre liberale Kampftruppe auf: Aktiv mitmachen darf man erst nach einem persönlichen Gespräch mit den Gründern, in denen die Werthaltigkeit der Kandidaten geprüft wird. «Die FDP nimmt sofort jeden auf, ohne zu überprüfen, ob diese Person überhaupt liberale Positionen vertritt», sagt Amberg.

Seit der Parteigründung hätten sich mehrere Dutzend Personen für eine aktive Mitarbeit beworben, die sozialen Netzwerke verzeichnen Hunderte Sympathisanten. Bislang gibt es Sektionen in Zürich, St. Gallen und im Kanton Thurgau. Mit der EU wollen Mäder und Amberg radikal brechen. «Der Versuch, die Schweiz in die EU einzugliedern, ist sofort zu stoppen.» Die «up!»-Leute sehen die EU als politischen Moloch, der den «institutionellen Wettbewerb» behindere und einem «föderalistischen und freiwilligen Zusammenleben» im Wege stehe.

Nationalrat Messmers Vorbehalt

Die Forderungen und Positionen sind für herkömmliche Freisinnige schwer verdaulich, doch sowohl inhaltlich wie auch begrifflich verorten sich Amberg und Mäder klar im politischen Ideenfeld klassisch liberaler Philosophen wie Friedrich August von Hayek.

Wie fremd sich dieses Gedankengut und die FDP sind, zeigt folgende Anekdote: Als Mäder im Kanton Thurgau als FDP-Nationalrätin kandidierte, soll der bisherige Amtsinhaber Werner Messmer, Ex-Präsident des einflussreichen Baumeisterverbandes, gesagt haben, er ziehe einen Sitzverlust der Wahl von Brenda Mäder vor. Keine schlechte Referenz – aus der Sicht von Mäders Anhängern. ○

Warten auf die galaktischen Brüder

Kraftort? «Das ist doch etwas für Esoteriker», sagt Erich von Däniken. Der Bestseller-Autor beschäftigt sich mit 79 Jahren noch immer täglich mit Ausserirdischen. Dass sich diese nie bei ihm gemeldet haben, ist die Enttäuschung seines Lebens. *Von Rico Bandle und Ruben Hollinger (Bild)*

Nein, er glaube nicht, dass er noch erleben werde, wie die Ausserirdischen auf die Erde zurückkehren. Aber sie werden kommen. Schon bald. Da ist er sich ganz sicher.

Erich von Däniken ist seit sechzig Jahren den Mysterien dieser Erde auf der Spur – und er ist in gewissem Sinne selber eines. 64 Millionen Bücher hat er laut eigenen Angaben weltweit verkauft, auf der Rangliste der international bekanntesten Schweizer dürfte sein Name nicht weit hinter jenem von Roger Federer liegen. Von Däniken ist ein brillanter Redner, ein Vielschreiber, der mit seiner Begeisterungsfähigkeit und Überzeugungskraft Millionen von Menschen rund um den Globus in den Bann zieht. Er wurde aber auch vor 45 Jahren wegen eines Vermögensdelikts verurteilt. («Das sind alte Geschichten, vergessen und vergeben»), und ist ein gescheiterter Freizeitpark-Unternehmer – ein Mann, der Niederlagen, Plagiatsvorwürfe und Anfeindungen von Gegnern und Neidern immer überwunden hat.

Brillanter Geschichtenerzähler

Um in die Welt des Erich von Däniken eintauchen zu können, sei erst einmal seine Theorie unseres Daseins kurz zusammengefasst:

Vor Jahrtausenden hatte der Planet Erde Besuch von Ausserirdischen erhalten. Die Gäste aus dem Weltall verhielten sich wie Ethnologen: Sie beobachteten neugierig die Menschen, traten mit ihnen in Kontakt, hinterliessen ihre Spuren. Verschiedene Bauwerke aus der Antike, zum Beispiel die Pyramiden in Ägypten, waren mit Hilfe der Ausserirdischen gebaut worden. Vor ihrer Rückreise hatten die Ausserirdischen versprochen wiederzukommen. Dieses Versprechen spiegelt sich in den Wiederkunftserwartungen aller Weltreligionen: Die Christen warten auf Jesus, die Muslime auf den Mahdi, die Buddhisten auf Buddha, die Juden auf den Messias. Die Zeit der Wiederkunft ist gemäss von Däniken nahe, darauf deuteten zum Beispiel der Maya-Kalender oder die Ufo-Akten der Geheimdienste, die in den letzten Jahren freigegeben wurden.

Erich von Däniken sitzt am Sitzungstisch seines riesigen Büros in Interlaken, raucht, spricht druckreif, zitiert auswendig aus alten Schriften, hat für jede kritische Frage eine Erklärung bereit. Auch dafür, weshalb seine Ansichten in der Wissenschaft so wenig Anerken-

nung finden. «Wir sind so erzogen worden, dass wir vernünftig erscheinen wollen. Und vernünftig ist bei uns, was die Wissenschaft hervorbringt», sagt er. Wer etwas anderes behaupte, setze sich der Gefahr aus, sich lächerlich zu machen. «Es braucht seine Zeit, bis das Unvernünftige vernünftig wird.»

Ob man seine Theorie nun als interessantes Gedankenkonstrukt oder reinen Humbug betrachtet, von Däniken weiss seine Geschichten packend zu erzählen. Sein Vorgehen gleicht etwa jenem des Thriller-Autors Dan Brown («The Da Vinci Code»). Beide suchen nach Geheimnissen in sagenumwobenen Bau- oder Kunstwerken, studieren religiöse und mythi-

«Das Hinterletzte ist, wenn jemand aus meinen Gedanken eine Sekte machen möchte.»

sche Schriften, ziehen Verbindungen, leiten daraus fantastische Geschichten ab, wenn immer möglich verwoben mit Verschwörungen: Regierungen verheimlichen Ufo-Sichtungen, der Vatikan unterschlägt brisante Schriftstücke. Während aber Dan Brown seine Bücher als Fiktion deklariert, sind sie bei von Däniken eine Erklärung für das Unerklärliche, ein Schlüssel für das, was zwischen Himmel und Erde vor sich geht.

Geld kam rein – und ging wieder raus

Erich von Däniken ist sein Alter nicht anzumerken. Er ist ein Schnellredner, ein gewiefter Debattierer. Ein Stichwort reicht, schon legt er sich leidenschaftlich für seine Sache ins Zeug. Noch immer ist er die Hälfte des Jahres weltweit unterwegs, auf Vortragsreisen, bei Filmaufnahmen oder zu Erkundungszwecken bei antiken Kultstätten. In einem feuersicheren Schrank lagern 200 000 Dias seiner Reisen. Es ist der Fundus für seine reichbebilderten Publikationen.

Sollte er tatsächlich 64 Millionen Bücher verkauft haben, müsste ein gewaltiges Vermögen zusammengekommen sein. Von Däniken wohnt aber in einem einfachen Chalet, fährt einen durchschnittlichen Wagen. «Das Geld kam rein, ging aber ebenso schnell wieder raus», sagt er. Er habe es für seine unzähligen Forschungsreisen ausgegeben, sei immer grosszügig mit seinen Mitarbeitern gewesen. Zudem brauche er keinen Swimmingpool im Garten, um glücklich zu sein.

Als Missionar sieht er sich nicht. «Das Hinterletzte ist, wenn jemand aus meinen Gedanken eine Sekte machen möchte», sagt er. Es gehe ihm nicht um Glauben, schon gar nicht um Esoterik. «An meinen Vorträgen sage ich immer: «Glauben Sie kein Wort, aber kontrollieren Sie meine Quellen.»» Er sei jemand, der Fragen aufwerfe, der Diskussionen auslöse. «Im Mystery Park endete jede Erklärtafel mit einer Frage.» Tatsächlich sind auch in seinen letzten Büchern die Ausserirdischen mit keinem Wort erwähnt. Stattdessen stellt von Däniken Bauten vor, deren Entstehung die Wissenschaft nicht schlüssig erklären kann, er beschreibt eigenartige Linien, die sich über ganze Kontinente erstrecken, berichtet von seltsamen Ausgrabungsfunden. Alles sauber recherchiert und schön bebildert. Ohne dass dies explizit erwähnt wird, läuft schliesslich alles auf dasselbe Fazit heraus: Menschen allein können das nicht geschaffen haben, da muss eine ausserirdische Kraft mitgewirkt haben.

Die Faszination für die Rätsel unseres Daseins entdeckte von Däniken bereits als Schüler im Jesuitengymnasium Saint-Michel im Kanton Freiburg. «Ich war sehr gläubig – bin es auch heute noch –, habe aber an den Geschichten zu zweifeln begonnen, die mir da erzählt wurden.» Gott sei doch allwissend und unfehlbar, habe er sich gedacht. Dass sich dieser Gott täusche, die Fehler seiner Schöpfung mit einer Sintflut oder indem er seinen Sohn auf die Erde schickt, nachträglich korrigieren müsse, das habe er nicht akzeptieren können. Mit den Jesuiten habe er hervorragend über solche Sachen reden können. «Das waren grossartige Menschen, einige von ihnen kamen Jahre später noch an meine Vorträge, tranken nachher mit mir ein Glas Wein.» Jedenfalls war für ihn klar: Irgendetwas stimmt da nicht, da ist noch etwas anderes, was verschwiegen wird.

Sex mit Ausserirdischen

Mit neunzehn Jahren reiste er zum ersten Mal nach Ägypten, seither liessen ihn die antiken Bauten nicht mehr los. Er besuchte zwar die Hotelfachschule, führte später einen eigenen Betrieb, das Hotel «Rosenhügel» in Davos, für ihn war aber längst klar, dass er sein Leben den Mysterien der Welt widmen wollte. 1968 kam sein erstes Buch, «Erinnerungen an die Zukunft», auf den Markt, zwanzig Verlage hatten es zuvor abgelehnt. Es wurde zu einem überraschenden Erfolg: Über eine Million



«Man muss nur «Himmelfahrt» durch «Raumfahrt» ersetzen»: von Däniken in seinem Büro in Interlaken.

Mal ging es über den Ladentisch, Harald Reins Verfilmung wurde 1971 für den Oscar in der Kategorie «Bester Dokumentarfilm» nominiert. Es war der Startschuss zur beispiellosen, weltumspannenden Karriere des Schweizer Hoteliers.

Am Ursprung des Universums steht für von Däniken noch immer Gott. «Irgendwie muss ja alles begonnen haben», sagt er. In den heiligen Schriften der Weltreligionen sieht er aber vor allem die Bestätigung für seine Theorie. «Man muss nur einige Wörter ersetzen, zum Beispiel «Engel» durch «Ausserirdische» oder «Himmelfahrt» durch «Raumfahrt», und alles wird plötzlich klar.» Im Alten Testament sei sogar der Geschlechtsverkehr von Ausserirdischen mit Menschen festgehalten. Er zitiert aus dem ersten Buch Mose: «Als aber die Gottessöhne sahen, dass die Töchter der Menschen schön waren, nahmen sie sie zu Weibern.» Auch im Buch Henoch, einer heiligen Schrift der Kopten, hat er eine entsprechende Stelle gefunden: «200 Wächter kamen vom Himmel, sie wollten Sex haben mit hübschen Menschen.» Als wollte er sich dafür entschuldigen, sagt er: «Der absurde Gedanke von Sex mit Ausserirdischen stammt aus der alten Literatur, das ist ja das Verrückte.»

In diesem Sinne sind unsere Frauen auch in galaktischen Massstäben ausserordentlich begehrte Wesen, der Titel «Miss Universe» bekommt eine neue Bedeutung. Von Däniken kann über solche Bemerkungen lachen, auch das macht es äusserst angenehm, mit ihm zu diskutieren. Selbstverständlich gehe er auch mit jedem gerne ein Bier trinken, der seine Theorien blanken Unsinn finde, sagt er.

Die Zeit der Wiederkunft ist nahe

Hat er nie Zweifel? «Nein.» Bei einigen Details habe er sich zwar auch schon getäuscht, im Grossen und Ganzen sei er sich seiner Sache aber sehr sicher. Ein Ufo gesehen hat er jedoch noch nie, auch hätten sich die Ausserirdischen noch nie bei ihrem grössten Fürsprecher auf Erden gemeldet. «Das ist schon demoralisierend, eine schwere Enttäuschung.»

Vor einigen Jahren hat von Däniken ein Buch herausgebracht, in dem er aufgrund einer in Stein gehauenen Prophezeiung der Maya ankündigte, dass die Ausserirdischen am 23. Dezember 2012 auf der Erde landen würden. Eine grandiose Fehlleistung? «Das Datum ging nicht auf, weil die Umrechnung des Maya-Kalenders in unsere Zeitrechnung mindestens zwanzig Jahre Spielraum lässt», sagt er. Dann können wir also in zwanzig Jahren mit der Ufo-Landung rechnen? «Vielleicht landen sie schon morgen, vielleicht in zwanzig Jahren, wir wissen es nicht. Ich werde es leider wohl nicht mehr erleben.» Angst müssten wir aber keine haben, im Gegenteil. «Die Ausserirdischen wollen uns nichts Böses tun, das sind unsere Brüder.» ○



Die «Connie», wie sie von ihren Verehrern liebevoll genannt wird, steht für eine ganze Epoche.

Die Königin der Alpen

Die Lockheed Super Constellation ist für viele das eleganteste Propellerflugzeug aller Zeiten. Weltweit fliegen nur noch zwei Exemplare, eines davon in der Schweiz. Möglich ist dies nur dank Freiwilligen. Sie halten dieses beflügelnde Stück Fortschritt am Leben. *Von Alex Baur*

Während die Maschine von Basel kommend zum Landeanflug in Emmen ansetzt, wartet Chefmechaniker Werner Spichtig mit zwei Kollegen schon einsatzbereit auf dem *tarmac*. Das gehört zur Routine. Wo immer der Airliner aus den 1950er Jahren landet, warten Spichtig und sein Team vor Ort. Kaum stehen die vier Propeller still, machen sich die Männer an Rumpf und Fahrwerk zu schaffen. Denn die Lockheed Super Constellation, so ihr voller Name, braucht permanent Zuwendung. Die Mechaniker bringen Katzenstreu aus, die heruntertropfendes Öl auffängt. Auch das ist Routine. Wirklich Sorgen muss man sich erst machen, wenn kein Schmierstoff mehr tropft – dann ist wohl keiner mehr drin.

Spichtig ist bei SR Technics angestellt und arbeitet fast ausschliesslich an der Super Constellation. Er gehört zu den wenigen, die bei

diesem Projekt überhaupt einen Lohn beziehen, und auch das nur für einen Teil seines Engagements, das sich nicht an Bürozeiten orientiert. Dutzende von Freiwilligen, zumeist pensionierte Fachkräfte, aber auch einige Lehrlinge, halten diesen Flieger in der Luft, für Gotteslohn, aus Liebe zur Fliegerei, aus Begeisterung für eine Technologie, die ohne sie längst Geschichte wäre. Und das ist vielleicht das Aussergewöhnlichste am ganzen Unterfangen: Ohne Tausende Stunden Fronarbeit wäre der aufwendige Unterhalt dieser Maschine kaum finanzierbar.

Die nach den Vorgaben des legendären *aviator* (im gleichnamigen Film gespielt von Leonardo DiCaprio) Howard Hughes konzipierte Super Constellation ist für viele nicht nur das eleganteste Propeller-Grossraumflugzeug aller Zeiten. Die «Connie», wie sie von

ihren Verehrern liebevoll genannt wird, steht für eine ganze Epoche. Es waren die Nachkriegsjahre, der technologische Fortschritt versprach Wohlstand für alle und brachte die entlegensten Winkel der Erde in Reichweite. Mit ihr wurde auch der Komfort in der Fliegerei erstmals zum Thema. Die Maschine mit dem dreiteiligen Heckleitwerk und dem elegant geschwungenen Rumpf, der an einen Delfin erinnert, galt als Königin des Transatlantikflugs. Die Bilder von Bundeskanzler Adenauer, der 1955 mit einer «Connie» der wiederauferstandenen Lufthansa nach Moskau reiste, um die letzten deutschen Kriegsgefangenen nach Hause zu holen, prägten die Erinnerung einer ganzen Generation.

Mit ihren vier hochgezüchteten, turbogeladenen Achtzehn-Zylinder-Sternmotoren war sie ein technologisches Meisterwerk. Legen-



Wechselbad der Gefühle: legendäre Lockheed Super Constellation.



Richtiges Pilotenhandwerk: Captain Frei (l.), Autor Baur.

där waren allerdings auch die Triebwerkpannen. Spötter nannten die «Connie» deshalb auch «das bekannteste dreimotorige Flugzeug der Welt». Es ist kein Zufall, dass Max Frischs epochaler Roman «Homo faber» in einer Super Constellation beginnt, die nach dem Ausfall zweier Triebwerke in der mexikanischen Wüste notlandet. Der damals topmoderne Flieger passt perfekt zum Lebensgefühl des Ingenieurs Walter Faber, eines Weltbürgers, der im Auftrag der Vereinten Nationen Kraftwerke in Südamerika baut, das Leben rational begreifen will, dann von seiner Geschichte eingeholt wird.

Die Blütezeit der Super Constellation dauerte nur gerade ein Jahrzehnt an, dann wurden die grossen Propellermotoren von den viel zuverlässigeren Düsenaggregaten aus dem Markt verdrängt. Als sich um die Jahrtausendwende eine Handvoll Aviatik-Enthusiasten um den Piloten Francisco Agullo zusammentaten mit dem Plan, eine «Connie» zu erwerben und zu restaurieren, waren weltweit nur noch einige wenige Maschinen als Frachtflieger im Einsatz. Mit Passagieren zu fliegen, ist etwas anderes. Hier gelten viel strengere Regeln. Es wäre einfacher, die «Titanic» zu bergen und auf den Vierwaldstätter-

see zu bringen, spotteten Kritiker.

Möglich war es nur, weil die im Jahr 2000 gegründete Super Constellation Flyers Association (SCFA) keine kommerziellen Flüge durchführt und lediglich Vereinsmitglieder oder Gäste an Bord nimmt. Ohne diese Einschränkung, die dem Verein gegen 3000 zahlende Mitglieder bescherte, wäre die Zulassung noch viel strengeren Bedingungen unterworfen gewesen. Es war auch so schon schwierig genug. Heute fliegen weltweit gerade noch zwei «Connies» mit Passagieren: eine in Australien, die andere eben in der Schweiz.

Der erste Kauf einer ausrangierten Super Constellation in den USA scheiterte an der Zulassung durch die Luftbehörde. Erst im zweiten Anlauf stiessen die Schweizer auf die heute im Einsatz stehende Maschine, die ur-

sprünglich bei den Streitkräften gedient hatte und in den 1970er Jahren für Insektizid-Sprüh-Flüge genutzt wurde. Investoren versuchten danach erfolglos, die Maschine für touristische Flüge durch den Grand Canyon aufzumotzen. 2001 wurde sie durch die Behörden gegroundet und ein Jahr später auf Ebay zum Verkauf ausgeschrieben. Die Schweizer packten die Chance. 2004 konnte die «Con-

Wer es an Bord dieser Maschine geschafft hat, der will nicht von A nach B gelangen.

nie» dann endlich über den Atlantik nach Basel übergeführt werden.

Die zehn Jahre seit der Überführung waren ein Wechselbad der Gefühle. Wegen Triebwerkproblemen blieb die «Connie» mehrmals am Boden. Als 2009 schwere Korrosionsschäden entdeckt wurden, schien ihr Schicksal besiegelt. Doch dank dem unermüdlichen Einsatz der Freiwilligen überstand die «Connie» auch diese Operation und rollte ein Jahr später in neuem Glanz zum Start.

Umso grösser war jeweils die Begeisterung, in der Luft wie auf dem Boden, wenn die Ma-

schine nach den Revisionen wieder abhob. Die Super Constellation mit dem Kennzeichen HB-RSC ist ein geringsehener Gast an jeder Flugshow. Und das, obwohl sie bestenfalls im Tiefflug über die Piste braust. Ein majestätisches Abdrehen ist das höchste aller Gefühle. Doch es reicht. Allein das tiefe Grollen ihrer Triebwerke und das Rauschen der Luftschaukeln (4,6 Meter Durchmesser) klingen wie eine Sinfonie in den Ohren jedes Aviatikers.

Besser, als Jumbos zu füttern

Und dann der Flug. Ein kleines GPS ist die einzige Neuerung im Cockpit. Sonst ist alles original – Mechanik pur, frei von Chips und Screens. Allerdings in leicht abgespeckter Version. Die Turbos wurden ausgebaut, der zu ihrem Betrieb nötige Treibstoff (130 Oktan) ist heute gar nicht mehr verfügbar. Damit erreicht die «Connie», die nur noch für den Sichtflug zugelassen ist, bloss eine Höhe von gut 3000 Metern. Doch mehr ist nicht nötig. Denn so richtig eindrücklich ist nicht der Flug weit über den Wolken, sondern der Tiefflug über Stadt und Land, die Felsen und Gletscher der Alpen auf Augenhöhe zum Greifen nah.

Unser Rundflug führt von Emmen über den Zugersee im sanften Steigflug hinauf durch das Reusstal und die Schöllenen via Furka, Grimsel und Brünig zurück an den Vierwaldstättersee. Wer es an Bord dieser Maschine geschafft hat, der will nicht von A nach B gelangen. Es geht allein ums Fliegen, das Sichzurückversetzen in eine Zeit, als diese Maschine ein Sinnbild war für den technologischen Fortschritt.

Fliegen auf einer Super Constellation ist noch richtiges Pilotenhandwerk. Captain Ernst Frei und Co-Pilot Paul Zitzer brauchen nicht nur all ihre Sinne, sondern auch ihre Muskeln, um die Maschine zwischen den Felsen der Alpentäler auf Kurs zu halten. Ebenso viel Können und Feingefühl wird von Flugingenieur Rolf Harlacher verlangt. Über zahllose Hebel und Schalter kontrolliert und synchronisiert er die vier Triebwerke. Permanent müssen Ladedruck, Treibstoffmischung und Propellerstellung überwacht und angepasst werden. Mittels diverser Lüftungsklappen reguliert er die Temperatur in den Motoren.

Wie viele Freiwillige des Vereins arbeitete Captain Frei einst für die Swissair. Nach dem Grounding flog er seine MD-11 noch von Johannesburg nach Kloten zurück. Dann hängte er seinen Beruf an den Nagel und wurde Süsswasserkapitän auf dem kleinen Greifensee. Inzwischen hätte er das ordentliche Pensionsalter erreicht. Doch «auf den Zuschauerdecks in Kloten herumlungern und Jumbos füttern», so meint er ironisch, sei nie seine Sache gewesen. Sein Job bei der Swissair war die Pflicht, doch die Super Constellation ist die Kür, ein fliegerischer Traum, der keinen Preis hat. ○

Pfäfflis «Löwen»

Ihr Vater pflanzt die Kartoffeln an, aus denen sie wunderbare Pommes frites macht:
Die 38-jährige Julia Pfäffli kocht, was die Natur gerade hergibt. Ein Erholungstag im Berner Seeland.
Von David Schnapp und Fabian Häfeli (Bild)



«Wir kochen nicht in den Kühlschrank»: «Löwen»-Chefin Pfäffli, 38.

In der Käserei Dieterswil frage ich, ob der «Löwen» in Bangerten ein Begriff sei? Aber ja, sagt Frau Baumgartner, die mir eben hausgemachten Emmentaler und Quark verkauft hat. «Man isst sehr gut dort», sagt sie. Ich bin auf dem Weg aufs Land. Die Sonnenblumenfelder strahlen gelb, die Geranienkästen vor den typischen Berner Bauernhäusern mit den heruntergezogenen Dächern leuchten rot. Das Korn steht schon hoch, grosse Heuballen liegen wie gigantische, weiss verhüllte Mühlesteine auf den schon gemähten Feldern. Die Schweiz wirkt erstaunlich aufgeräumt hier, zwischen Bern und Biel, wo man zwar in wenigen Minuten auf einer Autobahn ist, aber der Blick in die Ferne doch bloss auf Felder, Wälder, Hügel, ein paar Gehöfte und Kühe trifft.

Mein Ziel ist 3256 Bangerten, ein Kaff im Berner Seeland, 586 Meter über Meer, 160 Einwohner, 2,2 Quadratkilometer gross. Eine der kleinsten Gemeinden im Kanton, aber einen Besuch wert, nicht nur der beruhigenden Landschaft wegen, die sofortige Erholung für Auge und Seele verspricht. Ich will den «Löwen» besuchen, einen Landgasthof in einem fast zweihundertjährigen Bauernhaus. Es ist die Wirkungsstätte von Julia Pfäffli, 38. Vor etwas mehr als zwei Jahren hat sie den «Löwen» von ihrem Vater übernommen und hat mit einem bestechend einfachen Konzept Erfolg: «Unser Fleisch hat ganz in der Nähe gewohnt, unsere Beilagen haben wir wachsen gesehen», heisst es auf ihrer Website.

«Grundrespekt vor allen Dingen»

Julia Pfäffli hat einen abwechslungsreichen Weg hinter sich: Bei Oskar «Chrüter-Oski» Marti in der «Moospinte» wurde sie ausgebildet, später arbeitete sie unter anderem im Fünfsternehotel «Suvretta House» in St. Moritz, auf einem Schiff oder im 19-Punkte-Restaurant «Fischerzunft» in Schaffhausen. Ihr Chef dort, André Jaeger, sagt über seine ehemalige *commis*, man habe sofort gemerkt, dass Julia Pfäffli eine solide Lebensauffassung mitgebracht habe, die in der Kinderstube vermittelt werde: «Dass sie mit Tieren und in der Natur aufgewachsen ist, hat dafür gesorgt, dass Julia einen Grundrespekt vor allen Dingen entwickelt hat», sagt Jaeger. Er lobt ihre Einstellung zur Arbeit und ihr sonniges Wesen: «Julia ist resolut, weiss, was sie will, und kann sich damit behaupten. Das ist ein Segen für die Esskultur in unserem Land.»

Pfäfflis Lehrmeister Oskar Marti beginnt bei der Frage nach seiner ehemaligen Lehrtochter einen schwärmerischen Vortrag über die Qualitäten der jungen Köchin und die Bedeutung ihres Tuns: «Julia hat letztlich die Philosophie, die ich ihr versucht habe, näherzubringen, in ihrer Beiz realisiert. Sie hat eine Dramaturgie gemacht aus dem, was ihr Leben ist. Das Wirten beginnt beim Bauern, bei der Land-

wirtschaft, dann kommen die Ernte, die Verarbeitung und erst dann das eigentliche Kochen.» Für Marti ist ein Restaurant wie der «Löwen» viel mehr als ein Ort, wo man isst. «Das ist Geborgenheit und Heimat. Früher sind die Leute, die nicht zum Pfarrer wollten, zur Wirtin gegangen, die ihnen geholfen hat.»

Jeanine aus Leipzig

Wer den «Löwen» betritt, ruft ein kräftiges «Grüessech!» in die Runde. In der schlichten, mit Holz ausgekleideten Gaststube fühlt man sich gleich wohl. Jeanine, die Aushilfe im Service, bedient zusammen mit Julias Mutter Ruth die Gäste, kommt aus Leipzig, trägt auffällige Tattoos und wirkt mit ihrer offenen Freundlichkeit sehr selbstverständlich hier. Oskar Marti drückt es so aus: «Der Gast spürt die Schwingung und fühlt sich wohl. Es ist dann wie zu Hause, wenn die Mutter die dampfende Schüssel auf den Tisch stellt.» Ich bekomme einen frischen, nicht zu süssen hausgemachten Eistee, dann einen liebevoll zubereiteten gemischten Salat. Während ich den esse, kommt ein Körbchen mit zwei Scheiben hellem Brot auf den Tisch – Ruth Pfäffli hat es eben frisch gebacken. Das Brot ist noch lauwarm, hat eine knusprige Aussenhaut und riecht zart nach Hefe.

«Früher sind die Leute, die nicht zum Pfarrer wollten, zur Wirtin gegangen.»

Die Monatsrösti (Juli) dann ist aus rohen, neuen Kartoffeln gemacht, zubereitet mit Rapsöl aus eigener Kaltpressung, etwas Zwiebeln, Salz und Pfeffer sowie umrandet von dicken schwarzen Kirschen, die Hans Pfäffli von alten Hochstammäbäumen pflückt und die süss und fest sind. Julias Vater ist ausserdem Experte für Kartoffeln, die Grundlage der besten Rösti, die mir seit langem begegnet ist, und der Pommes frites, die es danach zum mit Kräuterbutter überbackenen Rindsentrecôte gibt (siehe Kasten).

Mit lautem Hallo stürmt Julia Pfäfflis Tochter Jaël in die Gaststube, das Mädchen im roten Hello-Kitty-Pulli kommt von der Schule und wird an der Küchentür von ihrer Mutter mit einem Kuss empfangen. Auch Jaëls Urgrossmutter sitzt schon hier, sie isst das Menü: Rüebli-suppe, Salat und Spaghetti bolognese. Währenddessen hat sich Vater Hans eine gelbe Schürze umgebunden und hilft seiner Tochter, die rund 30 Gäste zu bekochen. 35 Jahre lang hat er, der von sich sagt, er sei «Bauer mit Kochkenntnissen», mit seiner Frau den «Löwen» geführt. Nun ist er froh, dass seine Tochter übernommen hat. Nach dem Service gibt es von der allerdings Kritik; beim Hauptgang hat er vergessen, die Dekoration aus Kräutern und Blüten anzubringen.

Nach dem Essen sitze ich mit Julia Pfäffli auf der Terrasse des «Löwen». Die junge Frau wirkt lebensfroh, spricht mit heller, klarer Stimme und lacht ein ansteckendes Lachen wie ein Dreiklang. Gleichzeitig merkt man ihr die Last der Aufgabe an: So eine Dorfbeiz gibt viel Arbeit, mit dem Kochen allein ist es nicht getan. Dazu kommen die Organisation, die Kreation, das Schreiben der Karte, das Ausarbeiten von Menüvorschlägen für Gesellschaften. Pfäffli ist zudem alleinerziehende Mutter, die immerhin keinen Kinderhort braucht – den ersetzen Familie und Dorf. «Wir haben schon früh gelernt, dass Arbeiten etwas ist, was zum Leben gehört. Es ist nichts, was man abgetrennt vom Rest irgendwo tut, sondern es ist selbstverständlich», sagt Julia Pfäffli über die Haltung ihrer Aufgabe gegenüber.

Je nach Stimmung

Ihre Speisekarte wechselt wöchentlich oder täglich, abhängig von der Stimmung der Köchin und den Produkten von Feld, Wald und Wiese. Martin Jenni, kundiger Beizenkenner und Autor des schönen Buches «Cervelat und Tafelspitz», schreibt über Pfäfflis «Löwen»: «Sie pflegt eine subtile bürgerliche Küche.» «Wir kochen hier frisch auf den Teller und nicht in den Kühlschranks», sagt Julia Pfäffli selbst. Es gibt grüne Spargeln, solange sie auf dem Feld am Waldrand frisch geerntet werden können. Und wenn es keine mehr hat und die Kirschen reif sind, gibt es die schwarzen Steinfrüchte zur Rösti.

Sie fühle sich zu Hause hier und sei nicht gemacht für das längerfristige Leben in einer Stadt, sagt Julia Pfäffli. Und: «Ich bin ein naturbezogener Mensch. Wenn ich Pause habe, laufe ich durch den Wald, um den Kopf freizukriegen. Manchmal wäre etwas mehr Leben um mich herum zwar schön, aber jetzt habe ich ja das Restaurant, wo ich jeden Tag neue Leute treffe.» Tatsächlich ist es im «Löwen», als würde man in einer Familienstube sitzen. Die Gastgeber haben für jeden ein freundliches Wort: «Mir ist wichtig, dass eine gute Stimmung im Lokal herrscht, dann kommen die Gäste auch gern zurück. Das schafft man mit der eigenen positiven Einstimmung. Gästekontakt ist *höllewichtig* auf dem Land», sagt Julia Pfäffli.

Während ich die Idylle wieder verlassen muss und im dichten Verkehr auf der A1 in Richtung Zürich rolle, kommt mir ein Satz in den Sinn, den mir der Chrüter-Oski gesagt hat: «Das Tor zur Seele ist der Magen.» Wenn man den «Löwen» in Bangerten besucht hat, gibt man ihm, ohne zu zögern, recht.

Wirtschaft Zum Löwen: 3256 Bangerten
Telefon 031 869 02 30
April bis Oktober montags und dienstags geschlossen.
November bis März sonntags und montags geschlossen.
www.loewen-bangerten.ch

Der den Rheinfall staut

Am grössten Wasserfall Europas tost das Wasser. Der Rheinfall ist Sinnbild mächtigster Gewalten. Der Politiker Christoph Blocher wuchs hier auf. Wie hat ihn der Kraftort geprägt?

Von Christian Mundt und Hans Schürmann (Bilder)

Der Rheinfall, grösster Wasserfall Europas: Im Sommer donnern etwa 700 000 Liter Wasser pro Sekunde 23 Meter in die Tiefe. Würde man ihn für ein Flusskraftwerk nutzen, könnte man damit eine Stadt mit rund 50 000 Einwohnern versorgen.

Mehr noch als durch seine Kraft fasziniert der Rheinfall als Naturschauspiel. Die tobenden Wassermassen bezauberten Maler und Dichter gleichermaßen. Den Touristen ergeht es genauso: Der Rheinfall gehört zu den meistbesuchten Reisezielen in der Schweiz, rund eine Million Zuschauer kommen jedes Jahr.

Wir besuchen diesen Kraftort mit Christoph Blocher. Blocher, der als Unternehmer zum Milliardär wurde und als Politiker die Schweiz prägte, kennt den Rheinfall von Kindesbeinen an: Er wuchs im Pfarrhaus von Laufen auf, nur wenige Meter von den gewaltigen Stromschnellen entfernt. Blochers Vater Wolfram war Pfarrer in der Laufener Kirche. Wie hat das Naturwunder den Politiker geprägt?

Der Multipolitiker der SVP, unter anderem Ex-Bundesrat, Ex-Nationalrat, Ex-Kantonalparteipräsident, erscheint gutgelaunt. Er freut

Am reissenden Wasser erkenne man, dass nicht alle Gefahren ins Verderben führen.

sich auf den Besuch in der alten Heimat. Bevor wir die Treppen hinuntersteigen, besuchen wir die Kirche. Bereits springt ein erster Sinnpruch ins Auge: «Warlich, warlich, Gottes Wort wirt so gwüss sinen Gang haben als der Ryn; den mag man ein Zyt wol schwellen, aber nit gstellen.»

Der Satz von Huldrych Zwingli, dem Zürcher Reformator, wurde auf Veranlassung von Blochers Vater anlässlich der Kirchenrenovation 1948 über dem Chorbogen der Kirche angebracht. Der damalige Besitzer der Bindfadenfabrik, ein mächtiger Mann im Dorf, wollte allerdings einen anderen Spruch. Aber Blochers Vater setzte sich durch. Der Spruch steht dort. Aus Rache wurde Blochers Vater als Laufener Pfarrer später abgewählt.

Der Satz habe sich ihm eingepägt, sagt Blocher, während wir in der Kirche auf die gotischen Buchstaben schauen. Als kleiner Bub habe er ihn immer und immer wieder gelesen, als er hier vorne auf der Kirchenbank, an der Seite der Mutter, die Predigten des Vaters

besuchen musste. Ob es was mit geschwellten Kartoffeln zu tun habe – wegen des Worts «schwellen»? Erst später sei ihm der Sinn erklärt worden: Gottes Wort kann man gemäss Zwingli zwar stauen – eben «schwellen». Aber man müsse nicht glauben, es aufhalten – «gstellen» zu können. Gottes Wort werde sich durchsetzen – genauso wie der Rhein, der Tag und Nacht den Rheinfall hinunterrausche und sich von niemandem aufhalten lasse.

Ein ewiger Kreislauf

Ununterbrochen ist das Rauschen in der Umgebung zu hören. «Im Sommer, wenn der Rhein Hochwasser hatte, vibrierte das Haus sogar», sagt Blocher, als wir zwischen Kirche und Pfarrhaus stehen. Einige Politiker sagen, dass er deswegen so laut rede – um das Rauschen zu übertönen. «Wahrscheinlicher ist, dass man bei zehn Geschwistern automatisch laut wird, um sich durchzusetzen», entgegnet Blocher lachend. Viel schlimmer sei es aber, wenn man an Vorträgen – oder auch im Bundesrat – leise spreche, fügt er noch an. Egoisten seien das, die nur für sich selber und nicht zum Publikum sprechen.

Über die Brücke und durch das Eingangstor erreichen wir das Schloss Laufen. Hoch über dem Rheinfall stehend, überblicken wir die Szenerie: Auf der anderen Seite des Flusses liegt Neuhausen. «Hier wird die Kraft, die vom Rheinfall ausgeht, augenscheinlich: Dort drüben wurde das erste Aluminiumwerk in Europa gebaut, daneben stehen die Gebäude der Schweizerischen Industriegesellschaft», erklärt Blocher.

Vom Schloss aus nehmen wir die Treppe nach unten. «Die Kraft des Wassers zeigte sich früher noch deutlicher als heute», erzählt Blocher. Bevor in den 1950er Jahren das Kraftwerk Rheinau gebaut wurde, welches bis ins Rheinfallbecken staut, gab es verschiedene Stromschnellen und Hinterwasser, die das Schwimmen gefährlich machten. «Aber gerade weil es gefährlich war, gingen wir als Kinder gerne hin.»

Am reissenden Wasser erkenne man, dass nicht alle Gefahren zum Elend führen: «Man kann den Gefahren auch ausweichen.» Es gebe Leute, die immer Angst hätten, unterzugehen. Angesichts der Naturgewalt hier am Rheinfall – wir nähern uns dem Fall, das Rauschen wird lauter, erste Gischt belegt unsere Brillen – sehe man, dass man nicht untergeht, dass man schwimmen oder ein Boot nutzen kann. Das ist für Blocher die Botschaft des Zwingli-



«Gerade weil es gefährlich war, gingen wir als Kinder

Spruchs oben in der Kirche: Die Güte Gottes – eben Gottes Wort – setzt sich durch am Rheinfall, auf der Welt, im Leben.

Am Rheinfall werde die Erlösung der Welt dargestellt. «Es wird auf der Welt nichts vernichtet. Alles ist aufgehoben. Auch das, was wir Abfall nennen. Wir Menschen haben nur noch keine Verwendung dafür. Abfall wird immer nur umgewandelt, und schliesslich kehrt auch der Abfall – wie der Mensch – in die Erde zurück.»

Als Kind habe er sich jeweils gefragt, woher das viele Wasser komme, das pausenlos den Fall herunterstürzt, erzählt Blocher, als wir auf dem Känzeli stehen, der Aussichtsplattform direkt vor dem Wasserfall. Am Geländer glaubt man, das Wasser mit dem ausgestreckten Arm berühren zu können, so nah ist es. Schaut man lange genug ins Wasser, hat man das Gefühl, den Wasserfall hinaufzufahren.



gerne hin»: Ausnahmepolitiker Blocher auf dem Känzeli.

Als kleiner Bub habe er gedacht, das müsse ein grosser *Bschiss* sein, denn «so einen grossen See kann es doch gar nicht geben, aus dem Tag und Nacht so viel Wasser ausläuft». Da müsse es doch eine Pumpe haben. Erst später, in der Schule, realisierte er, wie dieser angebliche Betrug wirklich funktioniert. Der Lehrer erklärte den Wasserkreislauf – und wieder gilt: Es ist nichts verloren. Wie mit dem Kreislauf des Wassers, so verhalte es sich auch mit dem Menschen: «Erde bist du, und zur Erde musst du zurück.» So sind wir geboren, und so werden wir sterben.

Die Kämpfe haben Spuren hinterlassen

Während wir auf das Boot warten, das uns zum Felsen in der Mitte des Falls bringen soll, möchte ich wissen, woher er seine Kraft schöpft: für die Familie, für das Unternehmen und nicht zuletzt für die Politik, in der er nun

seit vierzig Jahren aktiv ist – und oft alleine gegen alle anderen ankämpfte.

«Ich weiss es nicht.» Diese Frage werde ihm oft gestellt, eine Antwort könne er aber nicht geben. Es sei halt einfach so. Sein älterer Bruder Gerhard, mit dem er sich regelmässig austauscht, sagt, man müsse nur den Rheinfall anschauen, um zu wissen, wie der Christoph sei: der «haut's eifach». Den Rhein frage auch niemanden, woher die Kraft kommt. Es interessiert den Rhein auch nicht. «Er fliesst und fliesst und fliesst – den Wasserfall hinab.»

Früher, zu Beginn seiner politischen Laufbahn, habe er sich von persönlichen Angriffen und Verunglimpfungen noch beeindruckt lassen: «Das überlebe ich nicht», habe er oft gedacht. Heute mache es ihm nichts mehr aus. Die Gelassenheit kam als Unternehmer. Dort lernt man: «Das Image bringt nichts, das Produkt

muss stimmen, denn das bessere Produkt setzt sich durch. Stimmt das Produkt, wird der Ruf – aber kein oberflächlicher – automatisch gut.»

Wir fahren mit dem Fährboot durchs Rheinfallbecken. Das Getöse ist so laut, dass wir uns fast anschreien: Er hätte doch genügend Geld, um das Leben irgendwo am Strand, auf einer Superjacht im Meer oder auf dem Golfplatz, zu geniessen. Blocher lacht verständnislos. Aber er genieße ja das Leben, entgegnet er. Jeder Tag sei doch ein Erlebnis! Später fügt er an, dass er seine Unabhängigkeit nutzen müsse. Am Meer liegen und nichts tun, das könne jeder. Sich so einsetzen, wie er das mache, das könne der Durchschnitt nicht. Es fehle den meisten an persönlicher Unabhängigkeit.

Das Fährboot legt unten am Felsen an. Problemlos klettert der bald 74-Jährige die schmale, steile Metalltreppe nach oben. Vom Felsen aus

wird die Kraft dieses Wasserfalls nochmals deutlich: Über Jahrhunderte hat sich der Rhein in das Gestein gefressen. Beharrlich, unaufhaltsam, erbarmungslos.

Sieht sich Blocher als Naturkraft? Er würde es nicht zugeben, aber so falsch ist die Gleichsetzung nicht. Rheinflussmässig engagiert sich der Ausdauerpolitiker seit einem Vierteljahrhundert gegen einen EU-Beitritt der Schweiz. Er hat alle Wahlen und Abwahlen, alle Erfolge und alle Demütigungen überlebt. In seinem Gesicht haben die Kämpfe Spuren hinterlassen: Sein Blick ist immer noch lauernd, herausfordernd, aber vielleicht versöhnlicher und abgeklärter als früher. Die Haut wirkt durchsichtiger, dünner, aber immer noch widerstandsfähig.

Das Jahr brachte dem von seinen Gegnern hoffnungsfroh Totgesagten eine erstaunliche Renaissance. Sein Aufstieg wurde lanciert durch den Sieg in der EWR-Abstimmung vor 22 Jahren, die Abstimmung über den Beitritt zum «Vorhof» der EU. Damals hatte er sich so verausgabt, dass er nachher wochenlang durch die Vorarlberger Alpen streifte, sich fast ausschliesslich von Milch, Käse und Brot ernährte, um nachher, wie ein Parteifreund anmerkte, «wie ein junger Muni, randvoll mit Lebenssäften», in den Ring zurückzukehren.

Im Zweifel gegen alle

Dieses Jahr feierte Blocher mit einer zweiten Europa-Abstimmung, jener über die «Masseneinwanderung», eine weitere Auferstehung. Sowohl beim EWR wie jetzt bei der Personenfreizügigkeit fielen die Ergebnisse mit 50,3 Prozent knapp für ihn aus. Blocher hätte beide Male genauso gut verlieren können. Ist das Leben eine Abfolge von Glück und Zufällen?

Blocher gibt zu, dass die Resultate knapp waren. Aber Zufall? Das wisse er nicht. Das Grossartige an der Schweiz sei ja gerade, dass hier das Volk am Schluss das Sagen habe, gegensteuern, notfalls den Riegel schieben könne: «Diese Möglichkeit, diese besondere Staatsverfassung gibt es nur hier.» Dem müsse Sorge getragen werden. Würde man dies nicht tun, betont Blocher, ginge die Schweiz kaputt. Aber wäre das denn so schlimm, wo doch nach seiner eigenen Theologie alles aufgehoben bleibe?

Wenn die Schweizer nicht mehr an der Schweiz festhalten und lieber unter die lähmende Bürokratie der EU schlüpfen wollten und damit für den Verlust an Freiheit, Selbstbestimmung und Wohlfahrt stimmen möchten, müsse man dies akzeptieren. Eine kaputte Schweiz wäre nicht der Weltuntergang. «Aber als Politiker habe ich weder den Auftrag noch die Kraft oder gar die Macht, den Weltuntergang zu verhindern. Aber ich kann dafür sorgen, dass die Schweiz nicht kaputt geht.»

Wieder zeigt Blocher auf den Rheinfluss. Wir sind zwischenzeitlich mit dem Fährboot zurück am Ufer: «Am Rheinfluss sieht man, dass es immer weitergeht, wie auf der Welt nichts ver-



Erstaunliche Renaissance: Blocher auf der Fähre.

loren ist. Auch die Schweiz nicht.» Am Ufer kreuzen wir eine Reisegruppe aus Indien, wir kommen ins Gespräch. Blocher erzählt von seinen Reisen auf dem Subkontinent und von den Fabriken, die er dort baute. Anerkennend hören ihm die Touristen zu.

Wir steigen die Stufen hoch, zurück zum Schloss. Das Gespräch dreht sich noch immer um die direkte Demokratie. Bei seinem Schweiz-Besuch warnte der deutsche Bundespräsident Joachim Gauck, dass sich das Volk auch irren könne. «So eine Binsenwahrheit»,

«Das Elend auf dieser Welt kam immer dann zustande, wenn alle in die gleiche Richtung gingen.»

empört sich Blocher, «das wissen wir sicher auch, dass das Volk nicht immer recht hat.» Für ihn sei Volkes Stimme darum auch nicht Gottes Stimme. Die viel wichtigere Frage habe Gauck aber nicht gestellt: «Nämlich die, ob denn Politiker nicht auch irren können? Und wer in den wesentlichen Fragen häufiger irrt? Das Volk oder die Politiker?»

Der Blick in die Geschichtsbücher gibt Blocher recht: Weder der Erste noch der Zweite Weltkrieg wurden durch Volksabstimmungen ausgelöst, auch nicht der Deutsch-Französische Krieg. Stets waren es Politiker, Fürsten oder Könige, die zum Angriff bliesen. Auch fehlte eine Opposition, wie sie die direkte Demokratie in der Schweiz verankert. «Das Elend auf dieser Welt kam immer dann zustande, wenn alle in die gleiche Richtung gingen und niemand diese Richtung hinterfragte.»

Wir sind im Café oben im Schloss angekommen und bestellen Espresso und Mineralwas-

ser. Warum eigentlich sieht sich Blocher immer als derjenige, der Einspruch einlegt, der sich im Zweifelsfall gegen alle stemmt?

Ausserordentliches braucht Freiheit

Schon früh habe er den Graben zwischen den Politikern und der Bevölkerung festgestellt, erklärt er. Im Zentrum stehe für ihn die Frage, wer von einem Entscheid profitiere und wer davon betroffen sei. Manchmal seien die Interessen der Elite und der gesamten Bevölkerung gleich gerichtet. In der Europafrage aber sei das anders: Von der EU würden Politiker und Manager profitieren. Politiker profitieren, weil sich im EU-Parlament Karriere machen lässt, ohne Rechenschaft abzulegen oder Verantwortung zu übernehmen. Und viele Manager schielen auf den Binnenmarkt: keine Grenzkontrollen, ein riesiges Angebot an Arbeitskräften, ein viel grösserer Absatzmarkt.

Diese Vorzüge stellt Blocher nicht in Abrede. Er, zeitlebens Unternehmer, für den Politik eine Nebenbeschäftigung sei, sehe natürlich die kurzfristigen Vorteile des Binnenmarktes. Aber auch diese haben einen Preis. Konkret ist es der Verlust an Wettbewerbsvorteilen, und der Souveränitätsverlust und zwar ein Souveränitätsverlust von Bürgern, Kantonen und Gemeinden.

Durch eine weitere Anbindung der Schweiz an die EU würde gemäss Blocher die Entscheidungskompetenz vom Bürger zu den Politikern verschoben. Politiker, Beamte, Topmanager hätten mehr zu sagen, die betroffenen Menschen weniger. Langfristig, so ist Blocher überzeugt, reisst die Teilnahme am europäischen Binnenmarkt das Fundament der Schweiz weg – die direkte Demokratie, die Neutralität und den wirtschaftlichen Nutzen: «Wenn es so weit ist, werden die Rahmenbedingungen, die die Schweiz für Unternehmen attraktiv machen, sich auf EU-Niveau verschlechtern.» Blocher ist überzeugt, dass er der Kampf gegen die EU gewonnen wird.

Draussen tost der Rheinfluss. Blocher sieht sich nicht als einen Machtstreber, der die Schweiz nach seiner Pfeife tanzen lassen will, wie ihm oft unterstellt wird. Am wichtigsten sei es, gegen die Machtarroganz im Staate anzutreten. Blocher war in der Wirtschaft Gestalter eines grossen Unternehmens. In der Politik ist er das Gegenteil: ein Aufhalter und Verhinderer, der den Schwall staatlicher Eingriffe, sozusagen den ewigen Rheinfluss politischer Machtanmassungen nicht nur stauen, sondern ganz aufhalten will.

Der Tatmensch wird zum Abschluss philosophisch: «Nur Ausserordentliches bringt die Welt voran. Ausserordentliches braucht aber Freiheit. Deshalb muss man dafür sorgen, dass möglichst wenig beim Staat ist – wo es im besten Fall nur durchschnittlich bleibt.» Solange er die Kraft habe, werde er sich für die Freiheit einsetzen. ○

Rütli der Schweizer Frau

Im Walliser Bergdorf Unterbäch gingen 1957 die ersten Schweizer Frauen an die Urne – gegen den Willen des Kantons, Bundesberns und vieler Dorfbewohner. Der damals illegale Akt war ein Schlüsselmoment für die Schweiz und ihre Demokratie. *Von Roman Weissen*

Schon Rainer Maria Rilke war tief beeindruckt und ergriffen vom Rhonetal und nannte das Wallis «das Tal der Schweiz von alters her». Der Zeit- und Rastlose soll in diesem verheissungsvollen Land das Tal Josaphat gesehen haben; dort werde das Jüngste Gericht stattfinden. Den Burghügel von Raron bestimmte der weltbekannte Dichter zu seiner letzten Ruhestätte. Auf dem Plateau gegenüber liegt der Ferienort Unterbäch.

Die Oberwalliser Berggemeinde, die heute knapp 450 Einwohner zählt, spielte für den Werdegang der Schweizer Demokratie, namentlich für die Rechte der Frauen, eine wegweisende Rolle.

Der Bundesstaat von 1848 brachte der Schweiz als erstem Land Europas eine stabile demokratische Ordnung als freie Republik. Doch die Frauen und damit die Hälfte der Bevölkerung blieben von der Mitbestimmung ausgeschlossen. Mutige Frauen kämpften aber für ihre Rechte.

Sogar die *New York Times* berichtete

Der Rarner Peter von Roten, Gatte von Iris von Roten, der grossen Pionierin der Frauenrechte und Autorin des Buches «Frauen im Laufgitter», reichte 1945 im Grossen Rat eine Motion ein, welche die politische Gleichberechtigung der Frauen verlangte. Der Vorstoss führte nicht zum Ziel. So suchte Paul Zenhäusern, Gemeindepräsident von Unterbäch und Mitunterzeichner der Motion, schliesslich den Weg in seiner Gemeinde.

Im März 1957 hatte der Schweizer Souverän über die Einführung des obligatorischen Zivilschutzdienstes für Frauen zu entscheiden. Über eine Vorlage, die Frauen direkt betraf, sollten die Schweizer Männer allein bestimmen. Gemeindepräsident Zenhäusern wehrte sich. Mit seinen Unterbächer Ratskollegen fasste er einen unkonventionellen Beschluss: «Nach Kenntnisnahme einer Rechtsbelehrung von Bundesrichter Werner Stocker beschliesst der Rat, am Urnengang für die Abstimmung vom 3. März 1957 zur Einführung der obligatorischen Schutzdienstpflicht weiblicher Personen auch den Frauen das Stimmrecht zu gewähren.»

Der Gemeinderat begründete seinen Entscheid folgendermassen: «Der Anstand und der gute Ton verlangen es, dass wir Männer uns nicht als allmächtige Vormünder benehmen, sondern Rechte und Pflichten unserer Frauen in Einklang bringen.» Der Beschluss

der Gemeindebehörde öffnete den Frauen unter Berufung auf die Gemeindeautonomie und damit Missachtung der Weisungen der Bundes- und Kantonsregierung die Tür zum Abstimmungslokal.

Die Vorlage wurde abgelehnt, sowohl auf nationaler Ebene als auch in Unterbäch, wo 33 von 86 Unterbächerinnen den Gang ins Abstimmungslokal gewagt hatten. Der illegale Akt von Unterbäch löste dennoch ein grosses Echo aus, in der Schweiz wie im Ausland. Sogar die *New York Times* berichtete darüber.

Unterbäch setzte vor 57 Jahren ein staatspolitisches Signal. Wie die Schweiz als Staat ihren Ursprung auf dem Rütli am Vierwaldstättersee hat, so schrieb Unterbäch als das «Rütli der Schweizer Frau» Geschichte. Die Walliserinnen mussten noch bis 1970 warten, bis sie politische Rechte zugesprochen erhielten, die Schweizerinnen sogar ein Jahr länger. Die erst kürzlich 95-jährig verstorbene Präsidentengattin Katharina Zenhäusern, die als erste Frau einen Stimmzettel in die Urne legte, kommentierte vor zwei Jahren den beschwerlichen Weg zur Gleichstellung von Mann und Frau: «Noch hat die Gleichberechtigung Nachholbedarf. Vor allem in der katholischen Kirche. Vielleicht sind ja die universellen Götter weiblich.»

Der Kampf um die Gleichstellung von Mann und Frau fand im Jahr 1984 durch die Wahl von

Elisabeth Kopp in den Bundesrat die Krönung; im selben Jahr wurde sie Ehrenbürgerin von Unterbäch. Ein Jahr später hielt Iris von Roten in Unterbäch die 1.-August-Rede und betonte: «Das Stimm- und Wahlrecht der Frauen und die erste Bundesrätin bedeuten nur: ein Anfang der Freiheit, kein Zenit, kein Höhepunkt der Freiheit. Und gerade was die Freiheit der Frauen betrifft, nur der Ausgangspunkt zur Erkämpfung der vollen Freiheit.»

Wegweisende Spuren

Die Bemühungen für die Rechte der Frauen in allen gesellschaftspolitischen Belangen gehen weiter. In Unterbäch können inzwischen Frau und Mann einen Frauen-Zitatenweg begehen und an Tafeln Gedanken gescheiter Frauen aus aller Welt verinnerlichen. Auch die Bundesrätinnen Ruth Dreifuss, Micheline Calmy-Rey, Doris Leuthard und viele andere Persönlichkeiten meldeten sich auf dem «Rütli der Schweizer Frau» schon zu Frauenanliegen zu Wort und liessen sich von diesem Kraftort, in dem für die Anliegen der Frauen wegweisende Spuren gelegt wurden, inspirieren.

Roman Weissen war Gemeindepräsident von Unterbäch (1980–1992) und Walliser Grossrat, zuletzt Info-Beauftragter der Seilbahnen Schweiz (SBS). Heute ist er Inhaber einer Management- und Kommunikationsagentur in Muri und Crans-Montana.



Wegweisende Spuren: Zenhäusern, 1957.



Nachholbedarf: Katharina Zenhäusern, 2007.

«Die Männerwelt ist spannender»

Helena Trachsel, Gleichstellungsbeauftragte des Kantons Zürich, über ihre Kindheit unter drei Brüdern, weibliches Geschick bei Lohnverhandlungen und die Frage, welches Geschlecht heute das Nachsehen hat.
Von Christoph Landolt und Tom Haller (Bild)

Frau Trachsel, als Ihren Kraftort haben Sie uns die Bubenbadi in Nuolen SZ genannt. Warum?

Es ist ein wunderschöner Ort, an den ich immer wieder zurückkehre. Ich bin zehn Fussminuten von dort aufgewachsen und habe in der Bubenbadi meine halbe Jugend verbracht. Hier haben wir schwimmen gelernt, Feste gefeiert, Händchen gehalten.

Warum heisst es Bubenbadi?

Weil hier lange nur die Buben baden durften. Mädchen waren ausgeschlossen, denn Badeanzüge galten als unschicklich – wie heute im Islam. Meine Mutter war eines der ersten Mädchen im Dorf, das hierhin gehen durfte. Bei mir war das kein Thema mehr. Ich bin mit drei Brüdern aufgewachsen, mit denen ich gerauft und Autoquartett gespielt habe. Ihre Jungswelt hat mir unendlich gut gefallen, viel besser als die der Mädchen, die in der Stube mit ihren Puppen spielten.

Wie sehen Sie das heute?

Die Männerwelt hat ungleich mehr Spannendes zu bieten, das probiere ich den Mädchen zu vermitteln. Kosmetik, Pflege und Pädagogik sind wunderschöne Berufsrichtungen, doch Technologie und Biologie finde ich viel interessanter. Aber es braucht beides. Mir wurde erst in der Pubertät klar, dass ich nicht nur Kumpel der Jungs, sondern auch Teil der Mädchenwelt sein will. Da kam die Frage: «Wie schaffe ich diesen Spagat? Wie akzeptieren mich die einen, ohne dass ich die anderen verliere?» Das klassische Gleichstellungsthema also.

Wie sind Sie Gleichstellungsbeauftragte geworden? Sie haben weder Soziologie noch Genderwissenschaften studiert.

Zuerst habe ich einen Frauenberuf gelernt: Krankenschwester. Dann engagierte ich mich immer stärker für die Chancengleichheit, zuerst bei der Gewerkschaft VPOD, dann lange bei Swiss Re. Irgendwann wollte ich aber wissen, wie der Staat genau funktioniert. Und ich muss sagen, es ist enorm anspruchsvoll. Anspruchsvoller als in einem Grosskonzern.

Warum?

Bei Swiss Re musste ein Projekt nur von den Vorgesetzten unterstützt werden. Beim Kanton kann jede und jeder sagen, was man noch besser machen müsste. Oder dann kommen immer wieder Anträge, die unser Amt gleich abschaffen möchten.

Das ist doch chancenlos. Sie haben den Zeitgeist hinter sich. Jede Regulierung mit dem Label «Gleichstellung» kommt durch.

Ich hoffe nicht, dass jede Regulierung durchkommt. Gleichstellung muss für die Leute wirklich Sinn machen und Nutzen bringen. Nach Jahrzehnten des Feminismus spielen die Mädchen immer noch mit Puppen und die Buben mit Autos.

Mein Vater hat mir gesagt: «Du fährst Velo, also lern, das Rad sauber zu wechseln.» Es braucht solche Vorbilder wie ihn. Natürlich darf sich ein Mädchen zu Puppen hingezogen fühlen. Aber wenn es etwas anderes will, soll es das auch tun dürfen.

Wird das irgendjemandem verboten?

Nein, das nicht. Aber es macht Sinn, dass wir das gesamte Potenzial voll einbeziehen, auch das der Frauen. Gleichstellung bedeutet Potenzialerschließung. Es ist wunderbar, wenn eine Frau leidenschaftlich Coiffeuse ist. Aber wenn sie merkt, dass sie eigentlich gerne Schlosserin oder Nanotechnologin wäre, soll sie einen solchen Beruf lernen können.

Haben Sie Rückmeldungen von Frauen, die lieber Schlosserin geworden wären?

Ja, das höre ich bis heute.

Bei Sechzig- oder bei Zwanzigjährigen?

Bei Sechzehnjährigen. Kürzlich haben mir Mädchen einer Sek C erzählt, dass sie nicht Köchin werden dürfen, weil es in der Küche Männer hat. Sie hatten einen Migrationshintergrund.

Wenn Frauen diskriminiert werden, dann meist in Migrantenkreisen. Doch um dieses Thema machen Gleichstellungsexperten einen riesigen Bogen.

Es ist ein Dilemma: religiöse und kulturelle Freiheit versus Gleichstellung. Junge Ausländerinnen zahlen einen hohen Preis, sie werden zum Teil geächtet, wenn sie wie ihre Schweizer Freundinnen leben wollen. Aber die Erste, die in unserem Dorf einen Bikini trug, wurde auch schräg angeschaut. Jede Gesellschaft braucht Zeit, und wir sind mit vierzig Jahren Frauenstimmrecht nicht das Land, das den Mahnfinger heben muss.

Sie haben vor zwei Jahren Markus Theunert als Männerbeauftragten verpflichtet und damit einen PR-Coup gelandet. Er war nach wenigen Wochen wieder weg, sein Nachfolger hielt es auch nicht lange aus.

Das bedauere ich immer noch. Es wäre doch der Hammer gewesen!



«Wer gleiche Rechte will, muss auch gleiche Pflichten

Ich habe nie verstanden, was Theunert genau wollte. Er hat von Männergleichstellung gesprochen, aber dort geschwiegen, wo es Diskriminierung gibt. Zum unterschiedlichen Pensionsalter sagte er nichts. Sie sprechen ein wichtiges Thema an. Ich war immer eine Verfechterin des gleichen Pensionsalters. Ich bin auch gegen das neue

Unterhaltsrecht, das der Nationalrat einführen will. Stellen Sie sich vor: Männer, die ein uneheliches Kind bekommen, sollen zehn Jahre lang für die getrennt lebende Mutter Alimente bezahlen! Damit wird einmal mehr das traditionelle Rollenbild zementiert. **Tatsächlich? Damit stehen Sie unter Ihren Gleichstellungskolleginnen wohl alleine.**



übernehmen»: Fachstellenleiterin Trachsel.

Ich kann nicht über meine Kolleginnen sprechen. Wer gleiche Rechte will, muss auch gleiche Pflichten übernehmen.

Wer ist heute stärker benachteiligt – Männer oder Frauen?

(Überlegt lange) Beide haben in verschiedenen Fragen Nachteile.

Für die Männer gilt die Dienstpflicht, sie müssen länger arbeiten, und sie sterben erst noch früher. Männer sind doch heute auf der ganzen Linie benachteiligt.

Einverstanden, die Verantwortung ist nicht gerecht aufgeteilt.

Wo sehen Sie die Frauen heute noch als benachteiligt?

Beim Lohn.

Es ist nicht erwiesen, dass es Lohndiskriminierung gibt.

Viele Personalchefs stellen beim Einstellungsgespräch immer noch die Frage, welchen Lohn man sich vorstellt. Ich frage mich, warum das überhaupt noch erlaubt ist, denn Frauen schneiden erwiesenermassen schlechter ab, wenn der Lohn vom Verhandlungsgeschick abhängig ist.

Sind Frauen unfähig, für ihre Interessen zu kämpfen?

In der Tat getrauen sie sich weniger. Sogar Uni-Absolventinnen verdienen nach dem Berufseinstieg bis zu 10 000 Franken weniger als Männer. Und das zieht sich nachher durch. Das zeigen verschiedene Studien.

Wo liegt das Problem?

Will nicht immer nur der Mann ein Leben lang Ernährer spielen, kann es zum Problem werden. Ich verstehe nicht, warum Firmen kein transparentes Lohnsystem einführen, bei dem jeder nach Erfahrung bezahlt wird.

Die Frauen hätten es in der Hand. Nirgendwo sind sie so stark vertreten wie in den Personalabteilungen.

Ja, richtig.

Die meisten Frauen, die ich kenne, setzen nicht voll auf Karriere, weil sie als Mütter mit einem Teilzeitjob liebäugeln. Wollen die Frauen die totale Gleichstellung?

Viele Frauen wählen ihren Beruf nach der Möglichkeit der Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Viele sagen mir aber auch, dass sie gerne im Berufsleben drinbleiben wollen. Darum unterstützen wir zum Beispiel den Teilzeitmann, den die *Weltwoche* ja gerade auf dem Cover hatte. Aber klar: Wenn eine Frau trotz Karriere Kinder will, muss sie so präsent sein, dass der Arbeitgeber auf sie zählen kann. Ein Pensum von fünfzig Prozent ist dann wohl das Minimum.

Helena Trachsel, 55, leitet seit 2011 die Fachstelle für Gleichstellung von Frau und Mann des Kantons Zürich. Zuvor war sie beim Rückversicherungskonzern Swiss Re während dreizehn Jahren für Diversity Management verantwortlich. Sie lebt mit ihrem Mann und zwei erwachsenen Töchtern in Winterthur.



«Soll ich die Tiere hier im Stich lassen?»: Auslandschweizerin Warth, 56, in Simbabwe.

Elefantenmutter Theresa

Im Süden Simbawes widersteht die Schweizerin Theresa Warth allen Anfeindungen aufgehetzter Landbesetzer und rettet Elefantenwaisen.

Von Thilo Thielke (Text und Bilder)

Vor Besuchern plustern sich die beiden Elefantenkühe Munguezi und Chitora, beide siebzehn, gerne auf. Simultan reißen sie die rechten Vorderbeine in die Höhe, recken ihre Rüssel in die Höhe und vollführen eine Art Tanz. Imponieren wollen sie damit ihrer Chefin, Theresa Warth, die in ihrer Khakiweste einige Stücke Zuckerrohr versteckt hat.

Die Schweizerin wirkt zwischen den Kolossen sehr zerbrechlich. Eingerahmt von den beiden, blickt sie hoch und folgt dem Spiel ihrer Zöglinge. Das hat etwas Anmutiges – trotz des Gewichts der bisweilen etwas schwerfällig wirkenden Tiere. Es ist sieben Uhr morgens, Fütterungszeit in diesem Teil der Chiredzi River Conservancy im Süden Simbawes und

Höhepunkt im Tagesablauf der vier Elefantenwaisen. Neben Munguezi und Chitora leben noch die neunjährige Kimba und die vierjährige Chinja auf dem Farmland.

Ihr Glück ist es, Aufnahme bei Theresa und ihrem Mann Gary gefunden zu haben – seit vielen Jahren kümmern sich die Auslandschweizerin und ihr simbabwischer Mann um die Tiere.



verhungert, wenn sich nicht besorgte Farmer ihrer angenommen und sie zu Theresa Warth gebracht hätten.

Die ist mittlerweile eine anerkannte Spezialistin im Umgang mit Elefanten. Als Anfang der neunziger Jahre eine Dürre den Süden Simbabwe heimgesucht hatte, begann Theresa mit der Hege von Elefantenjungen – damals war es der Mangel an Futter, der die Herden dezimiert hatte. Schnell hatte Theresa eine Herde von zwölf Elefantenbabys auf der Farm und daneben noch ein Flusspferdbaby, um die sie sich kümmern musste.

«Viel friedlicher als die in Südafrika»

Die Elefanten von damals sind längst in die Freiheit entlassen worden. Geblieben aber ist eine lebenslange Beziehung zu den imposanten Tieren. «Ohne die Elefanten hätte ich wohl kaum die Kraft gehabt, hierzubleiben», sagt Theresa und kramt das Mobiltelefon aus der Westentasche. Das klingelt schon seit einer ganzen Weile.

Roy ist am Telefon, der Manager der Nachbarfarm. Landbesetzer stehen vor seinem Tor. Sie behaupten, sie seien Veteranen aus dem Unabhängigkeitskrieg der siebziger Jahre; sie schwenken Knüppel und Äxte und wollen das fruchtbare Land übernehmen. Roy ist wieder einmal mit den Nerven am Ende. Er will alles hinschmeissen wie die vielen anderen Weissen und weg nach Australien oder Neuseeland oder wenigstens ins benachbarte Sambia, wo es sicherer ist.

Doch wieder einmal beruhigt Theresa den aufgebracht Mann und telefoniert Hilfe herbei. Wie oft hat sie in den vergangenen Jahren diese Geschichten gehört? «Im Prinzip sind das freundliche Menschen hier, viel friedlicher als die in Südafrika», sagt sie und streichelt der kleinen Chinja über den Rücken: «Sie haben nur die Orientierung verloren.» Dankbar für die Aufmerksamkeit trötet die Elefantenweise Theresa ins Ohr, und für eine Weile ist all die Unbill vergessen.

Gelassenheit strömen die Elefanten aus, etwas Urzeitliches. Wenn Theresa beobachtet, wie sie über die rote Erde trotten und Schirmakazien rupfen, ahnt sie, dass es etwas Grösseres auf dieser Erde gibt als Mugabe und seine Schläger, den Streit um Ackerland und die Angst ums eigene Hab und Gut. «Soll ich die Tiere hier im Stich lassen und alles aufgeben?», fragt sie. Und vor allem: «Wohin soll ich denn gehen?»

Schon ihr Grossvater hatte der Schweiz den Rücken gekehrt und war in die Welt hinausgezogen. Ihr Vater war im damaligen Malaya aufgewachsen und, als die Japaner die südostasiatische Halbinsel im Zweiten Weltkrieg besetzt hatten, ins britische Kenia weitergezogen.

Theresa, die Tochter eines Schweizer Ehepaars, wurde in Österreich geboren. Die ersten Jahre ihres Lebens verbrachte sie mit ihren Ge-

schwistern im damaligen Rhodesien. «Diese Liebe zu Afrika hat nie nachgelassen», sagt sie, auch wenn es turbulente Zeiten waren: «Afrika ist meine Kraftquelle.»

In den siebziger Jahren eskalierte der Krieg in Südrhodesien. Die Weissen weigerten sich unter dem Kommando ihres Premierministers Ian Smith, das Land in die Unabhängigkeit zu entlassen, und riskierten dafür sogar den Bruch mit der britischen Krone. Auf der anderen Seite formierten sich verschiedene Widerstandsbewegungen. Einige wurden von den Chinesen unterstützt und andere von den Russen. Sie bekriegten die starrsinnigen Weissen, und sie bekriegten einander. In Salisbury, das heute Hara-

«Wir kamen nach Zofingen im Aargau. Alles war sehr geordnet, sehr sauber und sehr streng.»

re heisst, explodierten Autobomben, Menschen wurden massakriert und Thesas Vater beschloss, seine Kinder zunächst einmal in die Schweiz aufs Internat zu schicken.

«Wir kamen nach Zofingen im Aargau», erinnert sich Theresa Warth, «alles war sehr geordnet, sehr sauber und sehr streng, doch ich fühlte mich nach der Jugend in Afrika plötzlich wie im Gefängnis.» Nicht zufällig gehörten zu den Attraktionen von Zofingen Mauern aus dem Mittelalter. Das Kind aus Afrika fühlte sich fremd in der neuen Umgebung.

Bauernhof in Meggen

Weil sie vom Vater in hochdeutscher Sprache erzogen worden war, lachten die Kinder in der Schweiz über den Sonderling mit der seltsamen Aussprache und feixten, wenn Theresa den Mund aufmachte. Nur bei Theateraufführungen wurde sie mit ihrem klaren Deutsch immer eingesetzt. Und dann stand sie da auf der Bühne im Versammlungssaal, beäugt von all den Landsleuten, und sehnte sich nach Afrika: den wilden Tieren, der Weite und der Freiheit.

«Ich habe einen Schweizer Pass, aber ich bin wahrscheinlich keine besonders gute Schweizerin», gibt Theresa Warth zu, dennoch fährt sie noch immer mindestens einmal im Jahr in die Schweiz zum Familienbesuch. Der Unabhängigkeitskrieg in Simbabwe, die Internatszeit in Zofingen und die Ungewissheit, was aus Afrika werden würde, hatten die Familie nämlich zerrissen.

Mitte der siebziger Jahre pendelte der Vater immer noch zwischen den Welten hin und her, versuchte das Geschäft mit der Rinderzucht in der afrikanischen Steppe aufrechtzuerhalten; zu retten, was zu retten war. Doch irgendwann kapitulierte auch er vor der Gewalt. Die Eltern übernahmen einen Bauernhof in Meggen am Vierwaldstättersee, wo schon die Grosseltern Landwirtschaft betrieben hatten, und kehrten

Ihr Pech war es, im falschen Teil dieser Erde geboren zu sein. Simbabwe befindet sich im Würgegriff des grössenwahnsinnigen Kommunisten Robert Mugabe, der sich «ein Hitler dieser Zeit» nennt und seine Parteigänger dazu aufhetzt, weisses Farmland zu besetzen.

In ihrem irrationalen Hass, der sich gegen alles und jeden richtet, und angetrieben von Geldgier, haben nun Wilderer das einstige Touristenparadies verwüstet. Die Muttertiere von Munguezi, Chitora, Kimba und Chinja wurden mit Macheten verstümmelt, von Garben aus Schnellfeuergewehren zerfetzt, zerhackt und ihres Elfenbeins beraubt.

Weil sie zu schwach waren, blieben die Jungtiere hinter der Herde zurück und wären wohl



Ruf der Wildnis: Theresa Warth.

endgültig ins Land der Vorväter zurück. » Vier Geschwister blieben mit ihnen in der Schweiz und verteilten sich aufs Land; zwei gingen nach Australien, das immer schon eine beliebte Alternative für weisse Afrikaner war. Theresa aber rang mit sich. Das Visum für Australien war bereits genehmigt, die Schweiz lockte mit Sicherheit, Bergen und dem geliebten Greyerzer Käse. Theresa aber entschied sich als Einzige aus der Familie für Afrika und folgte dem Ruf der Wildnis.

Mugabes Rache

Zuerst sah es ja auch noch ruhig aus. Zwar töteten Anfang der achtziger Jahre Regierungssoldaten im Matabeleland Tausende vermeintlicher Regimegegner. Doch das interessierte im Ausland kaum jemanden. Mugabe wurde von vielen als Held gefeiert. Und die weissen Farmer liess der Diktator auch weitgehend in Frieden. Rhodesien hiess nun Simbabwe, doch es blieb eines der wenigen afrikanischen Länder, in denen kommerzielle Landwirtschaft erfolgreich war, es exportierte Mais und Tabak und galt als Kornkammer des südlichen Afrika.

Auch Theresa und Gary konnten anfangs nicht klagen. Zunächst bewirtschafteten sie einen fremden Hof in der Nähe des Gonarezhou-Nationalparks; 1997 kauften sie dann die Wasara-Ranch: 5000 Hektar eigenes Farmland im Lowveld mit Rinderzucht und Gemüseanbau. Endlich standen sie auf eigenen Füssen, und die grösste Gefahr drohte von den Anophelesmücken.

Sie wollten mit ihren beiden Söhnen alt werden auf diesem wunderschönen Fleckchen Erde, durch das regelmässig Elefantenherden streiften, wo man nachts das Gebrüll der Löwen hören konnte und über dem Adler ihre Kreise zogen. Doch die Katastrophe begann drei Jahre später.

Der Shona Robert Mugabe war allzu siegesgewiss in ein Verfassungsreferendum gegangen, das ihm noch mehr Macht sichern und Freiheiten bei der Enteignung der ungeliebten weissen Farmer geben sollte. Insbesondere

in Harare und Bulawayo, der Hauptstadt seiner traditionellen Widersacher vom Stamm der Ndebele, fiel die Niederlage vernichtend aus – in beiden Städten errang die herrschende Zanu-PF nur ungefähr ein Drittel der Ja-Stimmen.

Diese Schmach konnte der Diktator nicht auf sich sitzen lassen. «Wir sind Guerillakämpfer, die schon früher gekämpft haben, und sind bereit, zu jeder Zeit wieder zu kämpfen», verkündete er und hetzte seine Anhänger, insbesondere sogenannte Kriegsveteranen, auf, das Farmland der angeblich so habgierigen und rassistischen Weissen zu besetzen.

Es dauerte nicht lange, da stand eine Horde angetrunkenen und pöbelnder Jugendlicher auch vor Thereses Haus. Sie führten allerhand Schlagwerkzeuge mit sich und guckten aus rotunterlaufenen Augen feindselig in die Welt. Sie seien gekommen, endgültig das Land der Imperialisten zu übernehmen, lallten sie und wedelten mit einem Papier vom örtlichen *base commander*, einem angeblichen Kriegsveteranen, der seit dem Jahr 2000 das Land der Weissen in der Gegend um die Provinzstadt Chiredzi verhökert.

Theresa war an jenem Tag alleine auf der Farm. Die über dreissig Angestellten hatten sich beim Anblick ihrer schwarzen Brüder allesamt in die Büsche geschlagen.

Aber was hätte sie auch tun können? Hilflos musste sie mit ansehen, wie sich die Landbesetzer daranmachten, die Felder mit Mais und Chili und die Mangoplantagen zu verwüsten. Dann bauten sie sich ein paar Hütten und begannen, völlig wahllos Bäume zu fällen.

«Wir führen hier auch einen Krieg gegen die Bäume», verkündete der Anführer stolz. Dann zogen die jungen Männer in den Busch und machten Jagd auf die wilden Tiere. Seitdem herrscht Unruhe unter den Elefanten. «Sie

spüren genau, wenn etwas vorgeht», hat Theresa Warth beobachtet, «seitdem sind sie scheu geworden gegenüber Menschen und haben sich tief ins Land zurückgezogen.»

Unter Räufern

Simbabwe, das noch in den neunziger Jahren für seinen vorbildlichen Tierschutz gelobt worden war, fiel plötzlich unter die Räuber. Ganze Herden wurden niedergemetzelt, Drahtfallen gestellt, Löwen vergiftet – das Rattengift kam in die Nahrungskette, und am Ende kreppten auch die Geier und Falken und Adler, auf die das Land einst so stolz gewesen war.

Von den 5000 Hektar Farmland blieben Theresa und Gary gerade einmal 400 Hektar. 350 Rinder wurden ihnen gelassen. Die beiden Söhne, nun erwachsen, sind in Australien – auch wenn sie sich, wie einst die Mutter, in der Ferne nach Afrika sehnen.

Die meisten Nachbarn sind längst fort, in der Alten Welt oder in der Neuen. Die Innen-

«Wir führen hier auch einen Krieg gegen die Bäume», verkündete der Anführer stolz.

stadt von Chiredzi ist verödet. Die wenigen Weissen verlassen ihre Farmen nur selten. Roy ist noch da und klagt. Er kann sich partout nicht an die ständigen Provokationen potenzieller Landbesetzer gewöhnen. Und Gary und Theresa prozessieren vor Gericht in Harare um ihr Land, allerdings mit wenig Aussicht auf Erfolg.

Niemand weiss, wie es weitergehen soll. Die Touristen machen um das Land seit Jahren einen Bogen. Millionen Menschen haben Simbabwe verlassen und suchen in den Nachbarländern Gelegenheitsjobs. Und wenn der betagte Mugabe, der Anfang des Jahres seinen neunzigsten Geburtstag in Singapur feierte, irgendwann stirbt, drohen blutige Diadochenkämpfe, und alles könnte noch schlimmer werden.

Theresa aber will bleiben. «Vielleicht haben wir den richtigen Zeitpunkt verpasst», sinniert sie, «jetzt ist es definitiv zu spät, um zu gehen.» Trotz all der Schwierigkeiten empfindet sie es immer noch als Privileg, «in einem so wunderschönen Land leben zu dürfen», sagt sie – und dass Besitz allein ihr nicht viel bedeute; sie möchte nur in Frieden gelassen werden.

Und dann sind da noch die Tiere, die sie nicht im Stich lassen kann und die ihr die Kraft geben, durchzuhalten: Neben den vier Elefanten bevölkern noch ein blinder Büffel, zwei Pfauen, der Papagei Cicca, eine Ginsterkatze und zwei Ducker-Antilopen den Resthof – eine verschworene Gemeinschaft in einer bisweilen feindseligen Umgebung. ○



«Solar Impulse ist kein grünes Projekt»

Der Schweizer Flugpionier Bertrand Piccard will mit seinem Solarflieger nicht nur die Welt umrunden, er versteht sich auch als Botschafter der Energiewende. Ist Solarstrom wirklich eine Alternative? Der 56-jährige Wissenschaftler und Abenteurer hat überraschende Antworten. *Von Alex Baur*



«Völlig neu»: Pilot Piccard, Reisegeschwindigkeit: 70 km/h.

Herr Piccard, Sie sind daran, mit Ihrem Solarflieger eine grossartige Pionierleistung zu erbringen. Aber das reicht Ihnen nicht. Sie missionieren mit dem Projekt Solar Impulse für die sogenannte Energiewende. Hand aufs Herz – glauben Sie wirklich, dass wir eines Tages wirtschaftlich mit Solarstrom in der Welt herumfliegen werden?

Ich wäre naiv, wenn ich jetzt ja sagen würde – und ich wäre ein Idiot, wenn ich nein sagte. Als die Gebrüder Wright 1903 erstmals ein Flugzeug in die Luft brachten, gab es auch keine Technologie, um Passagiere zu transportieren. Es gab damals Wissenschaftler, die behaupteten, es sei physikalisch für den Menschen gar nicht möglich, zu fliegen. Ein halbes Jahrhundert später flogen Airliner mit 200 Passagieren über die Weltmeere. Wir beginnen mit Solar Impulse einen neuen Zyklus in der

Fliegerei. Aber wir wissen nicht, wie es in zwanzig Jahren sein wird. Es ist deshalb wichtig: Solar Impulse ist ein Forschungsprojekt, es ist kein Industrieprojekt.

Bei allem Respekt für die technologische Spitzenleistung – Solar Impulse spiegelt etwas vor. In Wahrheit handelt es sich um einen Segelflieger mit vier Hilfsmotoren und 650 Kilogramm Batterien.

Das stimmt nicht, Solar Impulse benutzt nicht thermische Winde, um zu fliegen. Es ist ein echtes Flugzeug: Es startet nicht nur mit eigener Kraft, es bleibt auch mit eigener Kraft Tag und Nacht in der Luft. Das ist völlig neu. Als Lindbergh erstmals über den Atlantik flog, konnte er ausser Treibstoff auch nichts mit sich führen. Aber nochmals, die Förderung von sauberen Technologien steht im Vordergrund. Unser Ziel ist es nicht, die Fliegerei zu revolutionieren – wir wollen zeigen, dass man mit

erneuerbaren Energien Dinge machen kann, die man zuvor für unmöglich gehalten hat.

Formidabel. Doch die Solartechnologie, die Sie propagieren, wird seit vierzig Jahren politisch hochgejubelt, um den Menschen vorzugaukeln, dass es eine sauberere Alternative zur Kernenergie gibt. In Deutschland wurden Solar- und Windenergie in den letzten fünfzehn Jahren mit über 100 Milliarden Euro subventioniert. Das Resultat: Während das deutsche Stromnetz vor dem Zusammenbruch steht, hat sich am CO₂-Ausstoss nichts verändert, weil die Solar- und Windanlagen völlig unzuverlässig sind, die meiste Zeit keinen Strom liefern und die Lücke mit Kohle geschlossen wird. Was in der Theorie wunderbar aussieht, hat sich in der Praxis als untauglich erwiesen.

In vielen Ihrer Punkte habe ich eine andere Meinung. Aber natürlich ist es eine Illusion,

wenn man glaubt, nur mit mehr erneuerbaren Energien könne man alle Energieprobleme der Menschheit lösen, ohne im Voraus den Energieverbrauch massiv zu senken. Bei unserem Projekt geht es trotz dem Namen, daher auch nicht primär um die Propagierung von Solarenergie, sondern in erster Linie um energetische Effizienz. Es ist klar: Ein normales Flugzeug würde mit unseren Solarpanels nie fliegen. Wir haben unser Flugzeug extrem effizient gemacht, und zwar so weit, wie die Sonnenenergie ausreicht, um es in der Luft zu halten.

Es geht also allgemein um saubere Technologien – ein Zukunftsmarkt mit gigantischem Potenzial. Das betrifft auch neue Werkstoffe, die extrem leicht und trotzdem

«Gerade die Chinesen haben das begriffen und setzen deshalb massiv auf saubere Technologien.»

belastbar sind; Anstriche, die für Schiffe den Wasserwiderstand massiv reduzieren; Glasbeschichtungen, die bis zu 96 Prozent der Wärmeeinstrahlung absorbieren; Batterien und Motoren, welche die Energie optimal nutzen, LED-Leuchten, die eine zwanzigmal höhere Lebensdauer haben als konventionelle Lampen und fünfmal weniger Strom brauchen, Isolierstoffe für Häuser et cetera. All diese Errungenschaften, die zum Teil für Solar Impulse entwickelt oder perfektioniert wurden, haben einen breiten Nutzen.

Ihr Projekt kommt aber ganz anders rüber. Der Flieger steht für die Energiewende – das ist nicht ein wissenschaftliches, sondern ein politisch-ideologisches Unterfangen.

Ich habe es immer wieder gesagt: Solar Impulse ist kein grünes Projekt, sondern ein «cleanes». Wir sind keine Öko-Fundis, welche die Mobilität und das Wachstum einschränken wollen. «Cleantech» ist ein Win-win-Ansatz: Mit den Einsparungen wird nicht nur ein ökologischer, sondern auch ein ökonomischer Mehrwert generiert. Wenn in Peking Smog herrscht, ist das in erster Linie nicht für die Natur ein Problem – die weiss sich schon zu wehren –, sondern für die Menschen. Gerade die Chinesen haben das begriffen und setzen deshalb massiv auf saubere Technologien.

Tatsache ist: In der Schweiz leben wir so gesund, wie noch keine Generation vor uns, Lebensqualität und Lebenserwartung steigen und steigen. Warum sollen wir ein gutfunktionierendes System ändern?

Gerade dann, wenn wir reich sind, müssen wir in die Zukunft investieren. Es geht ja auch darum, dass wir mit den Ressourcen zukünftiger Generationen haushälterisch umgehen. Energiesparen beginnt jetzt endlich rentabel zu sein. Deshalb müssen

wir die neuen Technologien benützen, um eine saubere Wirtschaft zu haben, die auch neue Arbeitsplätze schafft. Aber Solarenergie alleine reicht natürlich nicht, wir brauchen alles zusammen – Wind, Geothermie, Biogas, Wasserkraft. Vergessen Sie nicht, dass die Schweiz heute zu zirka achtzig Prozent ihres Gesamtenergieverbrauchs vom Ausland abhängig ist – es bleibt also auch hier viel zu tun.

Seit dreissig Jahren höre ich, die Solarenergie stehe kurz davor, rentabel zu wer-

Neues. Ich sehe mich als Pionier, schau in die Zukunft. Die Kernenergie hat gute Dienste geleistet, aber es ist eine Technologie der Vergangenheit. Wir können es heute besser machen.

Das ist ein grüner Mythos. Die Kernenergie ist die modernste Technologie, die wir haben, und wir stehen erst am Anfang der Entwicklung. Das Problem ist, dass viele Menschen nicht wissen, wie sie funktioniert, und deshalb Angst haben. Die Kerntechnologie hat ein gewaltiges Entwicklungspotenzial.



«Tag und Nacht»: Solar Impulse.

den. Warum reden Sie eigentlich nie von Kernenergie?

Ich habe nichts Besonderes gegen die Nukleartechnologie. Ich habe nie die sofortige Stilllegung der AKW gefordert, so lange diese sicher sind. Tatsache ist aber, dass diese einfach zu teuer sind – rechnet man alle Kostenfaktoren richtig. Aber warum ist Ihnen das so wichtig?

Weil die Kernenergie fast die Hälfte unserer Stromversorgung sichert und uns zusammen mit dem Wasser den saubersten, zuverlässigsten und günstigsten Mix der Welt beschert. Das alles soll nun plötzlich nichts mehr gelten – im Zuge der Fukushima-Hysterie wurde innerhalb einer Woche völlig kopflos die Energiewende beschlossen, die Sie unterstützen. Das ist unseriös.

Das sehe ich anders. Ich bin nicht primär gegen etwas Bestehendes, sondern für etwas

Man spricht seit Jahren von Thorium-Reaktoren, die keine langlebigen strahlenden Abfälle mehr produzieren, oder von der Kernfusion. Doch sind diese Technologien noch für lange Zeit nicht umsetzbar. Wir brauchen auch nicht so viele AKW. Wenn wir nur konventionelle Glühlampen und Elektroheizungen durch LED und Wärmepumpen ersetzen würden, könnten wir in der Schweiz zwei AKW abschalten.

Wenn den Politikern nichts mehr einfällt, beschwören sie das Sparen, auch dieses Lied höre ich seit dreissig Jahren. Tatsache ist: Wir brauchen immer mehr Strom, und das ist gut so. Gerade wegen umweltfreundlicher Technologien –, Wärmepumpen, Elektroautos, Eisenbahnen – aber auch wegen Computern steigt der Strombedarf.

Sie haben insofern recht, als wir uns zu einer «elektrischen Gesellschaft» hinbewegen. Ef-

fektiv sollten wir erst einmal von den fossilen Energieträgern wegkommen. Nochmals, ich bin kein AKW-Gegner aus Prinzip oder aus Ideologie. Ich sage nur, dass wir es besser machen können. Wenn wir dezentral in kleinen Einheiten sauberen Strom produzieren und verkaufen, ist das ein Geschäft, schafft das neue Jobs und verbessert die Versorgungssicherheit.

Das ist kein Vorteil, sondern ein Nachteil – viele neue Jobs heisst für mich, dass die Energie ineffizient ist. Am meisten Jobs

meine Energieausgaben lieber an ein lokales KMU als an einen ausländischen Ölproduzenten.

Bei der famosen Energiewende gilt aber nur als erneuerbar, was garantiert nicht rentiert. Saubere Wasserkraftwerke, die den Strom liefern, wenn man ihn braucht, sind in der Schweiz unrentabel geworden. Dafür werden Solar- und Windanlagen subventioniert, die drei- bis fünfmal teureren Zufallsstrom produzieren, sofern das Wetter gerade mitspielt. Das ist doch Irrsinn.



würde das mittelalterliche Tretrad schaffen. Die Elektrizitätswerke würden mitmachen. Denen ist es egal, wie der Strom produziert wird, solange die Subventionen fließen.

In der Welt bekommen die fossilen Energien im Durchschnitt zehnmal mehr Subventionen als die erneuerbaren Energien. Natürlich muss die Rechnung aufgehen, deshalb plädiere ich ja für mehr Effizienz. Aber Sie müssen eine Vollkostenrechnung machen, die Schädigung der Umwelt und den Verschleiss an Ressourcen mit einbeziehen. Wenn Sie das tun, werden die erneuerbaren plötzlich rentabel. Wir sind daran, innerhalb weniger Jahrzehnte fossile Brennstoffe sinnlos zu verbrauchen, für deren Schaffung die Natur 200 Millionen Jahre gebraucht hat. Das ist verantwortungslos. Ich persönlich gebe

Ich ziehe ein Einspeisegesetz direkten Subventionen vor, weil es private Investitionen stimuliert, und das ist gut für die Wirtschaft. Ich finde, wir müssten zuerst die Industrie in die Pflicht nehmen und ihr klare Vorgaben bezüglich der Energieeffizienz machen, damit sie energieeffiziente Produkte auf den

«Ich bin kein AKW-Gegner aus Prinzip. Ich sage nur, dass wir es besser machen können.»

Markt bringt. Die Erschliessung alternativer Energiequellen läuft parallel. Die Zukunft liegt im Smart Grid, das den Strom optimal verteilt und vor allem die Geräte optimal einsetzt.

Schon wieder ein Mythos. «Smart Grid» heisst auf Deutsch nichts anderes, als dass

der Mensch seinen Energiekonsum nach dem Stromangebot richtet. Bei der Waschmaschine geht das vielleicht knapp, aber wir können doch nicht all die Fabriken, Eisenbahnen, Aufzüge und Rechenzentren stilllegen, wenn gerade kein Wind bläst und keine Sonne scheint. Das ist doch surreal.

Warum investieren zum Beispiel ABB und BKW so viel in dieses Gebiet, wenn es surreal wäre? Es gibt bei den Speichertechnologien viele Fortschritte. Wasserstoff zum Beispiel ist ein hervorragender Energiespeicher. Wir müssen in die Zukunft schauen. Wenn wir die Energiewende schlechtreden, bevor wir sie überhaupt versucht haben, kommen wir nie weiter. Das Absurde ist, dass die grösste Opposition heute aus grünen Kreisen kommt – sie machen oft Einsprachen gegen Windanlagen, Kleinwasserkraftwerke oder die Erhöhung einer Staumauer.

Das Gegenteil ist richtig: Der Energiewende fehlt es an harter Kritik, deshalb kommt es zu gravierenden Fehlentwicklungen, die keiner korrigiert. Alle finden «öko» irgendwie gut, aber nicht, weil sie sich für das Thema interessieren, es ist einfach Mode, Lifestyle. Man jettet um die halbe Welt in die Ferien und spendet dann Greenpeace fürs Gewissen einen Hunderter, damit Aktivisten mit Dieselschiffen gegen Ölplattformen protestieren, die ihnen den Treibstoff für diese Schiffe liefern. Wissen Sie – wenn Sie sich in ein Abenteuer stürzen, dann setzen Sie Ihr Leben aufs Spiel, dann schätzen Sie die Risiken sehr sorgfältig ab. Sie haben meinen vollen Respekt. Doch die Politiker, die heute grossartig die Energiewende verkünden, nicht mit ihrem eigenen Geld natürlich, irgendwann mal fürs Jahr 2050, diese Politiker wird man leider nicht mehr zur Verantwortung ziehen können, wenn das Abenteuer in einem Desaster enden sollte.

(Lacht) Ich kenne Ihre kritische Haltung, ich habe mich deshalb auch auf dieses Interview eingelassen. Ich habe lieber Politiker, die sich als Pioniere engagieren, als solche, die nichts für die Zukunft machen. Wir müssen uns mit unseren Schwächen auseinandersetzen, aber wir sollten das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Ich möchte die positiven Seiten und Chancen der Energiewende aufzeigen. Bis jetzt war Energiesparen mit Strafe und Verzicht verbunden, doch für mich ist es eine positive Herausforderung. Wir befinden uns heute in einer Krise, wir wissen nicht recht, wie es weitergeht, aber wir wissen, dass wir etwas tun müssen und Verantwortung übernehmen müssen. Es ist eine Phase des Umbruchs, es wird ein sehr langer Prozess sein, wir wissen nicht, wo er uns hinführen wird, aber ich bin optimistisch, weil wir endlich neue Lösungen mit sauberen Technologien haben werden. Wir leben in einer spannenden Zeit. ○

«Keimzelle der Wirtschaft»

In Courtelary, einem abgelegenen Dorf im Berner Jura, steht die Schokoladenfabrik der Chocolats Camille Bloch SA. Mit Ragusa und Torino fährt das KMU auf der Überholspur. Patron Daniel Bloch über das Untypische seiner Firma und die Kraft, die er daraus schöpft. *Von Christian Mundt und Roland Vorlauffer (Illustration)*

Vor Biel zweigt die Autobahn nach rechts ab und steigt stark an. Die Strecke führt kurvig durch ein paar Tunnels, entlang der Klus der Schüss respektive Suze, ins Vallon de St-Imier. Links erhebt sich die Chasseral-Kette. Die Strasse der Schüss entlang führt durch Dörfer, deren Blütezeit, so scheint es, längst vorbei ist. Immer wieder passiert man renovationsbedürftige, wohl auch leerstehende Häuser. Unweigerlich überkommt einen das Gefühl, den hintersten, ja letzten Flecken der Schweiz zu durchfahren.

Am Rand von Courtelary, dem Hauptort des Bezirks, steht eine Schokoladenfabrik. 1935 zog Camille Bloch mit seiner gleichnamigen Firma hierher in den Berner Jura. Das Unternehmen, 1929 in der Stadt Bern gegründet, brauchte mehr Platz – die verlassene Papierfabrik in Courtelary bot sich als neuer Sitz an. Während des Kriegs aber wurde der Kakao knapp. Getreu dem Motto, dass Not erfinderisch macht, verarbeitete Bloch gemahlene Haselnüsse zu einer Masse, ergänzte diese mit ganzen Haselnüssen und goss sie in flache Formen. Die Füllung erhielt auf beiden Seiten einen feinen Schokoladeüberzug und wurde anschliessend in rechteckige Riegel geschnitten. Ragusa war geboren. Und wurde schnell zum beliebtesten Produkt des Hauses – was es bis heute geblieben ist.

Das Unternehmen – mittlerweile auf 180 Angestellte angewachsen – ist nach wie vor in Familienbesitz. Seit 2000 wird es von Daniel Bloch, Jahrgang 1963, Enkel von Camille Bloch, geführt.

Herr Bloch, der Weg zu Ihnen nach Courtelary führt ins absolute Niemandsland. Welche Kraft geht von diesem Ort aus, dass Sie noch immer hier Schokolade produzieren?

Ihr Eindruck, hier sei Niemandsland, täuscht: Der Berner Jura ist die am stärksten industrialisierte Region des Kantons. Etwa jeder zweite Arbeitsplatz ist hier industriell – deutlich mehr als im Berner und im Schweizer Schnitt, wo es nur jeder fünfte ist. Das merkt man in der Bevölkerung: Wir stossen hier auf grosses Wohlwollen, das wir an anderen Orten vielleicht nicht so hätten.

Prägend für die Gegend sind aber die Metall- und die Uhrenindustrie.

Mit unserer Schokoladenproduktion sind wir tatsächlich etwas die Aussenseiter hier.



«Grosses Wohlwollen»: Unternehmer Bloch.

Für mich ist aber entscheidend, dass ich gute und qualifizierte Mitarbeiter finde. Und diese finde ich in dieser Gegend etwas ab vom Schuss.

Sie sind in einer Branche tätig, in der Sie mit internationalen Konzernen im Wettbewerb stehen. Warum soll jemand in diese Gegend «ab vom Schuss» zu Ihnen zur Arbeit kommen?

Zuerst möchte ich festhalten, dass wir ein Familienunternehmen sind und das auch bleiben wollen. Dies wiederum hat Einfluss auf unsere Unternehmenskultur: Wir denken viel langfristiger als börsennotierte Grosskonzerne, setzen auf Kontinuität, auch beim Personal. Wer schnell Karriere machen will, ist bei uns am falschen Ort – so gesehen, ist unser Standort kein Nachteil. Hinzu kommt, dass wir hier in Courtelary alles konzentriert haben. Wir können darum sehr schnell Neuerungen ein- und durchführen. Veränderungen brauchen viel Kommunikation – und durch die Nähe geht das schnell. Das ist bei uns sehr ausgeprägt.

Sie selber wohnen aber in der Stadt Bern. Wie kommen Sie hierher?

Je nach Situation mit dem Auto oder mit dem Zug. Ich pendle seit zwanzig Jahren, komme aber nicht mehr jeden Tag hierher, da ich heute auch vieles von zu Hause aus erledigen kann, vor allem aber oft unterwegs bin.

Hat dieser Ort hier für Sie eine spezielle Bedeutung? Inwiefern ist es für Sie ein Kraftort?

Ich wurde in La Chaux-de-Fonds geboren, meine Mutter ist aus der Romandie. Ich bin also etwa zur Hälfte ein Romand. Dies ist sicher mit ein Grund dafür, dass ich mich hier wohl fühle: Im Berner Jura wird französisch gesprochen, es ist sehr industriell. Es ist also eine untypische Gegend hier, innerhalb des Kantons eine Minderheit. Wir als Schokoladenproduzenten sind wiederum eine Minderheit in dieser von der Präzisionsindustrie geprägten Gegend. Dieses Untypische, das gibt mir Kraft.

Auch als Schokoladenproduzent sind Sie untypisch – klassische Milkschokolade sucht man bei Ihnen vergebens.

Genau, wir sind durch und durch untypisch – das gibt uns und unseren Produkten Authentizität. Wir sind nicht Mainstream. Und das gibt uns Kraft. Wir passen, wie Sie sehen, in diese untypische Gegend.

Einer Minderheit angehören, untypisch sein. Wie wichtig ist das in Ihrem Leben als Unternehmer?

Ich fühle mich wohl in dieser Rolle. Unsere Marken, Ragusa und Torino, sind zwar auf dem Schweizer Markt längst etabliert, aber als Unternehmen sind wir weiterhin

ein kleiner Player, der mit neuen Ideen kommt und die Grossen herausfordert. Neue Wege gehen, Neues schaffen, aus dieser vergessenen Gegend herauskommen und alle überraschen – das gefällt mir.

Auch Ihr Grossvater handelte untypisch: Alser die Firma gründete, waren in Deutschland bereits die Nazis an der Macht. Jüdische Familien waren damals bedacht, ihr Geld möglichst nicht in Firmen zu investieren, wo das Kapital an einen Ort gebunden ist. Ihr Grossvater tat aber genau dies. Wie sehen Sie das heute? Hatte Ihr Grossvater bereits das Vertrauen in diesen Ort?

Das müsste man ihn fragen. (*Lacht*) Mein Grossvater glaubte an die Schweiz. Als Ragusa 1942 lanciert wurde, war die Schweiz fast der einzige Fleck in Europa, der nicht nationalsozialistisch besetzt war. Viele Freunde rieten meinem Grossvater, die Schweiz zu verlassen. Aber er blieb bei seinem Lebenswerk. Das ist auch für mich wichtig: Bei ihm kam es gut, das gibt mir Mut für die Zukunft.

«Vielleicht gründe ich mal eine Schoggi-Partei – da hätte ich sicher eine Mehrheit.»

Was macht den Erfolg von Ragusa aus?

Es vermittelt Vertrauen. Die Leute wissen, es ist ein eigenständiges Produkt, das anders ist als die anderen Schokoriegel. Heute ist Ragusa ein Stück Schweiz, ist aus der Nische herausgewachsen und eines der populärsten Schokoladeprodukte hierzulande. Ragusa war ja der erste Schokoriegel. Von Torino verkaufen wir mengenmässig aber fast so viel wie von Ragusa.

Sie sagen, Ragusa sei ein Stück Schweiz. Warum kommt Ragusa im Ausland nicht so an wie hier?

Der Bekanntheitsgrad ist überhaupt nicht vergleichbar! In der Schweiz ist Ragusa eines der bekanntesten Produkte überhaupt, im Ausland kennt es kaum jemand. Eine Marke bekannt zu machen, zu positionieren, braucht Jahre. Der Schokoladenkonsument ist konservativ. Er wechselt seine Marke nicht so schnell. Dazu ist der Schokoladenmarkt in der Schweiz heute gesättigt, jede Tafel, die wir verkaufen, geht zu Lasten einer anderen Tafel. Das macht es natürlich schwierig, zu wachsen. Als die Märkte in den Nachkriegsjahren wuchsen, ging es fast automatisch aufwärts.

Trotzdem wollen Sie verstärkt im Ausland aktiv werden, heute beträgt der Exportanteil rund zwanzig Prozent.

Wie jedes Unternehmen möchten auch wir wachsen. In der Schweiz ist dies kaum mehr möglich, also müssen wir ins Ausland gehen. Wir planen dieses Jahr in Süddeutsch-

land verstärkte Aktivitäten. Aber wir wollen auch kontinuierlich und organisch wachsen. Das heisst im Schnitt ungefähr fünf Prozent im Jahr – wobei man das natürlich nicht ganz planen kann. Wachsen wir zu stark, können wir das Wachstum nicht verkraften, unsere Kultur und Qualität könnte darunter leiden.

Sie sind Miteigentümer und Chef eines typischen Schweizer KMU. KMU sind – wie man überall hört – das Rückgrat der Schweizer Wirtschaft.

KMU sind nicht nur das Rückgrat, sondern vor allem die Keimzelle der Wirtschaft. Denn jede grosse Unternehmung fing einmal klein an. Aber ob es nun ein K (kleines) oder ein M (mittleres) ist, finde ich nicht entscheidend. Die Hauptsache ist das U (Unternehmen).

Was braucht es, damit dieses Unternehmertum in der Schweiz florieren kann?

Als Unternehmer braucht man gewisse Freiheiten. Diese sehe ich zusehends eingeschränkt. Heute besteht die Tendenz, alles regeln zu wollen: Wenn irgendwo auf der Welt etwas passiert, und mag es für die Schweiz noch so unbedeutend sein, gibt es hier sofort jemanden, der ein neues Gesetz, eine neue Regel will.

Wie wirkt sich das konkret auf Ihren Betrieb aus?

Wir müssen immer mehr belegen und nachweisen, dass wir sauber arbeiten. Wir sind aber auch ausserhalb der Produktion mit vielen Regulierungen konfrontiert, beispielsweise mit einer neuen Kartellgesetzvorlage, welche unsere Preisgestaltung einschränken würde – und das, obwohl wir weder Monopolist noch marktbeherrschend sind.

Wie Sie stören sich viele Unternehmer an immer neuen Gesetzen. Gleichzeitig ziehen sich die Unternehmer aber aus der Politik zurück. Müssten die Firmenpatrons, wie Sie einer sind, nicht verstärkt wieder politisch aktiv werden – gerade in einem Milizsystem wie der Schweiz?

Das ist sicher ein berechtigter Einwand. Ich bin dieser Meinung, ja. Man muss sich über sein Unternehmen hinaus engagieren. Ich bin im Vorstand der Berner Handelskammer und engagiere mich bei Chocosuisse und anderen Interessenverbänden. Wie weit man aber gehen kann, ob man eine «Zweitkarriere» als Politiker machen soll, hängt stark von der Situation und der einzelnen Person ab.

Aber konkret als Politiker engagieren wollen Sie sich nicht?

Vielleicht gründe ich mal eine Schoggi-Partei – da hätte ich sicher eine Mehrheit. (*Lacht*) Ich bin jetzt stark für die Firma engagiert und möchte mich künftig noch vermehrt für den Erhalt unserer Rahmenbedingungen einsetzen. ○

Ein glücklicher Tag

Der Tag, als Pipilotti Rist anfing, neue Energiefelder für die Schweiz zu erfinden.

Von Tom Kummer

Sie sitzt neben mir und trägt ihr «rotes Kleid». Ich steuere einen Wagen mit Berliner Kennzeichen, an einem glücklichen Tag in der Schweiz, ein Sommer im Schwebezustand, der Sommer von «Pickelporno»: Es ist das Video, das ihre Karriere lanciert. Ein Sommertag 1992.

Noch ist nicht klar, wie Elisabeth Charlotte Rist unsere Welt in eine Fabelwelt versetzen wird. Gewitterwolken hängen über dem Jura. Das Mittelland verwandelt sich zum Kraftort. Noch weiss ich nichts von der «Schwerstarbeiterin mit dem Anspruch auf Perfektion», von der «visionären Grossromantikerin», von «Technikversessenheit» und «Sammelwut». Es ist ein schöner, glücklicher Tag in der Schweiz. Pipilotti sitzt neben mir. Ihr erstes Kunstvideo «Pickelporno» muss vor Abgabefrist pünktlich bei den Solothurner Filmtagen eingereicht werden. Irgendwann zermatscht der Vorderreifen des Mercedes eine Papaya, hinterlässt eine saftige, bunte Spur auf der alten Kantonsstrasse, nahe Baden. Ein Rückspiegel lügt selten (ausser in den USA, wo Rückspiegel eine obligatorische Warnung tragen: «Objects in mirror are closer than they appear»).

Kaleidoskop aus Körperbildern

Noch bleiben neunzig Minuten. Genügend Zeit, um die Prä-Pipilotti-Schweiz vielleicht ein letztes Mal zu erleben. Klassische Kraftorte: eine Molkerei am Rande eines Weizenfeldes. Eine Bäuerin, die auf ihrem Traktor über eine Waldlichtung rast. Ein Fuchs im Brennesselfeld. Oder später, diese einsame Telefonzelle beim Hauptbahnhof Lenzburg: «Hallo Solothurn, ja, hier Pipilotti, ich komme ...» «Pickelporno» liegt auf dem Rücksitz. Noch weiss niemand von diesem Kaleidoskop aus Körperbildern, die sich über Kamera-Achterbahnfahrten in leuchtenden Farben aufbauen, wo Gesetze der Naturwissenschaft und der Logik ausser Kraft gesetzt sind und eine neue Schweiz entsteht: Geist und Natur sind bei Pipilotti als Einheit zu verstehen, Flower-Power, wortwörtlich. Die Karriere der aufregendsten Schweizer Künstlerin beginnt.

Pipilotti blickt jetzt in die Aussenwelt, der Fahrtwind bringt das rote Revers ihres Kleides zum Zittern, es ist ein Zittern, das sich von allen ästhetischen Vorgaben längst gelöst hat, vielleicht auch von den herkömmlichen Vorstellungen, was der Mensch oder wie der Körper zu sein hat. Ich habe noch keine Ahnung, was das alles bedeutet, steure den Wagen in Richtung Solothurn, in Richtung Geheimnis. Aber ich

spüre etwas, die Hippies nannten es in den sechziger Jahren «Vibes!» Pipilottis Anwesenheit verändert dein Bewusstsein, dass du irgendwann aus total neuen Augenhöhlen zu schauen scheinst. Jeder von uns hält ja bekannterweise einen Grossteil seines Geistes unter Verschluss. Drogen scheinen ein Schlüssel zu sein, mit dem man verschlossene Türen öffnen könnte. Aber hier geht es nicht um Drogen. Sondern um unseren Verstand, der von einer Glücksdroge namens Pipilotti angebohrt wird. Man kann diesen Verstand auch mit einem «Reizventil» vergleichen, wie es der Schriftsteller Aldous Huxley in seinem Meisterwerk «Die Pforten der Wahrnehmung» beschrieben hat.

Bei gewöhnlicher Wahrnehmung schicken die Sinne eine überwältigende Flut von Reizen an das Gehirn, die dieses dann auf ein Tröpfeln zurückfiltert, zum Zweck des Überlebens in einer immer nur auf ein Höchstmass an Wettbewerb und höher, grösser, schneller ausgerichteten Welt. Der moderne Mensch ist aber so rational, dass dieses Hirn-Tröpfeln hochgradig blass und dünn geworden ist. Für das blos-

Das Ursprungswerk der Künstlerin ist heute in unseren ästhetischen Alltag eingeflossen.

se Überleben ist das zwar alles äusserst effektiv und nützlich, aber es schirmt uns ab vom erstaunlichsten Teil des menschlichen Wahrnehmungspotenzials, ohne dass es der Mensch überhaupt ahnt. Wir sind aus unserer eigenen Welt ausgeschlossen. Und daran wird Pipilotti mit ihren Kamerafahrten bald ganz viel ändern. Sie wird uns menschliche Figuren zeigen, klassen- und zeitlos, nackt oder im Makrobereich, weil in jener Sphäre klarwird, dass wir von Reptilien abstammen. Sie wird in unsere Körperhöhlen vordringen und noch viel tiefer: Sie wird unsere Psyche anbohren, neue Kraftfelder entstehen lassen, bunte Bomben basteln.

Zeitsprung. Sommer 2014: Pipilotti vor mir, undeutlich, verzerrt, auf Skype, diesem Mutterschiff der modernen Kommunikation. Zwischen uns: der Atlantik, der amerikanische Kontinent, vielleicht auch ein endloses Kornfeld zwischen Schnottwil und dem Säntis. Ich erkenne das Lächeln. Wie vertraut man Augen auf einem Bildschirm? Was ist noch zu erkennen im Gesicht von Pipi Pickelporno? Es gibt Leute, die nennen sie jetzt «unseren erfolgreichsten



Die Menschen fühlen sich wohler: Pipilotti Rist in

Kunstexport» – das klingt nach stählernem *material girl*. Kann nicht sein. Ist sie immer noch offen? Ganz ohne Kalkül? Hat noch immer diese schnurgerade Art? Es ist angenehm, in ihr Gesicht zu blicken. Sie mache heute Wohlfühlkunst, behaupten Kritiker. Sie sei «soft». Stille.

Kunst, Kitsch, Humor und Schock

Klar, die Menschen fühlen sich wohler, seit sie die Glücksdroge Pipilotti in verschiedenster Form seit Jahren konsumieren können – ohne es vielleicht zu wissen. Ihr Energiefeld steckt längst in unserem Wasser, in den Wolken, in



ihrem Zürcher Atelier.

Blumenfeldern nahe Rickenbach. Es ist heute überall, im Herzen der Leute, hineingebohrt in den Verstand. Ganz besonders im visuellen Alltag, in der Werbung, bei der Selbstinszenierung, besonders in den sozialen Netzwerken. Pipilottis Ursprungswerk ist heute in unseren ästhetischen Alltag eingeflossen: Da ist die «postfeministische» Haltung, die befreiende Lust an schönem Schein, an Sinnlichkeit, die unbekümmerte Balance zwischen Kunst, Kitsch, Humor und Schock – weltweit kopiert, inhaliert, als Kraftorte etabliert. Und doch ist da immer noch diese magische Landei-Glaub-

würdigkeit, die Pipilotti heute ausstrahlt, wie, sagen wir mal, das legendäre *mountain girl*, jenes Hippie-Mädchen, das mit Ken Kesey und den Pranksters eine Busreise durch das Blumenkinder-Amerika der sechziger Jahre unternommen hat, dokumentiert vom Schriftsteller Tom Wolfe in «The Electric Kool-Aid Acid Test» – und dabei für eine ganze Generation, für ganz Amerika den Blick auf die Welt veränderte. Es ist eine Landei-Glaubwürdigkeit, die das Werk und die Persona Pipilotti bis tief in die Herzen des globalen Kunstestabliments bohren: mit immer sperrangelweit auf-

gerissenen Augen durch die Gegend laufen, aufgewühlt, aufgezogen wie eine Ratschenwinde, und keiner kann ihr folgen.

Die Schöpfung aus der Sicht der Frauen

Und jetzt also die Konfrontation mit neuen Arbeiten, Sommer 2014. *The next step*: das Undefinierbare. Direkt vor mir, auf dem Bildschirm. Es ist wie der Anfang einer Zeitreise – bloss dass in die Zeitmaschine keine Jahreszahl programmiert wurde. Die Arbeiten sind zarter, unbeschreiblicher, rein. Kunst führt zur Steigerung der Lust an der Existenz. Das



Flower-Power: Rist, 2000.



«Homo sapiens sapiens»: Biennale, Venedig, 2005.



Reise ins Nirwana: Rist mit der Frauenband Les Reines Prochaines, 1994.

universale Prinzip der Existenz galt einmal als männlich. Doch längst ist die Schöpfung aus der Sicht der Frauen zu betrachten. Auch wegen Pipilotti. Sie hat uns gezeigt, dass die Energie der Kunst entsteht, wenn die Welt als Kunstwerk und Spiel begriffen wird, wenn Individuen aus ihrem Leben ein kleines Lebenskunstwerk machen. Wollen wir uns streiten, dass ihre neuen Arbeiten weniger wie, sagen wir mal, die Elektronikpioniere Kraftwerk, sondern mehr wie das Frühwerk der Psychedelic-Elektroniker Tangerine Dream «klingen», wie ein Schweigen in Trance, das fälschlicherweise dem New Age zugeordnet werden könnte? Wollen wir uns darüber strei-

ten, wo die Intensität von «Pickelporno» geblieben ist, die herrlichen «Slapsticks» der Technik, wie damals, als sie ihre Bilder mit Störmethode genussvoll malträtierte? Alles unwichtig. Was zählt, ist der ewige Wert des Energiefeldes im Werk von Pipilotti Rist – es verweist eindeutig auf die zwei Seiten der Macht: die helle und die dunkle.

Endlose Lust am Bildermix

Back to the future, Sommer 1992. Blick in den Rückspiegel, nahe Lenzburg, sehe die tiefstehende Sonne am Horizont, sehe dieses goldene Weizenfeld, das sich im Winde bewegt, und es scheint fast so, als ob von dort lodernde

Flammen himmelwärts schiessen würden und der Rückspiegel sich dabei zu einem angesengten Farbfilm in einem überhitzten Projektor verwandelte. Pipilotti's grösste Lehrmeister damals: Kino, Werbung, Musikvideoclips. Und eine endlose Lust am disparaten Bildermix, am suggestiven Klangteppich. Aber wer hätte vermuten können, dass dieses Landei im roten Kleid am Schnitttisch alles technisch so perfekt hinbekommt. Das war ihr Geheimnis. Das Landei war nämlich in Wahrheit eine gefährliche Laborantin, samt gefährlichen Assistenten, die Gifte und Kabel vermischt und sie dir einfach so ins Herz – oder in den Hintern – steckt, bis du aufgibst und mit einer Jesus-am-Kreuz-Geste gegen die Wand läufst.

Im Licht der Liebe und der Leidenschaft

Mit Pipilotti geht die Reise ins Nirwana. Nur die primitiven Urschweizer wussten schon länger davon, erlebten die reiche und schillernde Flut der Bewusstseinsenerweiterung, erkannten unsere Kraftorte in ihrem vollen Ausmass. Rheintaler Bauern rauchten bis ins 19. Jahrhundert milden Hanf, da der Tabak aus der Türkei für sie nicht erschwinglich war. Heute noch erfahren Kleinkinder während der ersten Monate ihres Lebens die Welt im Naturzustand – bis das Normalitätstraining die Türen zu dieser anderen Welt für immer zu knallt. Pipilotti weiss, wie diese uralten Türen zu öffnen sind. Durch sie kann heute der moderne Mensch hindurchschreiten und sein göttliches Geburtsrecht wiederentdecken ... mit erweitertem Stammhirn, freakig wahr!

Sommer 1992, nahe dem Kernkraftwerk Gösgen. Ein kleines blitzendes Silbermedaillon baumelt jetzt im Fahrtwind um Pipilotti's Hals, das abwechselnd in grellen Blitzen explodiert, Regenbogenfarben verschießt, je nachdem wie es gerade von der Sonne getroffen wird. «Pickelporno» liegt bewegungslos auf dem Rücksitz.

Dann, weiter westlich, nahe Olten: ein altes Industriegelände mit weidenden Kühen auf einer tiefgrünen Wiese. Eine Bäuerin schneidet vor ihrem Hof Unkraut, ihr Sohn tanzt mit so einer Art Sieben-Zwerge-Gnomen-Hut um einen Kirschbaum. Dank Pipilotti verwandelt sich unser ästhetischer Alltag zum Kraftort im Verstand: Das ist die klare Vorstellung einer neuen Welt, die im Licht der Liebe und der Leidenschaft erscheint. Eine Welt als Kunstwerk und Spiel, wo Individuen aus ihrem Leben ein kleines Lebenskunstwerk erschaffen: «Traumdestination Schweiz» – frei von Existenznöten, mit genügend Zeit und Geld ausgestattet, in einer wolkigen Ideensphäre schwebend. Längst hat sich Pipilotti in eine mythische Kultfigur verwandelt, vielleicht auch in das falsch verstandene Symbol für ein Heer von Jungkünstlern, die sich heute dem Lifestyle, Hedonismus und Schöngestigen hingeben – statt vielleicht ihre privilegierte Situation für

Werke mit kritischem Biss, Innovationskraft, Erregungs- und Störpotenzial zu nutzen.

Aber davon wissen wir damals noch nichts. Die «Pickelporno»-Phase ist bissig, störend, erregend und total verspielt. Alles ist frisch, alles fühlt sich wie echtes Kopfkino an. Nahe Wiedlisbach läuft jetzt ein wunderschönes Ding ab, Seitenfenster unten, Haare im Wind, Gewitter am Himmel. Pipilotti wirft ihren Kopf herum, schaut zurück, so weit sie nur kann, bis zum Horizont, liebliches, grünes Land, das heiter hinter uns davonfliegt. Auf der Landstrasse in Richtung Solothurn laufen ausländische Bauarbeiter mit Leiter und Handwagen, die Augen funkeln in ihren Gesichtern, wie Migranten in

Sie verwandelt sich zur grandiosen Geldanlage – aber auch zur Grossromantikerin.

einem Fieberland. Pipilotti leuchtet in ihrem roten Kleid, sie winkt den Arbeitern zu, sie winken zurück. Pipilotti wirft damals allein mit ihrer Kleiderwahl die Frage nach einem zweiten Körper auf, der fiktiv und gestaltbar ist. Eine Menge Leute stossen damals dank Pipilottis Inszenierungen zum ersten Mal in ihrem Leben die Türen in ihren Köpfen auf. Neue, prächtige Kraftorte entstehen, weit weg von den Klassikern wie «Wasserfällen», «Berggipfeln»,

«Waldlichtungen» oder «magischen Tälern» – mit Pipilotti wird vieles möglich. Amerikanische Kunstkritiker werden es sechzehn Jahre später bei einer monströsen Installation im MoMa nüchtern, aber nicht minder euphorisch etwa so zusammenfassen: Rist stehe für Utopie, für Freiheit und Sinnlichkeit. Ihre Kunst sei ein emanzipatorischer Aufruf, sich aus der Knechtschaft der Normen, Ängste und Konventionen zu befreien. Der *New York Magazine*-Kritikergott Jerry Saltz äussert sich bloss mit: «Wow!»

Sommer 1992, Karrierestart

Es ist die Zeit, als der Dow-Jones-Index auf unter 8000 Punkte fällt, das Gespenst der Deflation droht. Pipilottis «Videobänder» verkörpern dagegen «Schwereelosigkeit» und «stabile Werte», mit Bildern und Tönen, die unfassbare acht Terabyte schwer sind und in der MoMa-Show Produktionskosten von angeblich über einer Million Dollar verschlingen. Noch nie in der Geschichte des Mediums wurde eine anspruchsvollere Arbeit realisiert. Und Pipilotti verwandelt sich zur grandiosen Geldanlage – aber auch zur Grossromantikerin, zur utopischen Philanthropin – und vielleicht trägt sie dazu auch mal wieder einen roten Secondhand-Anzug aus gebrauchten rot-weissen Tischtüchern.

Zeitmaschine: «Pickelporno» liegt noch immer bewegungslos auf dem Rücksitz. Blitze schlagen über Solothurn ein. Sommer 1992.

Wer jetzt den Arm anhebt, bekommt eine zweite Haut – aus Blitzen, aus Elektrizität, einen Anzug aus Strom. Alles ist möglich. Wir fahren in Solothurn ein, nahe der St.-Niklaus-Kirche, voll im Einzugsgebiet des legendären Kraftorts Verenaschlucht. Selbst die Brücken mit ihren Geländern aus Ästen wirken dort, als ob sie organisch gewachsen wären. Einfach rasch einen Blick in die tiefgrün verwucherte Schauerroman-Parklandschaft werfen. Vielleicht sehen wir Alice im Wunderland.

Doch wir erkennen etwas ganz anderes! Das Ziel: Kino Canva, Luzernstrasse 7. Dort endet die Fahrt: «Pickelporno» wird abgegeben. Gerade schafft es das Zwölf-Minuten-Video noch in den Wettbewerb, fällt dann international zum ersten Mal auf, gewinnt wichtige Preise, startet die Karriere von Pipilotti Rist.

Und dann wird alles plötzlich ganz still. Irgendwann liegen wir einfach nur noch im Gras, hören fernes Donnerrollen, beobachten fahlgraue Tropfen aus der Düsternis am Himmel herabschweben – wie in Zeitlupe. Das rote Licht an Pipilottis Videokamera blinkt – der alte Kraftort Schweiz wird durchlöchert.

Und was bleibt im Sommer 2014 davon übrig? Ein betörendes Brennesselfeld. Dort will ich mich hinlegen.

Gastspiel: Schweizer Gegenwartskunst,
mit Werken von Pipilotti Rist.
Noch bis 9. November, Museum Rietberg, Zürich

YOU CAN'T MEASURE STYLE
BUT YOU CAN MEASURE THE TIME LIVING IT.


CHRONOSWISS



Timemaster Chronograph GMT (CH 7553.1): Sportlicher Automatik-Chronograph mit zweiter Zeitzone, verpackt in ein markantes 52-teiliges Gehäuse. Mit 28 800 Halbschwingungen pro Stunde eine Uhr für die Überholspur. Weitere Kennzeichen: Verschraubte, massive Zwiebelkrone, Fensterdatum und eine Wasserdichtigkeit bis 10 atm/100 m. www.chronoswiss.com

Kraftort Krafraum

Privat ist der Spitzenschwinger Christian Stucki ein gemütlicher Typ. Um im Sägemehl so erfolgreich zu werden, musste er zuerst seine Bequemlichkeit besiegen. Ein Publikumsliebbling ist er trotzdem geblieben. Von Christoph Landolt und Caspar Martig (Bild)

Man glaubt, die Stahlstange ächzen und stöhnen zu hören. Je achtzig Kilo in Form von Ringen sind an ihren Enden angebracht, fixiert von Klemmen. Diese sind dringend nötig, denn wenn Christian Stucki die Hantelstange hochreisst, biegt sie sich so stark, dass die Ringe runterzufallen drohen.

Stucki ist ein Bär von einem Mann: 1,98 Meter gross, zwischen 140 und 150 Kilo schwer, Hände, die man getrost als Pranken bezeichnen darf. Einen solchen Koloss umzustossen, ist schon schwer genug, wenn er sich nicht wehrt. Doch der Stucki Chrigu, wie er von den Bernern genannt wird, wehrt sich – und wie. Er ist einer der erfolgreichsten Schwinger des Landes, vierfacher Eidgenosse (vier Kranzgewinne am Eidgenössischen Schwing- und Älplerfest), wobei er 2013 erst im Schlussgang gestoppt wurde.

Die Kraft, um seine Gegner auf den Rücken zu legen, holt Stucki im «End der Welt» – so heisst das Gebiet in Magglingen oberhalb von Biel, wo das Bundesamt für Sport eine Turnhalle gebaut hat. Seit fünf Jahren trainiert der Schwinger hier unter Anleitung von Coach Fabian Lüthy, anfänglich zweimal pro Woche morgens um sechs Uhr, heute nur noch am Dienstag, dafür intensiver.

Macht Trainieren Spass? «Ich sage jetzt mal Jein», antwortet Stucki diplomatisch. Er müsse sich «schon nicht immer extra motivieren», um in den Krafraum zu gehen. Lange war das anders. Als Jungschwinger galt Stucki als eines der grössten Talente überhaupt, aber auch als trainingsfaul, als allzu behäbig-bequem. Früher habe er halt auch einmal ein Training ausgelassen, wenn ihm nicht danach gewesen sei, erzählt der 28-Jährige.

Doch mit dieser Einstellung ist heute kein Muni mehr zu gewinnen. Schwingen, das einst belächelte Bauernhobby, ist zum Massenspektakel mit Sponsoren und Zehntausenden von Zuschauern geworden. Die Sportler können (und müssen) sich professionell auf ihre Wettkämpfe vorbereiten. Jeder Spitzenschwinger hat inzwischen seinen Personal Trainer.

«Müder, aber fokussierter»

Coach Lüthy stellt den Countdown auf fünf Minuten. So lang dauert ein Gang. Einhundertvierzig Kilo hängen an der Hantelstange. Ein Sempach Matthias wiegt 110 Kilo, ein Wenger Kilian 103, ein Forrer Nöldi 120. Nun simuliert Stucki den Ablauf eines Gangs, in dem sich die «Bösen» lauend umfassen, bis

dann einer den Hosenlupf wagt, explosionsartig den Gegner hochreisst, um ihn mit dem Rücken ins Sägemehl zu legen. Es gilt, die ganze Kraft zu mobilisieren.

Nach einigen Sekunden reisst Stucki an der Stange, bis auf Hüfthöhe, doch die Kraft reicht nicht, um sie bis zur Brust zu stemmen. Fehlversuch. Stucki sammelt seine Kräfte. Nach weiteren zwanzig Sekunden fühlt er sich wieder bereit und reisst die Hantel empor, doch wieder reicht es nicht, wieder poltert die Last zu Boden. Wieder wäre der Gegner auf den Beinen geblieben. Beim dritten Mal reicht die Kraft. Beim vierten Mal auch.

Drei Tage die Woche sitzt der gelernte Förster am Steuer eines Fleischtransporters.

Man würde denken, dass mit jedem weiteren Versuch die Kraft schwindet, dass die Gewichte schwerer und schwerer werden, doch Stucki schafft es immer wieder. Bis die Uhr abgelaufen ist, hat er acht Versuche gestartet, und fünfmal hat er die Hantel nach oben gebracht. «Am Anfang hat dir die Spannung gefehlt», analysiert Coach Lüthy. «Hinten raus war ich deutlich müder, aber fokussierter», erklärt Schüler Stucki. Er wirkt zufrieden.

Im Gegensatz zu den SCB-Spielern und den vergleichsweise schmächtigen Swiss-Ski-Fahrern, die ebenfalls im «End der Welt» an ihrer Form feilen, ist Stucki kein Profi, höchstens ein Semi-Profi. Drei Tage die Woche sitzt der gelernte Förster, der im Militär das Lastwagenfahren gelernt hat, am Steuer eines Fleischtransporters. Einen Tag hütet er seinen eineinhalbjährigen Sohn Xavier. Am meisten freue er sich darauf, mit ihm im Wald bräteln zu gehen, sagt Stucki. Was der Junior später machen wolle, sei ihm egal. «Natürlich soll er mal etwas Rechtes lernen. Aber wenn er studieren will, dann soll er halt studieren.»

Stucki ist bei jedem Schwingfest ein Publikumsliebbling. Das hat einerseits mit seiner zugänglichen Art zu tun (er parliert auch noch Minuten vor einem Gang mit Zuschauern), andererseits auch mit Sprüchen, bei denen man nicht genau weiss, ob er nur das sagt, was man in seinen Kreisen halt denkt, oder ob er gerade einen Witz gemacht hat. Beispiel aus einem Interview: «Was denken Sie, wenn der erste Schnee fällt?» – Antwort Stucki: «Jetzt ist es Zeit, die Winterreifen zu montieren.»

Einmal ist der Berner mit seiner direkten Art auch ins Messer gelaufen. Auf die Frage des SBB-Magazins *Via*: «In Ihrem Selbstverständnis: Sind Sie zuerst Schweizer oder Berner?», antwortete Stucki vor vier Jahren: «Zuerst bin ich Eidgenosse. (*Lacht*) Nein, das ist immer ein heikles Thema, weil es schnell heisst, man sei ausländerfeindlich. Aber Schweizer kann jeder werden, Eidgenosse nicht.» Der *Tages-Anzeiger* versuchte daraufhin, Stucki in die rechtsextreme Ecke zu stellen, doch die Aufregung ging vorüber. Weg ist aber auch die erfrischende Unbedarftheit den Medien gegenüber.

Wenn Stucki heute gegenüber der *Weltwoche* eine Frage beantwortet, tut er das fast so routiniert und abgeklärt wie ein Fussballer: «Sponsoring im traditionalistischen Schwingsport?» – «Es ist sicher gut, dass der Verband schaut, dass die Tradition gewahrt bleibt. Wir Schwinger wollen natürlich unsere Sponsoren haben.» – «Wie viel verdient man heute als Spitzenschwinger?» – «Es *längt* für zwei Wochen Ferien und ein Auto. Ich will nicht jammern.» – «Hätten Sie gerne mehr Sponsoren [Stucki wirbt für eine Biermarke, einen Harddiscounter und den Lastwagenverband Astag]?» – «Wenn du nicht der König bist, ist es schwierig.» – «Wie wichtig wäre Ihnen der Schwingerkönig-Titel?» – «Man kann das nicht planen. Zuerst will ich Kilchberg verteidigen.»

Stucki hat den Kilchberg-Schwinget bereits 2008 gewonnen. «Mit 29 geht zwar nicht mehr alles so ring wie mit 23.» Er benötige längere Erholungsphasen, könne anders als früher nicht mehr am Tag nach einem Schwingfest in die Bar gehen. Doch damals habe er noch nicht so trainiert wie heute. Im Gegensatz zu früher spüre er heute nach einem Wettkampf «keni Brästeli» mehr. Alles ist also angerichtet für den 7. September, für die «Operation Titelverteidigung».

Der Kilchberg-Schwinget, Höhepunkt der Saison, ist das elitärste unter den Schwingfesten. Es findet nur alle sechs Jahre statt. Tickets kann man keine kaufen, weil alle 12 000 an «verdiente Vereinsmitglieder» gehen. Und nur die sechzig Besten, die sogenannten «ganz Bösen», dürfen ran. Ein Sieg hier gilt als ähnlich schwierig wie am Eidgenössischen, als vielleicht sogar schwieriger. Nur der legendäre, vor zwei Jahren verstorbene Karl Meli hat in Kilchberg zweimal gewonnen. Gewinnt Stucki, gilt: Schweizer gibt es Millionen, Nachfahren der alten Eidgenossen vielleicht einige tausend, Eidgenossen einige hundert – zweifache Kilchberg-Sieger aber gäbe es nur zwei. ○



Fast so routiniert und abgeklärt wie ein Fussballer: Stucki Chrigu, vierfacher Eidgenosse.

Ach, Sozialismus

Fremde durften hier gern mit linken Ideen experimentieren, selbst erwärmten sich die Schweizer nie dafür. SP-Nationalrat Andreas Gross über die Nöte eines Sozialisten. Von Wolfgang Koydl und Charly Hug (Bild)

Es gibt Orte in der Schweiz, die wirken überhaupt nicht schweizerisch im landläufigen Sinn: Sie sind nicht sauber, stolz und adrett, sondern eher ärmlich und bedrückend. St-Imier ist so ein graues Aschenputtel. Seine besten Jahre sind vorbei, und die baumlosen, öden Strassenschluchten mit ihren Plattenbauten und den bröckelnden Bürgerhäusern erinnern mehr an Moldawien als an St. Moritz.

Der architektonisch eleganteste Blickfang und zugleich gesellschaftliches Zentrum ist der Avec-Markt am Bahnhof. Von hier sind es nur ein paar Schritte zu den Werkhallen von Longines. Der Uhrenhersteller sitzt auf denselben «langen Wiesen», wo die Firma 1832 gegründet wurde und denen sie ihren Namen verdankt. Noch immer steht das Gebäude wie ein Schloss in einem Park – auf der anderen Seite des Bahndammes, als ob sich der wichtigste Arbeitgeber ein wenig von dem Städtchen mit seinen knapp 5000 Einwohnern distanzieren wollte.

«Radikaldemokrat»

Auch die Rue Francillon ist eine wenig inspirierende Strassenschlucht, aber sie ist auch so etwas wie die Bahnhofstrasse von St-Imier. Hier geht man einkaufen: Medikamente, Möbel oder Mode – wobei manchen Schaufensterpuppen leider die Hände fehlen. Für Neuanschaffungen fehlt das Geld. Im führenden Uhrenladen wiederum kriegt man keine Produkte von Longines. Die wären zu teuer.

Im Haus Nummer 29 an der Rue Francillon freilich ist man an Luxus ohnehin nicht interessiert. Hier liegt der «Espace noir», ein anarchistisches Kulturzentrum, wo man an jenes Ereignis erinnert, als St-Imier ein bisschen Weltgeschichte schrieb: Am 15. und 16. September 1872 trafen sich Delegierte aus ganz Europa in der Jurastadt und riefen die «Anti-autoritäre Internationale» ins Leben – den anarchistischen Gegenentwurf zur sozialistischen Internationalen, die vom obrigkeitgläubigen Stammvater Karl Marx dominiert wurde. Der wollte die Macht im Staat erobern und von dort aus die Gesellschaft ändern; seine Gegner um den Russen Michail Bakunin sahen im Staat die Wurzel des Übels: «Aus einer autoritären Organisation», so einer ihrer Leitsprüche, «kann sich nie eine freie Gesellschaft entwickeln.»

Andi Gross kennt den Espace noir gut. Der Zürcher SP-Nationalrat fährt oft von seinem Wohnort in St-Ursanne herüber. Diesmal ist sein MG aber zu Hause geblieben. Es regnet, und bei Gross' britischem Oldtimer handelt es

sich um ein Cabrio mit Verdeckproblem. Im Espace noir nimmt Gross an Diskussionen teil, besucht Ausstellungen, und nach einer Inspektion des Buchladens konstatiert er nun befriedigt, dass seine Bücher noch immer im Regal stehen. Offen bleibt, ob sie dort Staub ansetzen oder tatsächlich gekauft werden. Für den Parlamentarier, der sich selbst einen Radikaldemokraten nennt, ist St-Imier freilich auch ohne Buchverkauf ein ganz besonderer Ort: «Hier ist eines der letzten Zentren der Idee», sagt er, und wird geradezu andächtig. «Das ist der Ort in der Schweiz mit der Art von Sozialisten, mit denen man sich als Radikaldemokrat am meisten identifizieren kann.»

Die Idee des Sozialismus mag im schweizerischen St-Imier vor knapp anderthalb Jahrhunderten zwar eine Sternstunde erlebt haben, doch in der praktischen Politik hat sie in der Schweiz nie Fuss gefasst. Andere Staaten mögen mehr oder weniger leidenschaftlich mit sozialistischer Theorie und Praxis geflirtet und sie mit meist mangelndem Erfolg ausprobiert haben; Schweizer hingegen setzen auf bürgerliche Werte: Eigenverantwortung, Fleiss – und auf den Markt. Es verhält sich so wie in jenem Witz aus der Sowjetunion, als der fiktive Sender Radio Eriwan auf die Frage antwortet, ob man den Sozialismus auch in der Eidgenossenschaft einführen könne: «Im Prinzip ja, aber es wäre doch schade um das schöne Land.»

Gross kann über diesen Witz nur müde schmunzeln. Wirklich lustig findet er ihn nicht, genauso wenig wie die Frage, ob er nicht manch-

«Hier ist eines der letzten Zentren der Idee», sagt Gross, und wird geradezu andächtig.

mal lieber in einem anderen Land sozialistischer Politiker geworden wäre. Er weiss natürlich, dass das Schweizer Stimmvolk linke Vorlagen nicht nur zuverlässig, sondern meist auch noch mit krachenden Mehrheiten ablehnt – die Mindestlohn-Initiative, die 1:12-Initiative und der Vorstoss zu einer Verlängerung der gesetzlichen jährlichen Ferien waren nur die jüngsten Beispiele. Im Ausland lösen solche Voten fast noch mehr Kopfschütteln aus als Minarettverbote und die Regulierung der Zuwanderung.

Gross hat das alles schon gesehen, alles schon erlebt, alles schon durchlitten. Und neu sei das alles nicht, seufzt er. «Schon das allererste Gesetz, das durch das damals neue Instrument des



«Die Freiheit musste nie erkämpft werden»:

Referendums abgesehen werden musste, das Fabrikarbeiterschutzgesetz von 1877, wäre um ein Haar bei den Wählern durchgefallen», sagt er achselzuckend. «Es sah eine Verkürzung der Arbeitszeit auf elf Stunden am Tag und ein Verbot der Kinderarbeit vor. Aber die Arbeiter stimmten nicht dafür. Sie fanden schon damals, dass sich der Staat nicht in Fragen einmischen



SP-Politiker Gross in St-Imier.

sollte, die besser von den Sozialpartnern gelöst werden sollten. Daran hat sich nichts geändert.»

«Feudale Zustände»

Dass sich die Schweiz den Sozialismus auf Armeslänge vom Leibe hält, erscheint insofern erstaunlich, als die Eidgenossenschaft von Anfang an egalitäre und genossenschaftliche

Züge trug. Gross freilich sieht drei andere Gründe, die aus der Schweiz eine gesellschaftspolitische Besonderheit machen: «Sie ist das einzige Land, wo die Gesellschaft den Staat geschaffen hat und nicht umgekehrt. Es gab nie eine Masse proletarischer Arbeiter in ungesunden Industrie-Slums; die Produktionsstätten waren über das Land verteilt. Und diese Arbeiter

waren immer stimmberechtigt: Die Freiheit musste nie erkämpft werden. Die Schweizer Sozialisten stellten die Demokratie nie in Frage, sie nutzten sie, um sie zu verbessern.»

Anders als der grosse Nachbar Deutschland erlebte die Schweiz zudem eine Revolution, nur dass sie von Bürgerlichen getragen und erfolgreich durchgezogen wurde. Dass dies gelang, war jedoch auch einer gehörigen Portion Glück zu verdanken, davon ist Gross überzeugt. Wäre er nicht durch die 1848er Aufstände in seinem eigenen Reich abgelenkt gewesen, hätte der reaktionäre österreichische Reichskanzler Metternich seine Drohung wahrgemacht und in der Schweiz, diesem Hort revolutionärer Umtriebe, «aufgeräumt».

Die Folgen dieser bürgerlichen Revolution waren weitreichend, und sie wirken bis heute nach. «Die Schweizer Sozialdemokratie entwickelte sich aus dem linken Flügel radikaler Bürgerlicher», betont Gross. «Sie mussten sich nie gegen absolutistische Feudalherren durchsetzen. Sie waren nie so obrigkeitshörig und staatsversessen wie klassische Marxisten.» Entspannt war auch das Verhältnis zu den Fabrikherren. «Der Patron lebte mit im Dorf, die Arbeiter identifizierten sich mit ihm und mit der Fabrik.» Ein anderer prominenter Schweizer Linker, der Grüne Jo Lang, fasst die historische Schwäche der Linken bündig zusammen: «Das Schweizer Bürgertum hat die Aufgaben der liberaldemokratischen Revolution gründlicher erledigt als andernorts.»

«Repariere nichts, was nicht kaputt ist»

Wenn es Bürgerliche waren, die ein soziales Paradies geschaffen haben, dann könnte man doch daraus folgern, dass soziale Anliegen zu wichtig sind, um sie Sozialdemokraten und Sozialisten zu überlassen. Dem ehemaligen Juso-Chef Gross sträuben sich bei solchen Anmutungen sichtlich die Haare. Von einem Paradies könne keine Rede sein, entrüstet er sich: «Die Schweiz ist überhaupt nicht sozial.» Das Problem sei die «Schizophrenie» der Schweizer: «Politisch haben sie die Demokratie realisiert, aber wirtschaftlich akzeptieren wir feudale Zustände. Im kollektiven Unterbewusstsein ist der Gedanke verankert, dass die Wirtschaft sich am besten selbst organisiert und der Staat sich nicht einmischt.»

Nun ist es fast unmöglich, im Unbewussten verwurzelte Überzeugungen auszuhebeln, und vielleicht meint Andi Gross dies, wenn er beklagt, wie schwierig es sei, in der Schweiz für soziale Gerechtigkeit einzutreten. «Denn von Ausnahmen abgesehen, war der Gerechtigkeitsbedarf nie so gross wie in Deutschland oder in Frankreich.» Mit anderen Worten: Er und seine Genossen werden sich noch lange vergeblich abmühen müssen, um ihre Landsleute von Segnungen zu überzeugen, die sie längst geniessen.

Radio Eriwan hatte also recht. Amerikaner würden es noch knapper ausdrücken: «Repariere nichts, was nicht kaputt ist.» ○

Zürich by Wünschelrute

Eine besondere Aura umgibt die weltberühmte Zürcher Bahnhofstrasse. Wirklich? Unterwegs mit einem Pendler, der die Kräfte der wichtigsten Einkaufs- und Geschäftsstrasse der Schweiz ausmisst.
Von Gion Mathias Cavelty und Mario Wagner (Illustration)

Als Churer ist man ein armes Würstchen. Das wurde mir schon früh im Leben klar. «Chur Kornplatz» wurde einem beim sonntäglichen Monopolspielen für lausige 1200 Franken nachgeschmissen. Sagenhafte 8000 Franken musste man hingegen für «Zürich Paradeplatz» hinblättern, es war das mit Abstand begehrteste Feld. Was ist das Geheimnis des Paradeplatzes und der Bahnhofstrasse, deren Teil er ist? Was für Kräfte sind hier am Wirken? Heute will ich es herausfinden. Dazu habe ich meinen Freund George aufgebeten – mit seinem Kupferspiralpendel kann er angeblich die Stärke von Kraftorten messen. Diese wird in sogenannten Bovis-Einheiten (BE) angegeben; Namensgeber ist der französische Radiästhesist André Bovis (1871–1947). Die Werte reichen von «unter 1600 BE = keine Lebenskraft mehr» bis «170 000 BE = Cheops-Pyramide/Königskammer».

Ein erster Test vor dem Eingang zum Tabakgeschäft an der Bahnhofstrasse 70 ergibt: Das Pendel scheint zu wissen, was es tut. 1000 BE zeigt es an, das bedeutet: «Giftstoffe». Hier die Resultate von vierzehn von George in der Folge jeweils vor deren Haupteingang ausgependelten Lokalitäten an der Bahnhofstrasse (in alphabetischer Reihenfolge):

Apple Store (Bahnhofstrasse 77) — 14 000 Bovis-Einheiten, das bedeutet laut Pendeltabelle: «Heils substanz». Wegen des Apfel-Logos? Ich kriege jedenfalls nur leichtes Kopfweg, als ich den Laden betrete. Oder wird meine Hirnhaut elektrisch stimuliert?

Bucherer (Bahnhofstrasse 50) — 8000 BE (= «gute Vitalstrahlung beim Menschen»). Vielleicht rührt der Wert von dem potthässlichen Riesen-Goldnugget her, das vor dem Geschäft liegt? Ist vielleicht als Meteorit vom Himmel gefallen. Den asiatischen Touristen gefällt das Ding jedenfalls, sie fotografieren es wie wild.

Credit-Suisse-Hauptsitz (Paradeplatz 8) — 0 BE. (Zur Erinnerung: Alles unter 1600 BE bedeutet «keine Lebenskraft mehr». Also: «tot».)

Franz Carl Weber (Bahnhofstrasse 62) — Das Pendel kann sich nicht entscheiden; von 30 000 BE geht es runter auf 15 000 BE. Für meine Tochter möchte ich eine *Käpselipischtole* kaufen, aber eine Verkäuferin erklärt mir, dass aus waffengesetzlichen Gründen nur noch Spielzeugpistolen verkauft werden dürfen, die aus Plastik und durchsichtig sind. «Wo kommen wir

hin, wenn sie auch noch den Piraten und Rittern ihre Schwerter wegnehmen?», seufzt sie.

Galerie Gmurzynska (Paradeplatz 2) — 32 000 BE – das liegt im Bereich «Muskatnuss» mit 34 000 BE. «Bitte klingeln, Tür öffnet automatisch», heisst es an der Tür. Ich klinge zehn Mal, aber nichts öffnet sich. Während des Wartens zähle ich die toten *Müggl* im Schau fenster (drei sind's).

H & M (Bahnhofstrasse 92) — 4000 BE. «1. Stock Damenunterwäsche.» Klingt aufre gender, als es ist. 15-Meter-Schlange vor der Umkleidekabine. Ein Teenie-Girl kommentiert ein geblühtes Bikini-Oberteil: «O, mini Schwöschter hät das – isch rächt übel!»

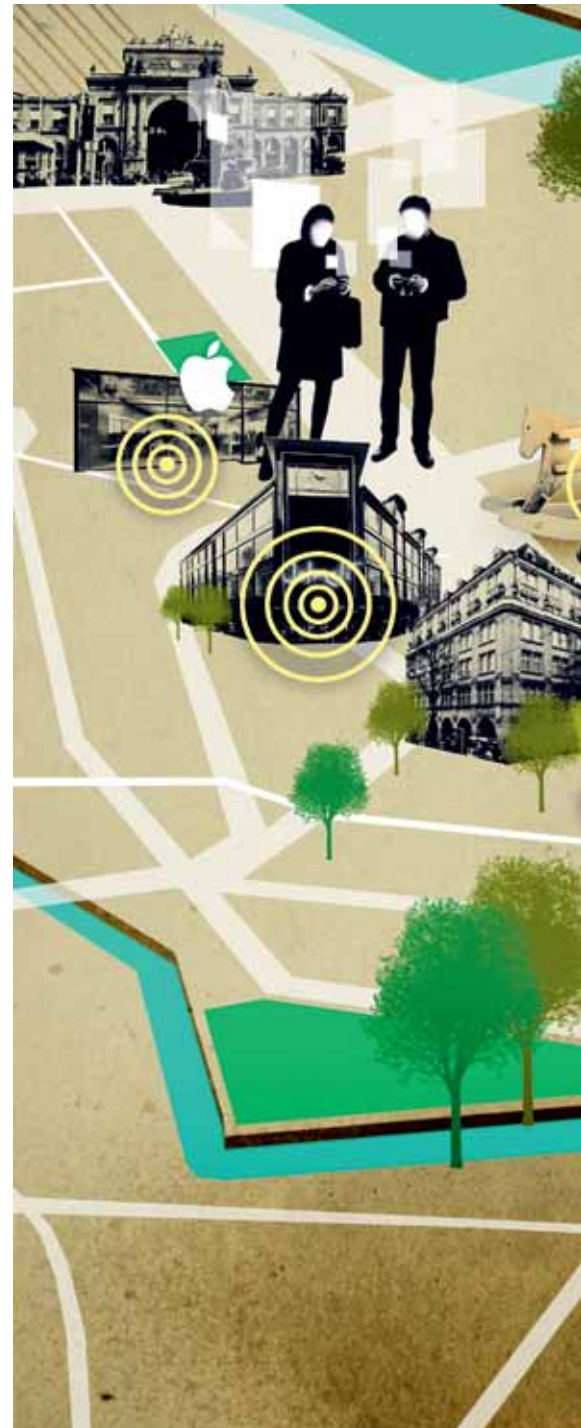
Hublot-Boutique (Bahnhofstrasse 44) — Das Pendel weigert sich, zu pendeln – es macht nicht die geringste Bewegung. Ich hoffe, es ist ihm hier nicht zu vulgär, denn ich bin Hublot-Fan. Der Geschäftsführer, Ulrich Peters, kann sich das Ganze auch nicht erklären: «Nur schon wegen der Power von Jean-Claude Biver müsste das Pendel ausschlagen.» – Ein Mann und eine Frau betreten den Laden; beim Anblick eines bestimmten Hublot-«Big Bang King Power»-Modells aus Titan ruft er aus: «Hammer! Wie teuer?» – «Da sind wir bei 18 900», meint Peters nüchtern. «Hammer!», sagt der Mann noch einmal. Auch seine Frau ist von einem Stück ange tan, doch ihr Begleiter greift korrigierend ein: «Nein, Schatzi, ich zeige dir die Uhr, die dir wirklich gefällt!» Er zeigt auf eine Hublot «Tutti Frutti» für 37 300 Franken, die Dame jubelt: «Die isch irrsinnig – min Maa hät rächt! Di ander isch zvil Glitzer.» Sie wird die Uhr auf den Geburtstag geschenkt bekommen.

Jelmoli (knapp neben der Bahnhofstrasse) — Wind behindert zuerst die Messung; bei Windstille zeigt das Pendel dann 24 000 BE an (liegt zwischen «rechtsdrehendes Heilwasser von Fatima» mit 23 000 BE und «rechtsdrehendes Heilwasser von Lourdes» mit 26 000 BE).

Pestalozzi-Anlage (vor dem Globus) — Das Resultat ist zuerst negativ, was wahrscheinlich daher rührt, dass sich in unmittelbarer Nähe ein Abfalleimer befindet. Ein paar Schritte weiter weg zeigt das Pendel dann sensationelle 42 000 BE an – so viel hat es in der Mykerinos-Pyramide in Ägypten! Liegt hier etwas Ungewöhnliches begraben? Bis zum Jahr 1860 befand sich hier ja

die Hinrichtungsstätte der Stadt Zürich. Auf der Wiese sitzt eine heruntergekommene Gestalt mit struppigem Bart, reglos, stoisch ins Nichts blickend; fein säuberlich vor sich aufgereiht: drei Flaschen Alkoholhaltiges.

Confiserie Sprüngli (Bahnhofstrasse 21) — Das Pendel zeigt 4500 bis 5000 BE an: ein ungesun-



Wo schlägt das Pendel aus? Geschäfte und Gebäude

der Wert. Tun einem all die Luxemburgerli doch nicht so gut? Welch absurder Gedanke! – Im Café im ersten Stock komme ich mit einer alteingesessenen Zürcherin ins Gespräch: «Die Bahnhofstrasse ist nicht mehr, was sie mal war. Alle einzigartigen Geschäfte sind verschwunden, es gibt jetzt nur noch, was es überall auf der Welt gibt, und ob Leute in den Läden sind, spielt keine Rolle – es ist nur noch Prestige. Alles weg: Corrieri, Traiteur Seiler, Handar, das Feldschlösschen-Restaurant, Rosy Brod, Fein-Kaller, «Huguenin» oder Hanky, wo es so schöne Muffe für Kinder gab.»

St. Annahof Coop City (Bahnhofstrasse 57) — Ein als Känguru verkleideter Mann quatscht Kinder an und hüpf mit ihnen um die Wette

(der Gewinner kriegt einen Lutscher). Eine Aktion von Scientology? Nein, der Auftakt zu einem Polterabend, das Känguru heiratet morgen.

Swatch-Flagship-Store (Bahnhofstrasse 52) — 18 000 BE (genau gleich viel wie beim «Labyrinth von Chartres»).

Türler (Bahnhofstrasse 28) — Ein mit Pfefferspray und Pistole bewaffneter Protectas-Mitarbeiter steht breitbeinig neben dem Eingang des Luxusuhren- und Juwelengeschäfts. Über sein Funkgerät kommen laufend Meldungen über offenbar verdächtig sich verhaltende Passanten rein. («Ein Mann, 1,80 gross, blaues Hemd, nähert sich dem [unverständlich]. Antworten!») Man fühlt sich an Taxizentralen-Durchsagen

erinnert. Der Sicherheitsmensch erklärt mir, dass der ganzen Bahnhofstrasse entlang ein Protectas-Netz existiert und man sich gegenseitig informiert. («Aber es ist ein gut gehütetes Geheimnis, wer alles Mitglied ist.») Musste er schon einmal auf jemanden schiessen? «An der Bahnhofstrasse nicht», antwortet er (den Blick seltsam schüchtern gesenkt).

UBS-Hauptsitz (Bahnhofstrasse 45) — Das Pendel zeigt zuerst 2000 BE an, dann sinkt es auf 0 BE, dann geht es wieder hoch auf 1000 BE. Immer noch «tot», aber immerhin nicht «ganz tot». Wenn das nicht hoffnungsvoll stimmt.

Gion Mathias Cavetty ist Schriftsteller und Satiriker in Zürich. Seine Homepage ist www.nichtleser.com



an der Bahnhofstrasse.



«Entsetzlich»: Trendforscher Horx, 59.

MvH trifft

Matthias Horx

Von Mark van Huissing — Der Trendforscher sagt, er vertrete einen «anstrengenden Optimismus». Stimmt.

In der *Basler Zeitung* von heute steht: «Matthias Horx spricht über Design und Architektur der nächsten Jahrzehnte. Jedoch sind keine prophetischen Gesten zu erwarten, denn die Zukunft ist niemals deterministisch. Wir selbst sind ihre Gestalter.» Das ist der Haftungsausschluss, nicht wahr? – «Ich weiss nicht, wer das formuliert hat ... Doch «das Design der Zukunft» wär Unsinn. Erstens ist Design immer vielfältig, und zweitens können wir es nur verstehen, wenn wir die Metasysteme dahinter verstehen. Design hat was mit Kreativität zu tun. Und wenn man da mit einem normativen Ansatz käme und sagen würde: «So sieht eine Kaffeekanne [in soundso vielen Jahren] aus», würde man sich eher lächerlich machen. Aber was man verständlich machen kann, ist das Verhältnis zwischen gesellschaftlichen Entwicklungen und Design. Also quasi aus dem Blickwinkel der Zukunftsforschung das Systemdesign verstehen lernen.»

Matthias Horx, 59, ist ein deutscher Trend- und Zukunftsforscher sowie der Gründer des Zukunftsinstituts in Frankfurt a.M. und Wien; er hat mehrere gut verkaufende Bücher geschrieben (vergangenes Jahr etwa kam «Zukunft wagen. Über den Umgang mit dem Unvorhersehbaren» heraus). Bei Wikipedia steht: «Horx beschreibt den von ihm diagnostizierten Wandel gesellschaftlicher Werte und Lebensformen unter den Bedingungen des globalisierten Kapitalismus.» Natürlich gibt es Widersacher, die streng urteilen, etwa Holger Rust, ein Soziologe, der Trendforschung im Allgemeinen und Horx im Besonderen als unwissenschaftlich darstellt. Das Gespräch, aus dem hier Auszüge wiedergegeben werden, fand statt vor seinem Vortrag im Vitra Design Museum in Weil.

«Sie sind Optimist, einer der wenigen Ihrer Branche. Einverstanden?» – «Nein, weil das die klassische Position des Rückfalls in das Klischee ist. Damit teilt man die Welt in Pessimisten und

Optimisten auf ... Und da stecken ganz viele philosophische Grundfragen dahinter: Was ist eigentlich Optimismus? Barbara Ehrenreich, die amerikanische Publizistin, hat 2010 ein schönes Buch geschrieben, «Smile or Die. How Positive Thinking Fooled America and the World» [etwa «Wie Optimismus Amerika und die Welt in die Irre führte»]. Es handelt davon, wie uns die eschatologische, narzisstische Erwartung «Alles wird gut» zu Idioten macht. Dann gibt's in unserem Kulturkreis eine langgeübte Praxis von muffigem Pessimismus, der, meiner Meinung nach, extrem faul ist, eigentlich die noch viel narzisstischere Form. Das sind die Pole. Ich würde mich als Possibilisten bezeichnen, wenn man schon auf einen -ismus aus ist, also einen Vertreter des Möglichen. Aber in dem zentraleuropäischen Kontext von, wir nennen es «apokalyptische Wellness», haha, ist das schon ein Affront. Über das Mögliche nachdenken kann man nur dann, wenn man das Scheitern einbezieht. Die Frage ist: «Wie sieht man das Scheitern?» Im persönlichen Leben gibt es ohne Krisen keine Entwicklung; wir sind als Menschen das Produkt von Krisen, unendlichen Katastrophen. Ich vertrete einen anstrengenden Optimismus, der auch eine Zu-Mutung ist, «Zu-Mutung» mit Bindestrich geschrieben.»

«Verstehe ich Ihre Bücher falsch, sagen Sie nicht, wie die meisten wirtschaftsliberalen Denker übrigens, «Die Welt ist gut – und könnte noch besser werden?» – «Alles, was Sie versuchen, mir als Modell vorzuschlagen, werde ich versuchen zu zerbröseln; links, rechts ... Es geht um politische Denkweisen jenseits der klassischen Rastersysteme. Ich bin zum Beispiel sehr für Umverteilung. Aber die Umverteilung, die wir im sozialstaatlichen System der ersten Ordnung machen, ist einfach primitiv und führt zu extremen Nebenwirkungen: Wenn man einem armen Menschen Geld gibt, ist das eine Art Abschiebung vor den Fernseher. «Die Welt ist gut», würd ich nie sagen, das ist idiotisch. Die Welt ist oft entsetzlich, aber wir sehen auch, wo sie gelingen, wie sie gelingen kann. Und wir können lernen, mitzuwirken, damit sie ein bisschen besser wird. Dieses melancholische Zuckmayer-Zitat, das ich öfter mal verwende: «Die Welt ist nicht gut, aber sie kann besser werden.» Das ist die richtige Tonart eines anstrengenden Optimismus. Es gibt in der Tat viele Anzeichen, dass auf generellen Ebenen die Welt besser wird. Aber das ist für die Leute schwer auszuhalten, weil das einen in die Verantwortung nimmt ... Der Weltuntergang ist eine faszinierende Konfiguration und macht das Leben intensiv – ich weiss, wovon ich rede, ich war fünfzehn Jahre Apokalyptiker; und hab mich dabei wohl gefühlt.»

Sein liebstes Restaurant: «Lieblingsrestaurant? Schwer zu entscheiden ... Auf der momentanen Erlebnisebene würd ich schon sagen das «Noma» in Kopenhagen – da muss der Trendforscher eigentlich hin.»
«Noma», Strandgade 93, Kopenhagen (Dänemark), Tel. +45 32 96 32 97.

1	2	3	4		5	6	7	8		9	10	11	12	13
14				15		16			17		18			
19														
20						21					22			
			23		24				25	26				
27		28							29			30		31
32					33	34		35				36	37	
				38				39			40			
41	42		43		44						45			
46				47				48						
49											50			
	51							52						

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Was Martin Luther und Zwingli waren

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Ihr Lauf führt gemächlich von Habkern Richtung Solothurn. 5 Gewohnheit macht den wilden Gram zum Reim. 9 Hardliner, dazu Jäger mit Übersicht. 14 Ideales Mittel, die Stimme des Gewissens zu übertönen. 16 Richtungsbeschreibung von einem Standort zum andern. 18 Flüssig dient es als Kältemittel. 19 Mit solchen Eigenschaften leben wir. 20 So dann wohnlich, solche Ketten. 21 Er bildet mit Clément ein berausches Paar. 22 Die Liebe mit ihm - wahrlich göttlich. 23 Einst Herrscher im griechischen Sizilien. 25 Klingenteil wie Piercing. 27 Bei Pessimisten tritt sie prinzipiell ein. 29 So zeigt sich Nikolaus in Schweden. 32 Der Zeitraum lässt Raum für grosse Ereignisse. 33 Nichtssagende Aussage. 36 Sie mag kurz gesagt Kapitalismus gar nicht. 38 Darauf gibt's im Roman Policier oft Mord. 39 Ein Juwel ist ein geschliffener Edelstein - und was zuerst? 41 Schlag ihn, dann hast du TV total. 44 Wo römische Patrizier ihre Villen bauten. 45 Englische Version einer italienischen Stadt. 46 Langgezogenes französisches Jahr. 48 Er steht zwischen Walter und Müller. 49 "Die Füße eines Orgelspielers wirken so behände wie die Hände." Fazit? 50 Polnischer Mittel- oder tschechischer Oberlauf der Oder. 51 Im toskanischen Flüssen fühlt sie sich namentlich wohl. 52 Der 48 waagrecht kommt aus Italien.

Senkrecht — 1 Im Zoologenjargon ist der Nordländer ein Konzentratselektierer. 2 Familie: Berberitzengewächse, Merkmale: gelbe Blüten, blaue Beeren. 3 Damit mögen Amis grundsätzlich ihre Burgers. 4 Von faszinieren bis zu reizen. 6 Auf halber Strecke zur Erforschung des Universums. 7 Körnchenpicker, doch keine Vegetarier. 8 Die Kleinen Kudus lieben diesen kenianischen Nationalpark. 10 Nach der Wende in Ungarn 1989 stand er ganz oben. 11 Verlässlicher als manche Kollegen, denn er hält, was es zu halten gilt. 12 Gespinst, doch nicht Flause sondern Schutz. 13 Nahe, sagt der Brite, doch wie nahe? 15 Ein Visionär ist er zweifelsohne. 17 Mit genauen Abmessungen werden die Ausmasse ersichtlich. 24 Ihre Inkubationszeit liegt bei bis zu vierzig Jahren. 26 Berühmt, was Edith Piaf einst bereut hat. 27 Exoten, Gewürzmischung wie Stadt. 28 Gift der Kartoffel. 30 Barsch, und somit kratzig. 31 Er schaffte es mit Solidarität zum Staatspräsidenten. 34 Weist in letzter Konsequenz himmelwärts. 35 Vom Monte Tuniata zu diesem Berg in der Toskana. 37 Namibisch, Volksgruppe wie Gebirge. 40 Womit die 404 Users Ärgernis ist. 42 Solchen Einsatz müssen Pokerspieler zuerst mal bringen. 43 Corn und Cotton werden erst mit ihm zu US-Regionen. 47 Mit dem Kl...r landen wir bedeutungsmässig wieder bei 11 senkrecht.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 377

	H	O	C	H	D	O	R	F		T	U	B	E	
R	U	K		A	U	B	E	R	G	I	N	E		H
I	N	T	E	R	E	S	S	E		K	T	I	M	A
A	D	O		K	R	I	T	I	S	I	E	R	E	N
L		P	F	E	R	D		T			R	A	N	D
T	H	U	R	N		I	R	A	K	E	R		S	
O	E	S	E		S	A	E	G	E		I	T	A	L
	U		S	L	I	N	G		S	I	C	H		A
A	R	A	K	A	N		E	I	S	C	H	A	L	E
B	E	L	O	H	N	U	N	G		A	T	L	A	S
O	K	A		A			T	E	R	Z		E	S	O
S	A	N	G	R	I	A		L		A	E	S	T	E

Waagrecht — 1 HOCHDORF 8 TUBE 11 RU(c)K
12 AUBERGINE 14 INTERESSE 15 KTIMA
17 ADO (-rno) 18 KRITISIEREN 19 PFERD
21 RAND 22 THURN (und Taxis) 24 IRAKER
27 OESE 28 SAEGE 29 ITAL 32 SLING 34 SICH
36 ARAKAN 38 EISCHALE 41 BELOHNUNG
42 ATLAS 43 OKA 44 TERZ 45 ESO (schweiz.
für in der Art: e so) 46 SANGRIA 47 AESTE

Senkrecht — 1 HUND 2 OKTOPUS 3 HARKEN
4 DUERR 5 OBSIDIAN 6 REST 7 FREITAG (aus
Daniel Defoes Roman Robinson Crusoe) 8 TIKI
9 UNTERRICHT 10 BEIRA (port. f. Grenze,
auch port. Region) 11 RIALTO 13 HAND
16 MENSA 20 FRESKO 23 HEUREKA
25 REGENT 26 KESS 28 SINN 30 THALES (gilt
als erster Philosoph des Abendlandes)
31 LAESOE 33 LAHAR 35 ICAZA 36 ABOS
37 ALAN (Nala, aus dem Film Der König der
Löwen) 39 IGEL 40 LAST

Lösungswort — **EHRlichkeit**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



Breguet
Depuis 1775



Breguet, créateur. Flyback-Chronograph Type XXI

Seit den Fliegeruhren, die Breguet von den 1930er Jahren an kreierte, ist die Manufaktur eng mit der Luftfahrt verbunden. Dazu trug vor allem der legendäre, 1954 für die französischen Marine-Fliegertruppen konstruierte Chronograph Type XX bei, der seither stetig weiterentwickelt wurde. Der Type XXI aus Titan, mit Flyback-Funktion und Minutenanzeige aus der Mitte, ist die zeitgenössische Interpretation seines legendären Vorgängers. Wir schreiben die Geschichte fort...



BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel +41 (0)43 344 63 63
beyer-ch.com